

Angelina Göb

Lebenswelten im Suburbanen
(Re)konstruktionen
von Raum und Routinen am Rande von Hannover



Wahrnehmungsgeographische Studien

Herausgeber
Jürgen Hasse
Rainer Danielzyk
Ingo Mose

Wahrnehmungsgeographische Studien

Band 30

Angelina Göb

Lebenswelten im Suburbanen
(Re)konstruktionen von Raum und Routinen
am Rande von Hannover



BIS-Verlag der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg

Oldenburg, 2021

BIS-Verlag
der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg
Postfach 2541
26015 Oldenburg
E-Mail: bisverlag@uni-oldenburg.de
Internet: www.bis-verlag.de

Satz/Layout: BIS-Druckzentrum (Dörte Sellmann)

ISBN 978-3-8142-2399-5

Inhaltsverzeichnis

Zusammenfassung	9
Vorwort	13
Einleitung	15
Teil A Forschungsrahmen	25
1 Strukturen und Prozesse im Suburbanen	27
1.1 Suburbane Räume	27
1.2 Suburbanität	45
1.3 Synthese: Suburbane Räume als Stadt-Land-Kontinuum	54
1.4 Erkenntnislücke I: Forschungsinteresse	54
2 Die alltägliche Lebenswelt im Suburbanen	57
2.1 Zum Begriff der alltäglichen Lebenswelt	58
2.2 Zur Konstruktion der alltäglichen Lebenswelt	60
2.3 Das Ich in der Lebenswelt	68
2.4 Synthese: Die alltägliche Lebenswelt als vielfältiges Konstrukt	77
2.5 Erkenntnislücke II: Forschungsfrage und Forschungsziel	78
Teil B Forschungskonzeption	83
3 Methodologie	85
3.1 Grundüberlegungen zur Forschungskonzeption	85
3.2 Grundüberlegungen zur Forschungslogik	87
3.3 Forschungsdesign	90

4	Datenerhebung – Instrumente	96
4.1	Das explorativ-episodische Interview	97
4.2	Die Aktionsraumkarte	103
4.3	Der Go-Along	106
4.4	Zusätzliches Datenmaterial	111
4.5	Triangulation der Daten	113
5	Datenauswertung – Methoden	115
5.1	Transkription und Anonymisierung	116
5.2	Die dokumentarische Methode	118
5.3	Die dichte Beschreibung	125
6	Die Untersuchungsräume	130
6.1	Auswahl der Untersuchungsräume	130
6.2	Profile der Untersuchungsräume	136
6.3	Selbstdarstellung der Untersuchungsräume	145
Teil C Forschungsbefunde		149
7	Zur (Re)konstruktion von Lebenswelten im Suburbanen	151
8	Zur Wahrnehmung des Selbst im Suburbanen	154
8.1	Wer bin ich?	155
8.2	Das Ich im Zentrum: Hier oder Hier – oder Dort?	161
	Fazit: Zur Wahrnehmung des Selbst im Suburbanen	163
	Diskussion und Rückbindung der Ergebnisse an den Forschungsgegenstand	165
9	Zur Wohnstandortentscheidung	168
9.1	Vergangene Zeiten – eine Retrospektive	169
9.2	Hier und Heute – der Blick auf die gegenwärtige Situation	175
9.3	Für die Zukunft – prospektive Bestrebungen	178
	Fazit: Zur Wohnstandortentscheidung	182
	Diskussion und Rückbindung der Ergebnisse an den Forschungsgegenstand	184

10	Zur Wahrnehmung des Raums im Suburbanen	187
10.1	Wo bin ich?	188
10.2	Wo bin ich? – Zur Wahrnehmung des Ortes als solchem	191
10.3	Wo bin ich? – Zur Wahrnehmung konkreter Orte im Ort	199
10.4	Wo bin ich? – Zur Wahrnehmung des Zuhauses	207
	Fazit: Zur Wahrnehmung des Raums im Suburbanen	210
	Diskussion und Rückbindung der Ergebnisse an den Forschungsgegenstand	214
11	Zur Raumnutzung	219
11.1	Aktivitäten – was macht wer wo im Ort?	219
11.2	Aktivitäten – was macht wer in seinem Zuhause?	229
11.3	Aktivitäten – was macht wer woanders?	236
	Fazit: Zur Raumnutzung	240
	Diskussion und Rückbindung der Ergebnisse an den Forschungsgegenstand	244
12	Zur Wahrnehmung der Anderen im Suburbanen	249
12.1	Wie bin ich im Vergleich? – Homogenität oder Heterogenität auf Ortsebene	250
12.2	Wie bin ich im Vergleich? – Homogenität oder Heterogenität auf Quartiersebene	256
	Fazit: Zur Wahrnehmung der Anderen im Suburbanen	261
	Diskussion und Rückbindung der Ergebnisse an den Forschungsgegenstand	264
13	Zur Interaktion	268
13.1	Zur Interaktion zwischen Familienmitgliedern und Freunden	269
13.2	Zur Interaktion zwischen Bekannten	280
13.3	Zur Interaktion unter Nachbarn	292
	Fazit: Zur Interaktion	309
	Diskussion und Rückbindung der Ergebnisse an den Forschungsgegenstand	312

14	Synthese: Zur (Re)konstruktion von Lebenswelten im Suburbanen	323
14.1	Zur Selbstpositionierung des Ichs im Suburbanen	323
14.2	Zur (In)kongruenz von Raum und Selbst	329
14.3	Zur Lebensweltkonstruktion im Suburbanen	331
15	Abschließendes Fazit und Ausblick	335
15.1	Beantwortung der Forschungsfrage	335
15.2	Anknüpfungspunkte und Verwertungsperspektiven der Forschungsbefunde für die Wissenschaft und Planungspraxis	341
15.3	Zukünftige Forschungsfelder und -themen	347
	Ausleitung	350
	Literaturverzeichnis	352
	Abbildungsverzeichnis	386
	Kartenverzeichnis	390

Zusammenfassung

Wie konstruieren Bewohner¹ im suburbanen Raum ihre alltägliche Lebenswelt? Anhand dieser Forschungsfrage habe ich untersucht, wie Lebenswelten im deutenden Wahrnehmen und sinnhaften Handeln von Menschen unter bestimmten räumlichen Voraussetzungen (re)produziert und in (inter)subjektiven Deutungsmustern manifest werden. Um herauszufinden, welche Deutungsmuster im Suburbanen (Raum) vom Suburbanen (Raum und Leben) vorliegen, habe ich ein zweistufiges, qualitativ-ethnographisches Forschungsdesign in zwei Untersuchungsräumen an der Stadtaußenrandgrenze Hannovers durchgeführt. Die Gegenüberstellung von suburban gesetzten Räumen gleichen Typs (hinsichtlich Lage und Anbindung, Ausstattung und Funktion, Entstehungsbedingungen und Entwicklungsprozessen) hatte zum Ziel, Variationen zu finden und generalisierende Aussagen über raumbezogene Lebensweltkonstruktionen zu treffen. Die gewonnenen Daten beruhen auf 45 explorativ-episodischen Interviews, 45 Aktionsraumkarten und 16 Go-Alongs in einem auf Breite und Vielschichtigkeit angelegten Sample. Die Auswertung erfolgte triangulierend mittels der dokumentarischen Methode und der dichten Beschreibung.

Meine Forschungsarbeit nimmt ihren Ausgang in der Sozialgeographie und setzt sich mikroanalytisch mit wahrnehmungsgeographischen sowie handlungstheoretischen Fragen auseinander, in deren Zentrum das Subjekt steht. Dafür rekurriere ich auf das theoretische Konzept der Lebenswelt von Alfred Schütz. In ihrer räumlichen, zeitlichen und sozialen Dimension stellt die Lebenswelt den Handlungsrahmen und das Produkt eines Ichs im Hier und Jetzt mit seiner Umwelt und seinen Mitmenschen dar. Für ihre Rekonstruktion werden sozial-räumliche Modi der Aneignung, dahinterstehender Motive,

¹ In dieser Arbeit wird zwecks besserer Lesbarkeit nur eine geschlechtsspezifische Form verwendet. Das Respektieren aller Formen von Geschlecht ist auch ohne die formale Explikation selbstverständlich.

Absichten und Ziele in ihrem zeitlichen Kontext betrachtet. Das Lebensweltkonzept dient nicht nur als theoretischer, sondern auch als methodischer Forschungsansatz und zur Einbettung meiner Empirie. Mit dieser Herangehensweise möchte ich das Grundlagenwissen über alltägliche Handlungsroutinen unter spezifisch räumlichen, d. h. suburbanen Bedingungen erweitern und die eingenommene Sichtweise hinsichtlich ihres Mehrwerts für die Erfassung und Bewertung von Raumstrukturen prüfen sowie aufzeigen, welche der angewandten Methoden und erzielten Ergebnisse für die Planungspraxis bedeutsam werden können.

Anhand der Forschungsbefunde kann ich zeigen, dass Lebenswelten im Suburbanen auf unterschiedlichen räumlichen und sozialen Ebenen (Ort, Nachbarschaft, Zuhause; Familie/Freunde, Bekannte, Nachbarn) konstruiert werden. In der Raumnutzung und Interaktion sind zwei Deutungsmuster von Relevanz, auf die sich alle Bewohner – gleich welcher Sozialisation, Enkulturation und Personalisation – verständigen können: „man hat hier alles“ und „man kennt sich halt“. Der erste Sprechakt bezieht sich auf die Funktionalität des suburbanen Raums, der als „Gebrauchsraum“ des Täglichen keiner Besonderung bedarf. In der externalisierten pragmatischen Einstellung der Bewohnerschaft reicht diese Zweckmäßigkeit grundsätzlich aus, um sich versorgen und wohlfühlen zu können. Alles zu haben heißt v. a., alles in der Nähe zu haben, was durch die Erreichbarkeit im Ort sowie der Stadt und des weiteren Umlands sichergestellt ist. Die „Nähe zu“ generiert eine Annehmlichkeit, die sich alltagserleichternd und ressourcenschonend auf die Ausbildung konstanter Alltagsarrangements der Bewohner auswirkt. Ansonsten wird der Raum als selbstverständlicher Handlungshintergrund kaum thematisch, und wenn, dann im Vergleich mit stereotypisierten Vorstellungen von Stadt und Land, die viele Bewohner auch auf sich und ihre Disposition bzw. Position im Raum beziehen. Der zweite Sprechakt, „man kennt sich halt“, beschreibt die Beziehungsformation der Bewohner im Suburbanen, die dadurch geprägt ist, dass man sich nicht nicht begegnen kann. Die Anderen können in ihrer „Funktion als“ kontextualisiert kategorisiert werden, was Sicherheit und Vertrautheit im Umgang vermittelt, ohne dass man sich mögen oder eng miteinander verbunden sein müsste. Eine oberflächlich-höfliche Distanziertheit, Toleranz und Neutralität in der Interaktion verweisen auf überwiegend funktionale Bindungen zwischen einander Bekannten. Je nach Bewertung der Anderen als (un)ähnliche Andere können diese Bindungen

verschiedene Graduierungen annehmen, sich in einer Integration oder einer Isolation des Selbst darstellen.

Der Modus des Funktionalisierens und Kennens in der pragmatischen Einstellung zeigt sich folglich in einer (Nicht-)Identifikation der Bewohner mit dem Raum bzw. den Menschen, die in diesem leben. Soziale und raumbezogene Zugehörigkeitszuschreibungen erfolgen mit unterschiedlicher Intensität, situativ und variabel. Dabei handeln Bewohner in Begegnungen gemeinsam Wertvorstellungen konsensual oder konfliktär aus, die als verortete Normen im öffentlichen Raum für Familiarität und Verhaltenssicherheit sorgen und dazu beitragen, dass im Privaten jeder das Leben leben kann, das er möchte. Betontes Ziel aller Bewohner ist es, ein angenehmes und störungsfreies Leben zu führen, in einem Raum, der zu einem passt bzw. immer wieder – entsprechend der jeweiligen Lebensphase und der Bedürfnisse wie vorhandener Ressourcen – passend gemacht werden kann. Dazu gehört auch eine entsprechende Distanz(ierung), die durch individualisierte Abgrenzungsstrategien in Form von An- und Abwesenheiten, der Setzung von semantischen und physisch-materiellen Grenzen zu erreichen ist. Um den „richtigen“ Abstand zu wahren, kommt der sozialen sowie räumlichen Nähe-Ferne-Relationierung der Bewohner eine herausgehobene Stellung im Rahmen ihrer Selbstpositionierung und Verwirklichung der Ich-Identität zu.

Der suburbane Raum stellt in seiner Überschaubarkeit resp. Erwartbarkeit für alle Bewohner eine Komfortzone dar; er ermöglicht ein bequemes, kalkulierbares Leben „vor Ort“, ohne eine Gegenleistung dafür erbringen zu müssen. Als „Kann-Raum“ liegt er unbestimmt, aber bestimmbar im Kontinuum zwischen einem Hier und Dort, Ich und Wir, dem Städtischen und dem Ländlichen. Daraus folgt, dass sich im Suburbanen jeder (mehr oder weniger gut und konsistent) arrangieren, eine Kongruenz von Raum und Selbst herstellen kann. Man kann sich entscheiden, ohne sich festlegen zu müssen. Mit dem Offenhalten von Optionen steigt die Möglichkeit, „heimisch“ zu werden, wobei man sich weder mit dem Raum noch mit den dort lebenden Menschen identifizieren muss.

Aus Sicht ihrer Bewohner sind suburbane Räume kontingente Räume, deren Kennzeichen und Qualität die signifikante Unbestimmtheit des Immer-auch-anders-sein-Könnens in der Gleichzeitigkeit von Ungleichzeitigem ist. Denn jedes Deutungsmuster ist aufgrund seiner sozialen und räumlichen Spezifik

im Werden und Gewordensein transformierbar, in der Aushandlung offen für individuelle und gesellschaftliche Umdeutungen.

Die im Rahmen der Rekonstruktion aufgedeckten subjektiven Wirklichkeitskonstruktionen sind für die Raumforschung und -entwicklung auch deshalb von Interesse, weil sie handlungsrelevant für die Ausbildung von Aktionsräumen und interaktionalen Netzwerken werden können. Diese Erkenntnis fördert eine nachhaltige(re) und zielgenaue(re), an den Bedarfen der Bewohner orientierte Planung, die die Lebensweltbewohner aktiv in das Planungsgeschehen einbezieht und damit wechselseitige, transformative Lernprozesse möglich macht.

Vorwort

Die vorliegende Arbeit greift in beeindruckender Weise eine Forschungslücke im Bereich der qualitativ-ethnografischen Suburbia-Forschung auf. Am Beispiel zweier Orte am Stadtrand von Hannover untersucht Angelina Göb, wie Bewohnerinnen und Bewohner ihre Lebenswelt wahrnehmen, aneignen und bewerten. Im Mittelpunkt steht die Frage des Lebens und Erlebens in suburbanen Räumen. Dabei ist es der Autorin mittels phänomenologischer, sehr detailreicher Beschreibungen gelungen, die vielschichtigen sozialen wie räumlichen Ebenen von Deutungsmustern und Bedeutungskonstitutionen herauszustellen und aufzugreifen.

Angelina Göb identifiziert die sich wechselseitig beeinflussenden Prozesse der Wahrnehmung (des Ichs, der Anderen und des Raums), der Raumnutzungen und der Interaktionen. In diesem Spannungsfeld kristallisieren sich zwei übergeordnete Deutungsmuster heraus, auf die sich alle Bewohnerinnen und Bewohner verständigen können: „Man hat hier alles“ und „Man kennt sich halt“. So erscheint der suburbane Raum primär als alltäglicher „Gebrauchsraum“. In der Überschaubarkeit bzw. Erwartbarkeit stellt er für alle dort Lebenden eine „Komfortzone“ dar; er ermöglicht ein bequemes, kalkulierbares Leben „vor Ort“, ohne dass eine Gegenleistung dafür erbracht werden müsste. Mit dem Offenhalten von Optionen steigt die Möglichkeit, „heimisch“ zu werden, wobei man sich weder mit dem Raum noch mit den dort lebenden Menschen identifizieren muss. Ziel der Bewohnerinnen und Bewohner ist es, ein angenehmes und konfliktfreies Leben zu führen, in einem Raum, der zu einem passt bzw. immer wieder – entsprechend der jeweiligen Lebensphase, vorhandener Bedürfnisse wie gegebener Ressourcen – „passend gemacht“ werden kann (über zeitliche, räumliche und soziale Coping-Strategien).

Auch wenn es nicht das Ziel dieser Arbeit war, suburbane Lebensweisen im engeren Sinne zu untersuchen, gelang es der Autorin, spezifische Muster und Konstellationen von sozialen wie räumlichen „Zugehörigkeiten“ herauszu-

arbeiten und damit einen Beitrag zur Erweiterung des Diskurses um Stadt-Land-Differenzen bzw. -Kontinuum und deren Konstruktionen zu leisten. So geht die Autorin in dieser Studie auf Praktiken der Positionierung der befragten Personen ein, die anhand der räumlichen, sozialen und zeitlichen Dimensionen der Lebenswelt analysiert werden. Durch die tiefgreifende Betrachtungsweise des Kontextes zeigt sich, dass Formen der Distanz und Distanzierung einen zentralen Stellenwert bei der Konstruktion der Lebenswelten und deren (inter-)subjektiven Bedeutungen einnehmen.

Die Ergebnisse dieser Studie zeigen, dass wahrnehmungsgeografische Fragestellungen für die aktuelle Suburbia-Forschung von höchster Relevanz sind und für die Wahrnehmungsgeografischen Studien eine interessante Erweiterung ihres Themenspektrums darstellen.

Die vorliegende Arbeit wurde an der Fakultät für Architektur und Landschaft der Leibniz-Universität Hannover im Winter 2020/21 als Dissertation angenommen und für die Veröffentlichung in der vorliegenden Form überarbeitet. Die Promotion von Angelina Göb wurde im Rahmen der Nachwuchsförderung der ARL – Akademie für Raumentwicklung in der Leibniz-Gemeinschaft unterstützt und gefördert.

Für die Herausgeber der Wahrnehmungsgeografischen Studien

Rainer Danielzyk

Oldenburg/Hannover, im September 2021

Einleitung



„Beste Wohnlage und freundliche Menschen... ... doch hinter dieser Idylle verbirgt sich ein dunkles Geheimnis. [...]“



[Kommissar Freddy Schenk]

Dich lässt doch diese merkwürdige Nachbarschaft auch nicht los.

[Kommissar Max Ballauf]

Ist schon komisch, ne?!

[Schenk nickt Ballauf nachdenklich zu]

Nachbarn, der Tatort.“

Abbildung 1: Tatort „Nachbarn“^{2,3}
(Trailer zur Episode 1016)⁴

2 Nutzung der Bilddaten mit freundlicher Genehmigung des WDR/ Redaktion Tatort Köln.

3 https://www.youtube.com/watch?v=rkNTHpro5_4 (letzter Abruf: Juni 2020), Bearbeitung: A. Göb.

4 https://www.youtube.com/watch?v=rkNTHpro5_4 (letzter Abruf: Juni 2020).

Im Tatort „Nachbarn“ (Abb. 1) nehmen die Kölner Kommissare ihre Ermittlungen in einem Vorort auf, der sie mit einer Bewohnerschaft konfrontiert, die über undurchsichtige Arrangements miteinander in Verbindung stehen. Keiner will etwas gesehen oder gehört haben, geschweige denn mit Außenstehenden reden. Und tatsächlich beobachten Ballauf und Schenk, wie in dieser abgeschlossenen Einfamilienhaussiedlung Jalousien und Vorhänge häufig geschlossen werden, um sich vor neugierigen Blicken der Anderen, die man zu kennen glaubt(e), zu schützen.

Anders als im Tatort macht nicht die spektakuläre, sondern die tägliche Tat im Ort diese Räume für mich und meine Untersuchungen interessant. Dabei geht es mir, wie den Kommissaren, nicht um den Blick auf, sondern hinter die Fassade, d. h. um die Sichtweise der Bewohner auf ihren Ort und die dort lebenden Menschen. Ausgehend von diesem Perspektivenwechsel frage ich, **wie Bewohner im suburbanen Raum ihre alltägliche Lebenswelt konstruieren**. Ich möchte Deutungsmuster aufdecken, die hinter der Raumaneignung stehen sowie verstehen und erklären, was und wer bedeutsam für welche Alltagsarrangements ist, wer mit wem wie bekannt und verbunden ist. So steht in meinem „Fall“ nicht das Besondere, sondern das Banale im Mittelpunkt der Untersuchung.

Zentral für die von mir gewählte sozialgeographische Herangehensweise ist das wahrnehmende und handelnde Subjekt, das seine Lebenswelt als soziale Wirklichkeit sinnhaft konstruiert. Die Lebenswelt ist der allen Bewohnern gemeinsame Schauplatz und das Zielgebiet ihres wechselseitigen Handelns – eine Welt, die „wir durch unsere Handlungen modifizieren und die andererseits unsere Handlungen modifiziert“ (Schütz/Luckmann 2017: 32 f.). Auf der subjektiven wie intersubjektiven Ebene werden Lebenswelten – wie Geographien – alltäglich gemacht (Werlen 1995). Dabei ist der Alltag in der natürlichen Einstellung von „Lebenswelt-Bewohnern“ gemeinhin gekennzeichnet durch eine Auslegung der Welt nach bekannten Regeln und als Routinewirklichkeit unproblematisch, fraglos und selbstverständlich gegeben (Berger/Luckmann 2004: 27). Wie fraglos suburbane Räume und die darin ablaufenden Prozesse wirklich sind, versuche ich in den zwei von mir gewählten „Tatorten“ am Stadtaußenrand Hannovers über ein qualitatives, mehrstufiges und methodenkombinierendes Forschungsdesign mithilfe von 45 Bewohnern herauszufinden. Aufgrund des gewählten theoretischen und methodischen Ansatzes fließt in diese „Ermittlung“ immer auch die Perspek-

tive der Forschenden selbst ein, die in der Arbeit sprachlich durch die Wahl der 1. Person Singular explizit ausgewiesen wird.

Ausgangspunkt der Untersuchung sind suburbane Räume als – vorab⁵ festgelegter – Ausschnitt der Erdoberfläche bzw. als „räumlicher Lebenswelt-ausschnitt“ (Werlen 1997: 264). Unter der Annahme, dass diese Räume mit ihren ortsspezifischen Gelegenheitsstrukturen Einfluss auf die Lebenswelt ihrer Bewohner haben, soll dem wissenschaftlichen Konstrukt „Suburbia“⁶ mit einer alltagsweltlichen Konstruktion begegnet werden, um aufzuzeigen, welche Bedeutung die physisch-materiellen Bedingungen im Wahrnehmen und Handeln der Bewohner erlangen können. Denn in der Debatte um die (quantitative wie qualitative empirische) Abgrenzung und Definition suburbaner Räume bei gleichzeitiger Herausstellung eines Verschwindens oder zumindest Verschwimmens von Grenzen im Stadt-Land-Kontinuum, ist von Interesse, wie Bewohner „ihren Raum“ erfahren, der in seiner Heterogenität kaum (er)fassbar ist. Der Raumbegriff bezeichnet aus einer lebensweltlich-konstruktivistischen Perspektive heraus nämlich „keinen vorab gegebenen Ausschnitt oder Gegenstand, sondern verweist auf relationale (Subjekt-) Positionen, von denen aus die gesellschaftliche Wirklichkeit produziert und reproduziert, wahrgenommen und angeeignet wird“ (Lossau 2012: 187).

Ausgangspunkte und Zielsetzung der Arbeit

Ein Großteil der deutschen Bevölkerung lebt – meist ohne es zu wissen – in suburbanen Räumen (Hesse 2018: 2633). Welche Räume die Bezeichnung „suburban“ erhalten, wo diese liegen und wodurch sich diese auszeichnen, ist auch „nach einem Jahrhundert der Suburbanisierung noch offen“ (ebd.: 2637).⁷ Es fehlt eine „richtige“ bzw. einheitliche Definition des Suburbanen

5 Die Setzung der Untersuchungsräume als suburbane Räume erfolgte nach phänomenologisch ausgewählten Kriterien (Teil B, Kap. 6.1).

Der Verweis auf den „wissenschaftlichen Raum Suburbia“ bleibt im Rahmen der Rekonstruktion des „alltagsweltlichen Raums“ insofern bestehen, als ich im Folgenden von „Lebenswelten im Suburbanen“ (bzw. im suburbanen Raum) als subjektiven Wirklichkeitskonstruktionen unter spezifischen räumlichen Bedingungen (nämlich suburbanen) spreche.

6 Der Begriff „Suburbia“ wird in diesem Zusammenhang synonym mit dem Begriff „suburbaner Raum“ verwendet.

7 Unter Bezug auf die Laufende Raumbeobachtung des BBSR (Stand 31.12.2011).

(Vaughan/Griffiths/Haklay et al. 2009)⁸ ebenso wie eine passende empirische Basis, um bspw. angeben zu können, wie hoch der Bevölkerungsanteil (deutschland-, aber auch weltweit) ist, der im suburbanen Raum lebt. Bislang werden Abgrenzungen in Abhängigkeit vom Forschungsinteresse anhand unterschiedlicher Indikatoren, wie administrativer, baulich-siedlungsstruktureller und politisch-planerischer Kriterien, vorgenommen und immer wieder neu und anders zusammengesetzt (BMVBS 2013: 11 ff.), Räume unterschiedlich bezeichnet und typisiert. Das liegt u. a. auch daran, dass viele suburbane Räume verschiedenste Transformationsprozesse durchlaufen haben, an veränderte Anforderungen, Nutzungsansprüche sowie -konkurrenzen angepasst worden sind und ein zunehmend funktionales, (städte-)baulich und sozial ausdifferenziertes Profil erhalten haben, weshalb schon lange nicht mehr von **dem** suburbanen Raum gesprochen werden kann (Menzl 2007: 61, 398; dazu auch BMVBS 2013: 125; Clapson 2003; Keil 2013). Im Rahmen dieser Qualifizierung resp. Diversifizierung sind suburbane Räume attraktiv für ein breites Spektrum an Aktionsformen und Nutzerinteressen geworden und nicht mehr nur „sub to the urb“ (Frank 2011: 292). Neben den physisch-materiellen Veränderungen sind es auch soziale Veränderungen⁹, die eine Verallgemeinerung und Kategorisierung suburbaner Räume erschweren. Allein deswegen müsste der vielfältigen Suburbia im planerischen, politischen sowie wissenschaftlichen Alltag ein enormer Stellenwert beigegeben werden. Allerdings liegen Forschungs- und Förderschwerpunkte oftmals in städtischen und ländlichen Räumen (z. B. Städtebauförderungs- und Dorferneuerungsprogramme, GAK¹⁰) und vernachlässigen das sozial-räum-

-
- 8 Zur schwierigen (Er)fassbarkeit suburbaner Raumstrukturen und dortiger Lebensstile auch: Hesse/Polivka/Reicher 2018; Scheiner 2008; Schlömer/Spangenberg 2008; Spellerberg 2014.
- 9 Dazu gehören Individualisierungsbestrebungen, aber auch Auflösungserscheinungen einer starren Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern inkl. deren Rollenbildern, eine Zunahme befristeter und prekärer Beschäftigungsverhältnisse mit hohen Anforderungen an die Flexibilität und Mobilität sowie eine Aufweichung der kategorischen Abgrenzung von Erwerbsarbeit und Freizeit.
- 10 GAK steht für Gemeinschaftsaufgabe „Verbesserung der Agrarstruktur und des Küstenschutzes“ und stellt ein informelles Instrument dar, das auf kleinregionaler Ebene die Bedeutung der Landwirtschaft für ländliche Räume sichern soll und Flächenansprüche mit anderen raumbedeutsamen Vorhaben abzustimmen vermag.
Die Ergebnisse werden in formellen Planwerken wie Regionalplänen und Flächennutzungsplänen festgeschrieben und durch Programme des ILEK (Integriertes Ländliches Entwicklungskonzept) zur Förderung integrierter, querschnittsorientierter Ansätze genutzt.

liche „Dazwischen“, das im deutschen Diskurs¹¹ immer mal wieder, aber selten von dauerhafter Präsenz ist.

„Suburbane Räume“ und „Suburbanisierung“ sind dementsprechend Themen, die eher zyklisch in den Aufmerksamkeitsfokus der Wissenschaftscommunity geraten (letztmals Ende der 1990er- bis zu Beginn der 2000er-Jahre). Relevant wird die Suburbia meist erst, wenn es um stadtbezogene Vergleiche und die Einordnung von Entwicklungen wie z. B. die angespannte Lage auf dem Immobilienmarkt geht. So werden Suburbanisierungsprozesse derzeit besonders im Zusammenhang mit der Reurbanisierung thematisiert und dabei suburbane Räume in ihrer Funktion als Entlastungsstandorte für die Stadt hervorgehoben (Brake/Herfert 2012; BBSR 2016; BBSR 2017c; BBSR 2016; Scholich 2019). Denn die erhöhte Wohnraumnachfrage in vielen Städten führt wegen des z. T. begrenzten innerstädtischen Nachverdichtungs- und Neubaupotenzials auch zu Verdrängungseffekten und unfreiwilligen Abwanderungen von verschiedenen Bevölkerungsgruppen ins (nähere) Umland (Hesse/Mecklenbrauck/Polívka et al. 2016: 276 f.; BBSR 2017a; BBSR 2017b; BBSR 2019: 69 ff.). Suburbanisierung ist aber ein sukzessiv ablaufender Prozess, der sich, je nach regionaler Einbettung, abschwächen und/oder (kleinräumig differenziert) verstärken kann. Gerade im Umland prosperierender Regionen profitiert der suburbane Raum von den gegenwärtigen Entwicklungen und verzeichnet Wanderungsgewinne (Hesse 2018: 2632). Demgegenüber kann ein allgemeiner Rückgang der Suburbanisierung seit Ende der 1990er-Jahre festgestellt werden, der mancherorts durch Konzentrationsprozesse ganz zum Erliegen gekommen ist (Jessen/Siedentop 2018). „Inzwischen ist weithin unstrittig, dass dieser Prozess für einen signifikanten Trendbruch gegenüber früheren Mustern der inter- und intraregionalen Bevölkerungs- und Beschäftigungsentwicklung steht. Ob sich diese Entwicklung als stabil erweisen wird, bleibt indes abzuwarten“ (ebd.: 2081).

11 Da sich diese Arbeit ausschließlich auf die deutsche Suburbia bezieht, wird auf internationale Studien nur zur Einordnung verwiesen. Einen aktuellen Überblick über die Entwicklungen und Diskurse zur Suburbanisierung im kontinentalen Europa zeigen bspw. Hesse/Siedentop (2018) auf. Ihre positiven Befunde hinsichtlich der Entwicklungen des Bevölkerungs- und Wirtschaftswachstums stehen im Kontrast zu den meisten Studien aus Nordamerika, die v. a. die Problemlagen thematisieren, d. h. die Monofunktionalität und Nicht-Nachhaltigkeit von Stadtregionen (Clapson 2003; Nelson 2013; Nijman 2015; Siedentop/Fina 2012).

Die aktuelle Suburbia-Forschung beschäftigt sich insbesondere mit dem Bereich des Retrofittings, der baulich-gestalterischen Anpassung suburbaner Räume und Bestandsbauten (z. B. durch Schaffung von Barrierefreiheit und Energieeffizienz). Diese Wohngebiete haben vielfach eine Phase innerhalb ihres Lebenszyklus erreicht, in der Sanierungs-, Modernisierungs- und Aufwertungsmaßnahmen zur (Re)vitalisierung notwendig werden (Bodenschatz/Schönig 2004; Schönig 2014; Dunham-Jones/Williamson 2011; Wüstenrot Stiftung 2012; Jessen/Root 2015). Daneben befassen sich unter dem Stichwort „Governance“ zahlreiche wissenschaftliche Studien mit (regionalen) Steuerungskonzepten und -erfordernissen für suburbane Räume und Stadtregionen (Peck 2011; Ekers/Hamel/Keil 2012; Morelli/Rontos/Salvati 2014; Trudeau 2018; Hesse/Siedentop 2018) sowie mit der Diversifizierung der Bewohnerstruktur in Bezug auf Themen wie Bewohneralterung, Segregation und Migration (Krisjane/Berzins 2012; Tamaru/van Ham/Leetmaa et al. 2013; Berndgen-Kaiser/Bläser/Fox-Kämper et al. 2014; Massey/Tannen 2018).

Unabhängig vom nationalen oder internationalen Forschungskontext beleuchtet aber kaum eine Studie suburbane Räume aus qualitativer Perspektive, als „subjektive Kategorie“ mit Fokussierung auf Lebensweisen und -formen (Nijman 2015; zur „Entstereotypisierung“ und Diversifikation suburbaner Räume auch Clapson 2003; Nelson 2013).¹² Es fehlen „Beschreibungen und Analysen des alltäglichen Lebens und der sozialen Prozesse in suburbanen Gemeinden, so dass dieses Forschungsfeld weitgehend als Desiderat zu markieren ist“ (Menzl 2007: 37). Diese Aussage bestätigt sich auch darin, dass seit der Untersuchung von Menzl vor über zehn Jahren keine auf Deutschlands Suburbia bezogene empirische Grundlagenforschung mit dieser Ausrichtung mehr betrieben wurde. An diesem Punkt setzt meine Forschungsarbeit an, in der ich untersuche, wie Bewohner im Suburbanen ihre Lebenswelt im Wahrnehmen und Handeln (re)produzieren. Mich interessiert, „wie sie dort im Zusammenhang mit ihrer beruflichen Arbeit, ihrer persönlichen und sozialen Situation und ihren verschränkten Interessen [...] bei fortschreitendem gesellschaftlichem Strukturwandel [eingebettet sind]“ (Brake/Dangschat/Herfert 2001: 278) und ihren Alltag vor Ort organisieren. In Ver-

12 Die meisten Analysen zum täglichen Leben und sozialen Prozessen „vor Ort“ wurden in den 1950er- bis 1970er-Jahren in US-amerikanischen Suburbs durchgeführt (z. B. die „Levittowner“ von Gans 1969) (Kap. 1.2).

bindung mit individuellen Alltagspraktiken sind Aktionsräume von Bewohnern im suburbanen Raum bislang kaum betrachtet worden, bspw. wie sich die Ausbildung einer qualifizierten Infrastruktur auf diese auswirkt oder inwieweit suburbane Räume innere Aktionsräume ihrer Bewohner sind (Brake/ Einacker/Mäding 2005: 25 f., 130).

Ziel meiner Arbeit ist es, auf die hier aufgeworfenen Fragen eine Antwort zu finden und zu (er)klären, wie Bewohner ihre Lebenswelt im Suburbanen konstruieren. Neben der Generierung von empirischem Grundlagenwissen zu raumspezifischen Alltagsabläufen möchte ich strukturelle Gelegenheiten und Gegebenheiten identifizieren, die für ein angenehmes bzw. konfliktfreies Leben im Suburbanen relevant sind. Dafür ist ein Verständnis von (inter-)subjektiven Deutungsmustern der Bewohner notwendig, das auch hilfreich sein kann, um regulativ und gestalterisch, nachhaltig und zielgenau Einfluss auf Planung(spolitik) zu nehmen, verschiedene „Expertenwelten“ füreinander zu öffnen und miteinander zu verschränken. Denn eine alltagsweltlich orientierte Planung resp. Politik sollte sich der „verschiedenartigen Interessen und Belangen bewußt sein, die innerhalb ‚der Bevölkerung‘ bestehen. Zielgruppenorientierung wird damit zu einer wesentlichen Voraussetzung einer aktiven Beteiligung ‚der Bevölkerung‘ an der Regionalentwicklung“ (Aring/ Butzin/Danielzyk et al. 1989: 269).

Aufbau der Arbeit

Um Lebensweltkonstruktionen im Suburbanen theoretisch und methodisch einordnen sowie empirisch aufarbeiten zu können, habe ich die Arbeit in die Teile „Forschungsrahmen“ (Teil A), „Forschungskonzeption“ (Teil B) und „Forschungsbefunde“ (Teil C) gegliedert.

In Teil A gehe ich zunächst auf den Forschungsstand zu suburbanen Räumen (Kap. 1.1) und Suburbanität ein (Kap. 1.2). Im Vordergrund stehen die Einbettung und Begrenzung meines Forschungsthemas durch Erläuterung von Begrifflichkeiten, Erscheinungsformen und Prozessen, die mit dem Suburbanen in Verbindung gebracht werden können. Hiernach stelle ich zentrale Aspekte des Lebensweltkonzeptes von Schütz unter Darlegung des Begriffs der „alltäglichen Lebenswelt“ (Kap. 2.1) und raumbezogener Konstruktionsmodi (Kap. 2.2), ausgehend vom Ich in der zeitlichen, räumlichen und sozialen Aufschichtung der Lebenswelt (Kap. 2.3), vor. Ich beende beide Teilkapi-

tel mit einer synthetisierenden Zusammenführung des Forschungsstandes (Kap. 1.3, Kap. 2.4) und zeige Erkenntnislücken mit der daraus resultierenden Forschungsfrage auf (Kap. 1.4, Kap. 2.5).

In Teil B beschäftige ich mich mit den Aspekten, welche die Konzeptionierung der Forschung wie deren Umsetzung betreffen. Nach der methodologischen Ableitung des Forschungsdesigns (Kap. 3) folgt eine Vorstellung der verwendeten Datenerhebungsinstrumente (Kap. 4) und Auswertungsmethoden (Kap. 5). Dazu gehe ich auf die jeweilige Zielsetzung sowie Vorgehensweise ein, zeige Anpassungen auf, die ich im Feld getroffen habe und reflektiere, was bei der Methodenanwendung zu beachten ist. Neben den explorativ-episodischen Interviews (Kap. 4.1), den Aktionsraumkarten (Kap. 4.2) und den Go-Alongs (Kap. 4.3) erläutere ich die dokumentarische Methode (Kap. 5.2) und die dichte Beschreibung (Kap. 5.3). Zudem beschreibe ich, welches weitere Datenmaterial (Kap. 4.4) in die Analyse eingegangen und wie die Triangulation der Daten erfolgt ist (Kap. 4.5). Im Anschluss präsentiere ich die ausgewählten Untersuchungsräume (Kap. 6.1) Altwarmbüchen und Hemmingen-Westerfeld über ihre Standortprofile (Kap. 6.2) und biete die Orte über ihre Selbstdarstellung auf den Homepages in den räumlichen Gesamtkontext – die Gemeinde Isernhagen und die Stadt Hemmingen – ein (Kap. 6.3).

In Teil C stelle ich die Untersuchungsergebnisse dar. An die Deskription eines jeden Kapitelthemas schließt die Interpretation mit einem zusammenfassenden Fazit sowie einer Ergebnisdiskussion an. Für die Auswertung betrachte ich Wahrnehmungs- und Handlungsweisen der Untersuchungsteilnehmer als Konstruktionselemente der Lebenswelt im Suburbanen. Die Auswertung beginnt daher mit der Selbstwahrnehmung der Bewohner anhand ihrer Ich-Konstruktion bzw. Selbstpositionierung (Kap. 8.1 und 8.2). Danach gehe ich auf ihre Standortentscheidung für den suburbanen Wohnort ein. Hierzu zeige ich Motivbündel, Suchanlässe und Verräumlichungsprozesse in der Retrospektive auf (Kap. 9.1), beschreibe die aktuell empfundene Situation der Bewohner am Standort (Kap. 9.2) und zukünftige Erwartungen an diesen in Hinblick auf die Frage, ob man gehen oder vor Ort bleiben will (Kap. 9.3). Da die Wahl des Wohnstandortes Auswirkungen auf die Raumwahrnehmung hat (Kap. 10.1), blicke ich auf Benennungen und Attribuierungen des Wohnortes durch die Teilnehmenden (Kap. 10.2), gehe auf Beschreibungen konkreter Orte innerhalb des Wohnortes (Kap. 10.3) und des Zuhauses (Kap. 10.4) ein. Weil die

Raumwahrnehmung wiederum den Aktionsraum der Untersuchungsteilnehmer beeinflusst, stelle ich Raumnutzungsmuster dar, die sich auf verschiedenen Maßstabebenen – dem Ort (Kap. 11.1), dem Zuhause (Kap. 11.2) und anderen Orten (Kap. 11.3) – unterschiedlich manifestieren. Es folgt eine Darstellung der Wahrnehmung des Ichs im Vergleich mit anderen Bewohnern für die Maßstabebene des Wohnortes und des Wohnquartiers (Kap. 12.1 und 12.2). Hiernach beleuchte ich Interaktionen innerhalb der jeweiligen Untersuchungsräume zwischen Familienmitgliedern und Freunden (Kap. 13.1), mit Bekannten (Kap. 13.2) und Nachbarn (Kap. 13.3), d. h. sozial differierenden Bindungs- und Beziehungsformen, die konstant oder variabel zwischen vertraut und anonym, funktional und emotional liegen. Abschließend führe ich die Ergebnisse zusammen. Dies erfolgt über die Selbstpositionierung des Ichs durch Präsentation seiner „Präferenz-Schicht“ (Kap. 14.1) und dessen Coping-Strategien zur Kongruenzherstellung von Raum und Selbst (Kap. 14.2). Weiter zeige ich über die Intersubjektivierung der subjektiven Lebensweltkonstruktionen konstitutive Deutungsmuster im Suburbanen (Raum) vom Suburbanen (Raum und Leben) anhand der Sprechakte „man hat hier alles“ und „man kennt sich halt“ auf (Kap. 14.3).

Die Arbeit endet mit einem abschließenden Fazit und Ausblick. Hierfür gehe ich auf die zentrale Forschungsfrage und damit zusammenhängende Fragestellungen ein (Kap. 15.1), stelle Anknüpfungspunkte und Verwertungsperspektiven der Forschungsbefunde für die Wissenschaft und Planungspraxis dar (Kap. 15.2). Daraus leite ich zukünftige Forschungsthemen und -felder (Kap. 15.3) ab und finalisiere meine eigene, vorerst an ihr Ende gekommene, Forschung mittels Ausleitung.



Abbildung 2: Praktiken der „Verheimlichung“ im Tatort¹³

13 https://www.youtube.com/watch?v=rkNTHpro5_4 (letzter Abruf: Juni 2020), Bearbeitung: A. Göb.

Anders als bei den Kölner Tatort-Kommissaren fokussiert meine „Ermittlung“ auf Alltags-Orte, in denen sich Alltags-Taten abspielen. Lokalisiert im Suburbanen wirft dieser Tatort jedoch Fragen auf, die Freddy Schenk und Max Ballauf – wie ich – in ihrer Untersuchung zu klären versuchen: „Beste Wohnlage? Freundliche Menschen? Was verbirgt sich hinter diesem Idyll?“¹⁴ (Abb. 2). Dafür wage ich einen Blick hinter die Fassade, um mehr über das Heim(liche) zu erfahren: geschlossene Jalousien und Vorhänge, die als Vermeidungsstrategien im Kontext von Alltagsarrangements und Aktionsräumen aktuell werden und die Lebensweltkonstruktionen der Bewohner im Suburbanen – nicht nur in der Kölner Stadtrandsiedlung – auszumachen scheinen.

14 https://www.youtube.com/watch?v=rkNTHpro5_4 (letzter Abruf: Juni 2020).

Teil A

Forschungsrahmen

1 Strukturen und Prozesse im Suburbanen

Das erste Kapitel enthält einen Abriss über suburbane Räume, die als Ausgangspunkt¹⁵ für die Erhebung von Lebenswelten herangezogen werden. Suburbane Räume stellen in ihrer spezifischen Räumlichkeit den „Schau- platz“ von (inter)subjektiven Lebenswelten dar, die zum „Zielgebiet“ handelnder Individuen, der Bewohner, werden und Bedeutung für ihre – im Rahmen dieser Arbeit noch zu bestimmenden – Wahrnehmungs- und Handlungsweisen erlangen können (Schütz/Luckmann 2017: 32).

Nachfolgend gebe ich einen Überblick über den Stand der Forschung zu suburbanen Räumen, ihren Definitions- und Abgrenzungsmöglichkeiten sowie Erscheinungsformen und Entstehungsbedingungen. Ich betrachte raum-zeitliche Entwicklungsprozesse (Suburbanisierung) und gehe auf soziale Praktiken, Einstellungen und Haltungen ein, die unter dem Begriff „Suburbanität“ subsumiert werden. Zudem zeige ich auf, ob und inwiefern diese Aspekte untereinander zusammenhängen und mit anderen sozial-räumlichen Strukturen und Prozessen zusammengedacht werden sollten. Das 1. Kapitel schließe ich mit einer Synthese unter Benennung der Erkenntnislücke (I).

1.1 Suburbane Räume

Suburbane Räume sind Ausdruck und Abbild gesellschaftlicher und wirtschaftlicher Entwicklungen (Bahrenberg 2003: 215; Bodenschatz 2004: 56 f.). In ihrer räumlichen Manifestation haben diese Entwicklungen unterschiedliche Typen suburbaner Räume hervorgebracht, weshalb auch nicht (mehr) von **dem** suburbanen Raum gesprochen werden kann (Menzl 2007: 61, 398; BMVBS 2013: 125). Zwischen den Polen von Stadt und Land ist „auf den

15 Die Setzung suburbaner Räume als solche folgt einer phänomenologisch-theoretischen Ableitung aus der Literatur. Die räumliche Verortung der Untersuchungsräume als „Schau- plätze“ wird in Kap. 6.1 (Teil B) erläutert.

hohen Grad an Varianz innerhalb der Kategorie des suburbanen Raums hin[zuweisen]“ (Hesse 2018: 2630; Clapson 2003; Keil 2013). Damit zusammen hängt die Frage nach ihrer angemessenen Definition, Abgrenzung sowie empirischen Basis (Vaughan/Griffiths/Haklay et al. 2009; Forsyth 2012). Diese Frage ist nicht trivial und mehr als bloße Semantik: Wie Menschen suburbane Räume wahrnehmen, sie deuten (z. B. als ihre alltägliche Lebenswelt) und in ihnen handeln, beeinflusst ihre Sichtweise auf diese Räume wie auch politisch-planerische (Weiter-)Entwicklungsmöglichkeiten (Forsyth 2012: 270).

Nach Burdack und Hesse bedarf es „eines diversifizierten Begriffsinventars, das sowohl dem wechsellvollen, nicht-linearen Prozess der Suburbanisierung als auch dem differenzierten Produkt Suburbia¹⁶ gerecht wird“ (2006: 396). Zur Uneindeutigkeit des Begriffs tragen auch verschiedenartige Verwendungszusammenhänge bei, die wie folgt voneinander unterschieden werden können (ebd.: 389 f.): So wird mit dem Begriff „suburbaner Raum“ erstens die Umlandzone bzw. -gemeinde einer Kernstadt bezeichnet und damit auf ein Containerraum-Verständnis¹⁷ rekurriert, das jeden suburbanen Raum als einen Erdräumauschnitt der physisch-materiellen Welt markiert (Abgrenzung via administrativer Grenzen). Zweitens wird der Begriff auf der Basis von Dichte- und Erreichbarkeitswerten als siedlungsstruktureller Raumtyp¹⁸ nach seiner Lage zwischen Stadt und Land (bzw. als dessen Übergang) gebraucht (Abgrenzung wie bspw. bei den BBSR-Großstadtdregionen, Fußnote 22). Drittens wird der Begriff als räumlicher Niederschlag gesellschaftlicher Prozesse, d. h. typischer Muster alltäglichen Raumverhaltens¹⁹ („sub-

16 „Suburbia“ wird synonym zum Begriff „suburbaner Raum“ verstanden.

17 Zum Containerraum-Verständnis z. B. Weichhart (2008: 77 f.): Räume als „Container“ enthalten bestimmte Sachverhalte der physisch-materiellen Welt (z. B. Oberflächenformen, Böden, Gewässer, Vegetation und Kulturlandschaften). Sie werden als Entität betrachtet, als „eigenständige ontologische Struktur, die unabhängig von ihrer dinglich-materiellen Erfülltheit [ohne Reflexion] existiert“ (ebd.: 77).

18 Diese Begriffsverwendung entspricht der Vorstellung eines Raumes, der sich „auf Relationen zwischen physisch-materiellen Dingen und Körpern“ bezieht (Weichhart 2008: 79). Raum wird als Eigenschaft der physisch-materiellen Dinge, d. h. als Räumlichkeit, aufgefasst (relativistisches Raumkonzept).

19 Dieser Zugang stimmt mit einem sozialkonstruktivistischen Raumverständnis überein (Weichhart 2008: 326 ff.), das als komplexes Gebilde auf den Raum als Gebiet der Erd-

urban way of life“), genutzt (Abgrenzung durch die Einnahme einer konstruktivistischen Position). Suburbane Räume werden also – je nach Forschungsperspektive und -interesse – in unterschiedlicher Weise definiert, wodurch ein einheitliches Begriffsverständnis erschwert wird. Aus planungspraktischer Perspektive ist die räumliche Abgrenzung suburbaner Räume v. a. deshalb bedeutsam, um spezifische Bedarfe und Fördermöglichkeiten zu ermitteln und im Rahmen von Handlungskonzepten umzusetzen.

Definitions- und Abgrenzungsmöglichkeiten suburbaner Räume

Zur Definition suburbaner Räume können Negativ- bzw. Positivabgrenzungen herangezogen werden, die durch einen Vergleich aufzeigen, „was sie sind“ oder „was sie nicht sind“ (Forsyth 2012: 272).²⁰ Eine systematisierte, indikatorengestützte Erfassung suburbaner Räume kann auch über ein Merkmal oder (komplexe) Merkmalsverknüpfungen in Form von physischen, funktionalen, sozialen, prozessualen sowie analytischen „Schlüsselkategorien“²¹ (Forsyth 2012) erfolgen.

Zu den physischen Kriterien zählen die Lage im Raum, die Bebauungsform und Siedlungsstrukturen, zu den funktionalen Kriterien die Anbindung resp. Erreichbarkeit, Ausstattung und Nutzungsoptionen. Soziale Kriterien berücksichtigen dagegen politische Raumabgrenzungen, d. h. statistisch-administrative Grenzen, können aber auch soziokulturelle Indikatoren beinhalten, die das Milieu beschreiben und auf die Identifikation mit dem Raum sowie die dortige Lebensweise eingehen. Den prozessualen Kriterien werden die Entstehungszeit bzw. das Alter der suburbanen Räume, ihre Architektur, Planung und Entwicklung zugeordnet. Für die analytische Erfassung werden

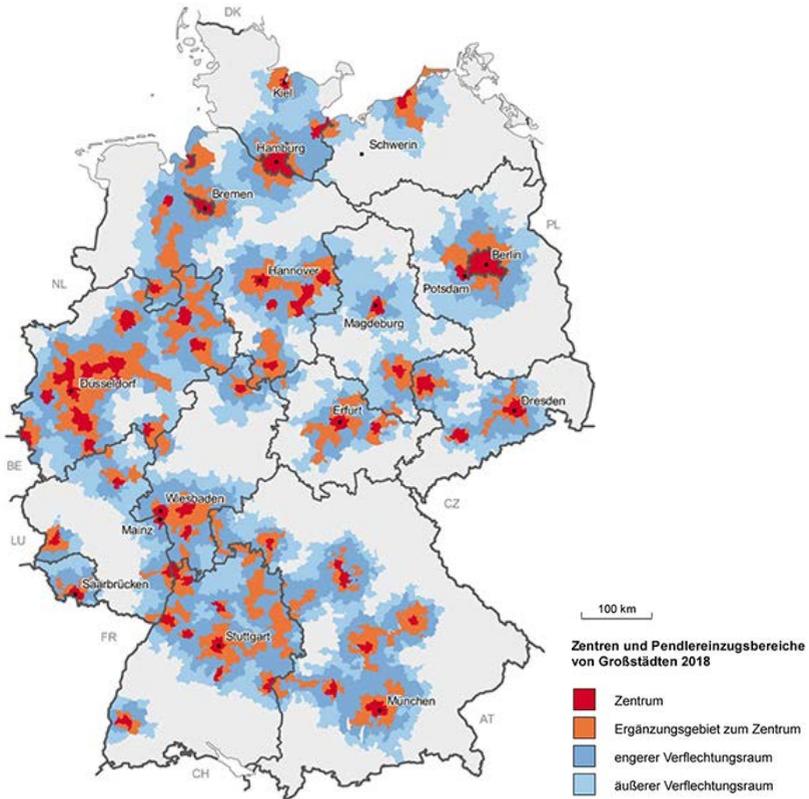
oberfläche, die Räumlichkeit und den erlebten Raum Bezug nimmt und durch „die Praxis sozialer Zuschreibungen, Aneignungen und Produktionen entsteht“ (ebd.: 92).

- 20 Problematisch an dieser binären und nur scheinbar eindeutigen Definition ist die Fokussierung von Wissenschaftlern auf Unterscheidungsmerkmale, die als problematisch betont oder ausgeblendet werden können (z. B. durch (Nicht-)Berücksichtigung der Autoorientierung, d. h. subjektive Färbung).
- 21 Die Zusammenstellung der Schlüsselkategorien liegt einem Literaturreview unter expliziter Bezugnahme auf folgende Autoren zugrunde: Goyer/Behr 1982; Harris/Larkham 1999; Harris 2010; Johnson 2006; Flint 2006 und einer impliziten Betrachtung der am häufigsten verwendeten bzw. verbreitetsten Merkmalsdimensionen in der Suburbia-Forschung. Diese treten auch im deutschen Forschungsdiskurs auf, weshalb diese Definitionstypologie hier beispielhaft vorgebracht wird.

Indikatoren zur kritischen Bewertung des Status und der Entwicklungsfähigkeit der Räume einbezogen. Diese Aufzählung von Kategorien und Kriterien ist weder vollständig noch abgeschlossen, aber ein Versuch von Forsyth, suburbane Räume für die Erforschung greifbarer zu machen.

Seit den 1990er-Jahren bildet das Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung (BBSR) suburbane Räume über Großstadtreionen ab. Ihre Abgrenzung beruht auf einer Weiterentwicklung des Konzepts der „Stadtregion“ (Boustedt 1953, 1975), die „aus einem Kern und den mit ihm verflochtenen Außenzonen [besteht], die sich über administrative Grenzen hinaus ausdehnen“ (BMVBS 2013: 30). Über diese Zuordnung können suburbane Räume als Ergänzungsgebiet zur Kernstadt, engerer Pendlerverflechtungsraum und weiterer Pendlerverflechtungsraum erfasst werden.²² Die Berechnung der Beziehung zwischen Zentrum und Umland erfolgt auf der Grundlage von Strukturmerkmalen (Einwohner-Arbeitsplatz-Dichte bzw. Tagesbevölkerungsdichte) und Verflechtungsmerkmalen (Pendlerverflechtungen), die als repräsentativ für die Gesamtbevölkerung und ihre alltäglichen Interaktionsmuster betrachtet werden (Karte 1).

22 Es wird unterschieden zwischen **Zentren von Großstadtreionen**, Großstädten mit über 100.000 Einwohnern und einem Überschuss an Einpendlern (Zentrum einer Großstadtreion) und **Ergänzungsgebieten** (Gemeinden mit hoher Tagesbevölkerungsdichte, Einpendlerüberschuss und/oder 50 % der Bewohner pendeln in eine Kernstadt), das, obwohl es außerhalb der administrativen Stadtgrenzen liegt, dennoch zum Zentrum dazu gerechnet werden kann. Der Außenbereich der Stadtregion wird nach dem Grad der Pendlerverflechtung in zwei Zonen unterteilt: den **engeren** (mindestens 50 % der Auspendler pendeln in ein Zentrum/Ergänzungsgebiet) und den **weiteren Pendlerverflechtungsraum** (25 % bis 50 % der Auspendler pendeln in ein Zentrum/Ergänzungsgebiet).
https://www.bbsr.bund.de/BBSR/DE/Raumbeobachtung/Raumabgrenzungen/deutschland/regionen/Grossstadtreionen/stadtreionen_node.html (letzter Abruf: Juni 2020).



Karte 1: Großstadtreionen in Deutschland. Quelle: BBSR Laufende Raumbeobachtung (LRB) 2019. Geometrische Grundlage: Gemeindeverbände (generalisiert), 31.12.2018 © GeoBasis-DE/BKG, Bearbeitung: P. Kuhlmann

Aufbauend auf dieser großstadtreionalen Abgrenzung wurde eine Typologie suburbaner Räume nach baulichen, siedlungsstrukturellen, ökonomischen und soziodemographischen Indikatoren entworfen (BMVBS 2013), wobei erstgenannte Indikatoren von letztgenannten überlagert werden, die sich dynamisch weiterentwickeln (ebd.: 18). Im Ergebnis konnten acht Typen großstadtreionaler suburbaner Räume mit unterschiedlichen Entwicklungsmustern (Typ I überdurchschnittliche bis Typ VIII unterdurchschnittliche

Entwicklung über alle Kategorien)²³ ausgemacht werden, die für eine differenzierte Darstellung der jeweiligen Problemlagen und der strategischen Diskussion über Entwicklungsoptionen, d. h. als Planungsinstrument herangezogen werden sollen.

Andere Stadt-Umland-Definitionen zur statistischen Abgrenzung sind bspw. die BIK-Regionen (Milbert 2020). Diese basieren auf Pendlerverflechtungen, die in vier Regionstypen unterteilt werden können: Ballungsräume, Stadtregionen, Mittel- und Unterzentrengebiete. Daneben gibt es die Regionalstatistischen Raumtypen („RegioStar“), die nach Größe und Funktionen der Städte, ihrem Einzugsgebiet bzw. ihrer Lage zum Zentrum unter abgestufter Einbeziehung weiterer Indikatoren wie Einwohnerzahl, Pendler-Saldo, Arbeitsplatzdichte und Beschäftigte gebildet werden. Die „Functional Urban Areas“ (FUA) werden unter Berücksichtigung von Pendlerdaten und Einwohnerdichtewerten zur vereinheitlichten, EU-weiten Nutzung erstellt. Grundsätzlich ist bzgl. der indikatorengestützten Abgrenzung jedoch festzustellen: „Amtliche Statistiken und Raumbeobachtungen bilden [suburbane Räume] als Raumkategorie [...] nicht ab“ (Hesse 2018: 2632).

Eine abstraktere und damit offenere Typologie führen Sieverts/Koch/Stein et al. (2005) für Zwischenstädte (Sieverts 1997) ein, die auch auf suburbane Räume übertragen werden kann. Diese unterscheidet Räume hinsichtlich ihrer Phänomenologie („Phänotyp“ mit beschreibbaren, aber nicht abschließend definierbaren Eigenschaften), ihrer Strukturierung („Strukturtyp“ unterschiedlicher Bau- und Nutzungsformen) sowie ihrer Entwicklung („Übergangstyp“, der auf den unfertigen wie unvertrauten Zustand verweist). „Die drei Lesarten in dieser Typologie weisen darauf hin, dass es kaum möglich ist, trennscharf zu definieren, was mit dem Begriff Zwischenstadt gemeint ist: Weder Begriff noch Raum sind präzise abzugrenzen“ (Stein 2006: 76); gleiches gilt für suburbane Räume. Die aufgeführten Definitionsweisen ste-

23 Verwendete Indikatoren sind: a) zur Soziodemographie: Bevölkerungsentwicklung, die Entwicklung des Anteils der 65-Jährigen und Älterer, der Wanderungssaldo sowie der natürliche Saldo (jeweils zwischen 1997 und 2009), b) zur Ökonomie: die prozentuale Entwicklung der sozialversicherungspflichtig Beschäftigten, die prozentuale Entwicklung der Beschäftigten im tertiären Sektor sowie die prozentuale Entwicklung der Arbeitslosenquote (jeweils zwischen 1997 und 2009), c) zur Siedlungsstruktur: prozentuale Entwicklung des Anteils der Siedlungs- und Verkehrsfläche (abweichend zwischen 1996 und 2008) (BMVBS 2013: 45).

hen daher nur exemplarisch für eine Vielfalt an Bestimmungsversuchen eines Raums, der so viele Abgrenzungsmöglichkeiten wie Bezeichnungen hat.

Zum Prozess der Suburbanisierung

Suburbanisierung beschreibt den Prozess der „Ausdehnung städtischer Siedlungen über die Grenzen der Kernstadt hinaus ins Umland, ausgelöst durch Wanderungsprozesse von Haushalten und Unternehmen“ (Hesse 2018: 2630). Suburbanisierung war das strukturbestimmende Element der Raumentwicklung der deutschen Nachkriegszeit (ebd.: 2629) und lässt sich in „der Stadtentwicklung des 20. Jahrhunderts in der Mehrzahl der industrialisierten Länder [wiederfinden]. Dies gilt unabhängig davon, dass es zwischen europäischen, US-amerikanischen, kanadischen, asiatischen oder australischen Städten wesentliche Unterschiede hinsichtlich des Umfangs und der Reichweite, der zeitlichen Dynamik und der raumstrukturellen Effekte“ gibt (ebd.: 2631). Vor dem Hintergrund anderer Raummuster, Flächenverfügbarkeiten und (Planungs- bzw. Steuerungs-)Kulturen scheint es gerechtfertigt, den Fokus dieser Arbeit auf den deutschen Diskurs²⁴ zu legen, denn es wäre „aussichtslos [...] angesichts der offensichtlichen Unterschiede, die zwischen den suburbanen Zonen in den USA und Europa²⁵ in Umfang, innerer Struktur, Dynamik und symbolischem Gehalt bestehen“ (Jessen/Roost 2015: 8), den Rahmen weiter zu spannen.

Der Suburbanisierungsprozess wird auch im Modell zur Stadtentwicklung von van den Berg/Drewett/Klaassen et al. (1982) aufgegriffen, das vier aufeinanderfolgende Phasen identifiziert, welche die zyklischen Bedeutungsverschiebungen zwischen Kernstadt und Umland beschreiben. Auf die erste Phase der Urbanisierung (Wachstum von Städten und Agglomerationen) folgt die Suburbanisierung (Abschwächung bzw. Rückgang des Wachstums von Städten zugunsten des Umlands), die wiederum von der Desurbanisierung abgelöst wird (Dekonzentration erreicht das weitere Umland und länd-

24 Auf den umfangreichen Forschungsstand zu globalen Suburbanisierungsprozessen wird durch Verweis auf entsprechende Literatur eingegangen.

25 Einen Beitrag zu aktueller Entwicklung und Diskursen zur Suburbanisierung im kontinentalen Europa geben bspw. Hesse/Siedentop (2018). In ihrem Überblick zeigen sie die Bandbreite suburbaner Entwicklungen in Europa auf und gehen auf die aktuellen Herausforderungen für die künftige Forschung und Planungspraxis mit Blick auf europäische Verlaufsformen von Suburbanisierungsprozessen und Suburbia-Ausprägungen ein.

liche Räume) und schließlich in der Phase der Reurbanisierung (neuerlicher Bedeutungsgewinn der Stadt) ihr (vorläufiges) Ende findet.²⁶ Diese Phasen sollen nicht als regelgeleitetes deterministisches Ablaufmodell (identische, chronologische Wiederholung der Zyklen als konsekutive Phasen) verstanden werden, sondern, entsprechend der Reformulierung nach Bathelt/Glückner (2002) und Brake/Urbanczyk (2012), als ständige Neukonstituierung der Prozessabläufe. Diese Deutung trägt auch der Gleichzeitigkeit von Wachstums- und Schrumpfungprozessen, d. h. unterschiedlichen Dynamiken und Kontexten der Stadtentwicklung, Rechnung. Kritik erfährt das Modell von van den Berg/Drewett/Klaassen et al. u. a. in Bezug auf die fehlenden Erklärungsansätze für die ausschließlich auf beobachtbaren Trends beruhenden Phasen, deren Abfolge und Gründe sowie die daran beteiligten Akteure (Brake/Urbanczyk 2012: 241); kurz: weil es sich um „empirical models without theoretical contents“ (Panebianco/Kiehl 2003: 6) handelt.

Generell liegt Suburbanisierung immer dann vor, „wenn Kernstädte entweder absolut oder relativ zu ihrem Umland Bevölkerung verlieren“ (Milbert 2017: 4; Friedrichs 1996: 335). Dabei hängt die Besiedlung jenseits des Stadtrandes nach Brake „funktional mit der Kernstadt zusammen, geht räumlich von ihr aus und erklärt sich aus ihren ökonomischen, sozialen und baulichen Entwicklungsbedingungen“ (2001: 15). Die Auffassung von einem einseitigen Abhängigkeitsverhältnis suburbaner Räume als Reflex auf die kernstädtische Entwicklung entspricht aber einem traditionellen Verständnis von Suburbanisierung (Brake 2006: 402) und hat sich – vor dem Hintergrund einer Angleichung suburbaner Räume an die bzw. einer Abkopplung suburbaner Räume von der Stadt, eigenen Ausdifferenzierungs- und Integrationsprozessen innerhalb die Stadtregion – als zunehmend problematisch erwiesen (Hesse 2018: 2630).

Zur Suburbanisierung in Deutschland

Suburbanisierungsprozesse lassen sich räumlich und zeitlich, aber auch funktional und sozial beschreiben. Von der Wohn- bzw. Bevölkerungssuburbanisierung²⁷ mit einer 1. Welle in den 1950er-/60er- bis 1970er-Jahren und einer

26 Dazu auch: van den Berg/Drewett/Klaassen et al. (1982: ff.); Schmitz-Veltin (2012); Brake/Herfert (2012: 14 f.).

27 Mit Bezug zum Forschungsgegenstand wird fortan immer auf die Wohnsuburbanisierung rekurriert.

2. Welle in den 1980er-/90er-Jahren sind Industrie- und Gewerbe- sowie Dienstleistungs-suburbanisierung von Handel und Freizeiteinrichtungen (ab den 1970er-Jahren) zu unterscheiden (Brake/Dangschat/Herfert 2001). Diese Entwicklungsphasen gelten, unter Berücksichtigung der einstigen Teilung Deutschlands, für die alten Bundesländer. In den neuen Bundesländern setzte die Wohnsuburbanisierung erst 1992/93 mit einem Anstieg bis Ende der 1990er-Jahre und anschließender „Normalisierung“ der Randwanderung ein (Aring/Herfert 2001: 48 f.). Bei der ostdeutschen Suburbanisierung entwickelten sich andere Strukturen als in den westlichen Bundesländern, „die weniger Ergebnis eines natürlichen Siedlungsdrucks, einer Bauformendifferenzierung und einer Wohneigentumsneigung waren, sondern vielmehr durch die politisch gesetzten Rahmenbedingungen determiniert wurden“ (ebd.: 49). Die Wohnsuburbanisierung hat Aring/Herfert zufolge „in Deutschland ihre dynamisierenden Elemente verloren, in Ostdeutschland durch den Wegfall der außergewöhnlich hohen steuerlichen Sonderabschreibungen im Mietwohnungsbau sowie die Reduzierung der Wohnungsbauförderung der Länder, in Westdeutschland infolge des Rückganges der internationalen Zuwanderungen“ (2001: 55).

Die zukünftige Wohnsuburbanisierung in Ost- und Westdeutschland wird, so Prognosen, aufgrund von unterschiedlichen Herausforderungen im Umgang mit demographischen Wandlungsprozessen (Bevölkerungsrückgang, Alterung und Diversifikation²⁸), ent- und/oder angespannten Wohnungs- und Arbeitsmärkten äußerst nuanciert ablaufen.²⁹ Für BBSR-Großstadtreionen zeigen

28 Zur Migration und ethnischen Ausdifferenzierung suburbaner Räume in anderen Ländern: Lacy 2016; Massey/Tannen 2018; Tammaru/van Ham/Leetmaa et al. 2013; Nijman/Clery 2015.

Moos/Mendez (2015) legen für kanadische suburbane Räume (quantitativ) dar, dass diese zwar in ihrer sozialen Zusammensetzung heterogener werden (können), aber das Leben im Suburbanen immer noch an einen höheren sozialen Status gekoppelt ist (hier anhand des Wohneigentums nachgewiesen). Ähnliche Beobachtungen lassen sich umgekehrt aber auch in urbanen Räumen finden (ebd.: 1878).

29 Die Studie von Aring/Herfert aus dem Jahr 2001 ist die aktuellste, die sich mit der Wohnsuburbanisierung (quantitativ) im Ost-West-Vergleich in dieser inhaltlichen Tiefe auseinandersetzt. Nachfolgende Studien sind mit dieser kaum vergleichbar, da amtliche Statistiken und Raumbesichtigungen suburbane Räume als Raumkategorie nicht einheitlich abbilden. So lassen sich, aufgrund von Verzerrungen durch Gemeindegrenzen, nur Annäherungswerte z. B. zu Flächen-, Bevölkerungs- und Beschäftigtenentwicklungen für suburbane Räume darstellen. Regionale Studien, beispielhaft für NRW (Münter 2014), zeigen,

aktuelle Berechnungen, dass parallele wie zyklenhafte Entwicklungen innerhalb Deutschlands auftreten und zu konvergenten wie divergenten Mustern führen, die sich, entlang von Wachstums- und Schrumpfungsprozessen, regional aber auch kleinräumig ausdifferenzieren (LRB „Wachsende und schrumpfende Gemeinden“ nach Häußermann/Siebel 2004; Adam/Gödecke-Stellmann/Sturm 2015). Stadtregionen sind also durch ein Nebeneinander von Suburbanisierung, Desurbanisierung und Reurbanisierung gekennzeichnet³⁰ (Hirschle/Schürt 2008; Adam/Gödecke-Stellmann/Sturm 2015; Milbert 2017; Kilper 2018). Zahlen der Laufenden Raumbewertung belegen, dass „suburbane Räume [...] immer noch Wanderungsgewinner [sind]; Wanderungsverluste verzeichnen ostdeutsche suburbane Räume sowie strukturschwache westdeutsche Regionen“ (Hesse 2018: 2633). In Deutschland leben rd. 29 % der Einwohner in der Kernstadt, rd. 46 % in suburbanen Räumen (Ergänzungsgebiet, engerer und weiterer Pendlerverflechtungsraum) und 25 % außerhalb der Großstadtregion (Hesse 2018: 2633, auf der Basis der LRB).

Empirisch betrachtet präsentieren sich suburbane Räume als „relativ robust im Vergleich zu Kernstädten“ (ebd.: 2634; auch Siedentop 2015; BMVBS 2013). „Denn das eigene Haus im Umland großer Städte entspricht immer noch dem Wohnwunsch eines Großteils der deutschen Bevölkerung“ (Adam/Gödecke-Stellmann/Sturm 2015: 17). Generalisierend stellt Keil bzgl. der Dekonzentrationsprozesse fest, dass der größte Teil heutiger Verstädterung ohnehin Suburbanisierung ist (2017b: 217), suburbane Räume somit die „Lebenswelt für die Mehrheit der urbanisierten Bevölkerung“ sind (Jessen/Roost 2015: 11).

Zu den Voraussetzungen und Folgen von Suburbanisierung

Wesentlich für die Bevölkerungssuburbanisierung war eine Zunahme der privaten Einkommen, die individualisierte Massenmotorisierung der Haushalte und die steigende Wohnflächennachfrage. Letztere ist immer noch treibende Kraft vieler Randwanderer, da wohnungs- und personenbezogene

dass der Suburbanisierungsgrad derzeit bei 64 % mit einem prognostizierten Rückgang auf ca. 62 % bis 2030 liegt (ebd.: 27 ff.).

30 Diese Aussage ist nicht uneingeschränkt auf andere Länder auf internationaler Ebene übertragbar, sondern bezieht sich v. a. auf westliche, hochentwickelte Industrieländer. Zur historischen Entwicklung der Stadtregion weiterführend z. B. Priebis 2019: 14 ff.

Wohnwünsche in der Kernstadt wegen höherer Miet- und Bodenpreise oftmals nicht realisiert werden können (Brake 2001: 17). Zudem wurde die Suburbanisierung anfangs durch staatliche Fördermaßnahmen (steuerliche Anreize: Eigenheimzulage und Kilometerpauschale für Pendler) wie auch politisch-planerische Regulierungen (Infrastrukturpolitik, Erschließung und Wachstumsstrategien der Gemeinden im Kontext des interkommunalen Wettbewerbs) erheblich gefördert (Aring 1999; Hesse 2018). Daraus resultierten wirtschaftliche und fiskalische, infrastrukturelle, ökologische sowie soziale Folgekosten, die bis heute (raum-)wirksam sind (Jessen 2001; Brake/Dangschat/Herfert 2001; Burdack/Hesse 2006: 388 ff.) – nicht nur für Suburbanisierungsgemeinden, sondern auch für Kernstädte. Denn mit der Abwanderung der v. a. jüngeren Mittelschicht-Haushalte sanken Steuereinnahmen und gleichzeitig stiegen die Kosten für die Vorhaltung (kultureller, d. h. oft hochwertiger, aber defizitärer) kommunaler Infrastruktureinrichtungen und Sozialausgaben für die verbliebenen schwächeren Bevölkerungsgruppen in der Stadt. Die räumliche Trennung von Daseinsfunktionen (Arbeiten – Kernstadt, Wohnen – Umland) trug auch zu einer „Verringerung der Flächennutzungsdichte bzw. einer ‚Verdünnung‘ der Besiedlungsintensität (‚stadträumliche Dekonzentration‘)“ (Brake 2001: 17) bei, ebenso wie zu einer Inanspruchnahme von Freiraum für Siedlungs- und Verkehrsflächen (SuV) und zur Ausweitung des motorisierten Individualverkehrs (MIV) (Aring 1999; Brake/Dangschat/Herfert 2001). Diesen Externalitäten, ausgehend von einzelwirksamen Standortentscheidungen der Haushalte, wird heutzutage durch Umsetzung nachhaltige(re)r politisch-planerischer Steuerungskonzepte nachzukommen versucht.

Zur Ausdifferenzierung der suburbanen Bewohnerstruktur

Während Häußermann im Jahr 2009 verkündete, dass der Suburbanisierung ihr „klassisches Personal“ (junge Familien mit Kindern) ausgeht, erklärten Aring/Herfert bereits 2001, dass der Anteil an Kinderlosen, Alleinstehenden und Alleinerziehenden („neue Lebensformen“) seit den 1980er-Jahren im Umland steigt (ebd.: 50 ff.). „Die Analyse der jüngeren Wanderungsströme ins Umland führt dazu, das vielfach skizzierte Bild von der klassischen Mittelschicht-Wohnsuburbanisierung (Familie, freistehendes Einfamilienhaus, Auto) zu relativieren. Wohnsuburbanisierung war in Westdeutschland bereits seit den 1960er-Jahren – wenn auch bei großen räumlichen Unterschieden

den – mit sozialem Mietwohnungsbau³¹ und somit auch mit dem Zuzug finanziell schwächerer Bevölkerungsgruppen in das Umland der Kernstädte verbunden“ (ebd.: 49). Spellerberg weist ebenfalls nach, dass jüngere Wanderungsströme in verdichteten Stadtregionen durch Zweipersonenhaushalte und Singles geprägt sind (2007: 183, 197; dazu auch Aring/Herfert 2001: 50). Auch geht mit der Umlandwanderung nicht mehr zwingend die Bildung von Wohneigentum einher; präferiert wird oftmals das Wohnen zur Miete in Einfamilien-, Reihen- oder Mehrfamilienhäusern in Gebrauchtimmobilien³² (Spellerberg 2007: 201; Aring/Herfert 2001: 51; Beckmann/Hesse/Holz-Rau et al. 2006: 217). Außerdem macht die Ausdifferenzierung des Wohnraumangebotes suburbane Räume zunehmend attraktiv für breite Nachfragergruppen³³: „Das Spektrum reicht heute von Familien mit stark überdurchschnittlichem Haushaltseinkommen – mit ‚Haupternährern‘ in leitender Position – über junge Zweipersonenhaushalte – Doppelverdiener, die auch potentielle Gentrifizierer sein könnten – bis zu sozial schwächeren Gruppen, deren Anteil infolge der Dynamik der Zuwanderung aus dem Ausland gestiegen sein dürfte“ (Aring/Herfert 2001: 51). Dabei ist die Entscheidung für einen Wohnstandort als Zusammenspiel unterschiedlichster Faktoren zu begreifen, die sich in Abhängigkeit von der Lebenslage (sozioökonomische und demographische Merkmale, z. B. Einkommen, Haushaltsstruktur), dem Lebensstil (subjektiv frei wählbare Distinktionsmerkmale, z. B. Einfamilienhaus mit

-
- 31 Der Anteil der Mietwohnungen im Umland der Großstädte lag in den 1960er-/70er-Jahren z. T. bei 50 %, „weitaus mehr als sich beim Zerrbild ‚Einfamilienhausghetto‘ erwarten ließe“ (Aring/Herfert 2001: 50). Dennoch zeigen Studien, dass für Familien v. a. persönliche Gründe wie Haushaltsvergrößerung, Eigentumserwerb, wohnungsbezogene Gründe oder der Wunsch nach Wohnflächenvergrößerung über 50 % der Einzelmotive ausmachen (BMVBS 2007: 59 ff.). Dazu auch: Menzl 2007; Beckmann/Hesse/Holz-Rau et al. 2006; Dietrich-Wesbuer 2010.
 - 32 Dies wird durch den Generationenwechsel, d. h. die Freisetzung von Wohnraum der ersten Suburbanisierungswelle der 1960er-/70er-Jahre möglich.
 - 33 Diese Annahme leiten zahlreiche Autoren aus der Diversifizierung der räumlichen Strukturen suburbaner Räume ab, ohne jedoch einen empirischen Beleg hierfür zu nennen. Die Studie von Aring/Herfert aus dem Jahr 2001 ist daher eine der wenigen deutschen Untersuchungen, die diese These (quantitativ) stützen. Die meisten Studien der letzten Jahre fokussieren qualitativ auf eine „Suburbaniten-Gruppe“. Die meisten Arbeiten betrachten Familien (Menzl 2007, 2006; Tintemann 2015; BMVBS 2007; Scheiner 2008) oder ältere Personen und Empty Nester (insbesondere vor dem Hintergrund ihres Rückwanderungspotenzials in die Stadt) (Nuissl/Bigalke 2007; Pohl/Giesel/Oßenbrügge 2010) bzw. sind als Milieustudien angelegt (Schneider/Spellerberg 1999; Spellerberg 2014; Otte/Baur 2008).

Garten) und den individuellen Standortanforderungen (Autobahnanbindung, ÖPNV-Angebot, Versorgungsinfrastruktur) sowie externen Standortgegebenheiten (Immobilienmarkt, Miet- und Bodenpreise) einer Person resp. eines Haushalts ausbilden (Scheiner 2006: 44).

Zur Ausdifferenzierung der Erscheinungsweisen suburbaner Räume

Während die erste Suburbanisierungswelle durch ein quantitatives Wachstum monofunktionaler suburbaner Räume geprägt war, zeichnete sich die zweite Welle durch ein qualitatives Wachstum der Standorte aus. Seither haben suburbane Räume in baulich-funktionaler, sozialer und ökonomischer Hinsicht vielfältigere Erscheinungsformen angenommen; sie weisen mittlerweile sogar klein- und mittelstädtische Zentrenqualitäten auf (Brake/Dangschat/Herfert 2001: 7). Mit dieser strukturellen Ausdifferenzierung reduzier(t)en sich hierarchische Abhängigkeiten zur Kernstadt (Aring 1999: 2), weshalb auch von einer „Emanzipation“ des suburbanen Raums gesprochen werden kann“ (Brake 2006: 410).³⁴ Kriterien und Merkmale dieser Entwicklung manifestieren sich in einer „Standortwerdung“ durch Ausbau und Ergänzung von Infrastrukturen (Wohnfolgeeinrichtungen, Arbeitsplätze und Freizeiteinrichtungen). Daneben werden eigenständige Standortqualitäten („städtebauliche Profilierung“) gefördert sowie genuine Attraktionen, die dazu führen sollen, dass sich suburbane Räume vermehrt auch zu inneren Aktionsräumen der dort lebenden Wohnbevölkerung entwickeln (Brake/ Einacker/Mäding 2005: 16 ff.; Brake 2006). Diese Veränderungen spiegeln sich auch in den beobachtbaren Mobilitätsmustern wider: „Tangential- und Querbeziehungen im Außenbereich nehmen zu und bestimmte Umlandgemeinden werden Zielorte von Pendelmobilität, auch für Arbeitnehmer aus der Kernstadt“ (Brake/Dangschat/Herfert 2001: 9).

Die genannten Ausdifferenzierungsmerkmale treten aber nicht überall in gleicher Form und Intensität auf. Betrachtet man suburbane Räume nach

34 Diese Entwicklung ist im Kontext des Agglomerationsraums Kernstadt-Umland zu betrachten. So weist Brake darauf hin, dass eine „eigenständigere Entwicklung“ des suburbanen Raums feststellbar ist, damit aber nicht „Selbstständigkeit in der Entwicklung gemeint [ist], Unabhängigkeit von der Kernstadt, Autonomie oder gar Autarkie. Sondern eine Rolle im Zusammenwirken mit den anderen Gebiets-Typen eines Agglomerationsraums: arbeitsteilig und insofern spezifisch qualifiziert“ (2006: 404).

ihrer Lage zur Kernstadt, ihrer stadtreionalen (polyzentrischen) Einbettung und ihrer historischen Entwicklung, weisen sie jeweils spezifische Alterungserscheinungen im Rahmen ihres Lebenszyklus auf (BMVBS 2013; Hesse/Mecklenbrauck/Polívka et al. 2016; Hesse/Polívka/Reicher 2018). So können suburbane Räume, unter Berücksichtigung ihrer baulichen, funktionalen und demographischen Ausprägung, nach vier Entwicklungsstufen – Aufbau, Reife, Übergang und Resilienz³⁵ – typisiert werden (BMVBS 2013: 125 ff.). Um diese Phasen abzubilden, wurde das Lebenszyklen-Modell entwickelt. Mithilfe dieser Klassifizierung können „Abhängigkeiten zu auslösenden Faktoren sowie lokalen und regionalen Rahmenbedingungen“ aufgezeigt werden (ebd.: 19), um Strategien für den Umbau und den Umgang mit Handlungserfordernissen in suburbanen Räumen zu entwickeln (Abb. 3). Diese Strategien gliedern sich nach Maßnahmen für ein weiteres Wachstum, eine Konsolidierung oder eine Anpassung der Marktbestände (Hesse/Mecklenbrauck/Polívka et al. 2016: 283 f.; Hesse/Polívka/Reicher 2018: 162). Je nach Entwicklungsstufe werden die Gebiete als „zukunftsfähige Selbstläufer in hochattraktiven Lagen“, „entwicklungsfähige Wohnquartiere“ oder „problematische Wohnquartiere insbesondere Geschossbau“ bewertet (BMVBS 2013: 16). Weil suburbane Räume mit je individuellen Rahmenbedingungen, Problemlagen und Herausforderungen, institutionellen wie planerischen Konflikten konfrontiert sind, sind standortangepasste Konzepte auf der Mikroebene (Quartier), der Mesoebene (Gemeindeverbände) und der Makroebene (Großstadtregion) zu entwickeln und umzusetzen (ebd.: 128 ff.).

35 Merkmalsbeschreibung der Lebenszyklus-Phasen:

Im „Aufbau“ ist der Raum gekennzeichnet durch das Wachstum, d. h. Aktivitäten im Neubau und einem damit verbundenen Zuwachs von (jüngeren) Bevölkerungsgruppen.

In der „Reife“ ist der Neubau abgeschlossen und die Bewohnerstruktur hat sich verfestigt.

Der „Übergang“ ist nach drei Formen zu differenzieren: a) einem natürlichen Übergang, d. h. einem demographischen Bruch durch Generationenwechsel mit Anpassung des baulichen Bestands durch Umbau/Nachverdichtung, b) einem marktbedingten Übergang, d. h. einem Nachfragerückgang der Immobilien(form), c) einem komplexen Übergang, d. h. einer Überlagerung funktionaler und demographischer Umbrüche.



Abbildung 3: Typisierung von Strategien und Lebenszyklen suburbaner Räume.
Quelle: BMVBS 2013: 130

Zur Steuerung, Entwicklung und Gestaltung suburbaner Räume

Die Debatte über die Erneuerung von suburbanen Räumen wird im inter- und nationalen Kontext seit den 1990er-Jahren geprägt durch Ansätze des „Retrofittings“ (Dunham-Jones/Williamson 2011; Siedentop 2015), „Refittings“ (Jessen/Roost 2015) und des „urban repairs“ (Schönig 2014), vom „new urbanism“ sowie „smart growth“ (Bodenschatz/Schönig 2004; Yongling 2011; Trudeau 2018). Unter den genannten Ansätzen subsumieren sich Maßnahmen der Wiederinwertsetzung und der barrierefreien und energieeffizienten Sanierung bzw. Modernisierung von Immobilien (Wüstenrotstiftung 2012; BBSR 2017a, 2017b; BMVBS 2009; Berndgen-Kaiser/Bläser/ Fox-Kämper et al. 2014) genauso wie Planungen zur Innenentwicklung, zur Anlage hochwertiger öffentlicher Räume, aber auch zur Nutzungsmischung von Quartieren und zur Verminderung des motorisierten Individualverkehrs für eine nachhaltige Siedlungsentwicklung (Bormann/Koch/Schmeing et al. 2005; Hauser/Kamleithner 2006; Boczek 2007; BBSR 2019). Neben der baulich-funktionalen Auf- bzw. Umwertung suburbaner Räume, wird dem Konzept des Placemaking ein besonderer Stellenwert bei der Re-Attraktivierung suburbaner Räume eingeräumt (Modarres/Kirby 2010: 116; BMVBS 2013: 132 ff.; Siedentop 2015: 38; Hesse/Mecklenbrauck/Polívka et al. 2016: 284). Bei diesem Ansatz steht die „Adress-Etablierung“ im Vordergrund inklusive Imageverbesserung und der „Produktion einer Identität“ (BMVBS 2013: 134). Zum Placemaking wird ebenfalls der Aufbau kollektiver Aktivitäten

und die Einbeziehung verschiedener Akteure im Rahmen von partizipativen Verfahren und Initiativen gezählt (Matthiesen 2002; Stein 2006). Daneben geht es um die Ausbildung von Netzwerkstrategien (z. B. Nachbarschaftsnetze) zur Gewährleistung eines „funktionierenden Sozialraums“ (BMVBS 2013: 134). Eine präventive Bedeutung kommt hingegen dem Wohnungsmarkt-Monitoring für eine angemessene, akteurspezifische Reaktion, in Form von Handlungsempfehlungen, zu (Hesse/Mecklenbrauck/Polívka et al. 2016: 285).

Weitere Strategien bestehen darin, suburbane Räume als Teile der Stadtregion stärker einzubinden. „Gefordert ist die Restrukturierung einer urbanisierten Stadtregion als Aktionsraum, als Siedlungsraum und als Politikraum“ (Danielzyk/Priebs 2001: 268). Die Einnahme einer stadtreionalen Perspektive scheint auch deshalb notwendig, um nicht nur Konzepte für die strategische Selbststeuerungsfähigkeit, sondern auch Lösungen für Ordnungsprobleme wie z. B. Flächennutzungskonflikte umzusetzen (ebd.: 268). Hierfür gibt es seit den 1950er-Jahren zahlreiche Instrumente der institutionellen bzw. planerischen Regulierung in Form von Stadt-Umland-Verbänden, Zweckverbänden und der Regionalplanung (Hesse 2018: 2636; Priebs 2019: 94 ff., 134 ff.). Trotz dieser Vielfalt an Ansätzen, existieren in Deutschland nur zwei formelle Steuerungsmodelle: die politisch verfasste Region Hannover sowie der Verband Region Stuttgart. Die meisten Zusammenschlüsse werden auf informellen (temporären) Arrangements und Kooperationen verschiedener räumlicher und thematisch konstruierter Maßstabsebenen begründet (Metropolregionen, Stadt-Land-Partnerschaften, zeitlich begrenzte Formate wie Bauausstellungen und die „Regionalen“ in NRW), um koordinierte Maßnahmen für die Raumentwicklung zu entwerfen. Eine institutionelle Voraussetzung fehlt in der Regel (Hesse 2018: 2636), ist aufgrund disparater Interessen zwischen Kernstadt und Umland sowie zwischen Umlandgemeinden schwierig zu initialisieren und/oder nicht gewünscht. Gründe hierfür liegen oftmals in der ungleichen Verteilung der Vor- und Nachteile bzw. Kosten und Nutzen.

Unter dem Stichwort „Governance“³⁶ werden in jüngerer Zeit v. a. informelle, partizipative Instrumente sowie kooperativ koordinierte Problem-

36 Zu den Modalitäten und Mechanismen suburbaner Governance in „globalen Suburbs“ auch: Ekers/Hamel/Keil 2012; Hamel/Keil 2015; Boudreau/Hamel/Keil et al. 2017.

lösungsansätze für eine dialogorientierte Kompromiss- bzw. Konsensfindung vorangebracht, die zur „Demokratisierung von Entscheidungsprozessen“ führen sollen und „nicht nur staatliche Verfahren und Instrumente beinhalt[en], sondern sich auf ein Netzwerk von Akteuren aus dem öffentlichen wie privaten Bereich, aus Staat, Wirtschaft und Gesellschaft stütz[en]“ (Mattissek/Prossek 2014: 202; dazu auch Prieb 2019: 93 ff.). Auch wenn sich der Suburbanisierungsprozess abschwächt, „wird Suburbia als Zustand (d. h. als Raumkategorie) mittelfristig weiterhin Bestand haben [...]. Mit dieser Raumkategorie [muss] weiter gerechnet und geplant werden [...] – sei es im Rahmen von Bestandsverbesserungen und kalkuliertem Rückzug [...], sei es im Sinne einer vorausschauenden Stadtplanung in Wachstumsregionen“ (Burdack/Hesse 2006: 395).

Zur Bezeichnung suburbaner Räume

Forsyth empfiehlt, den Begriff „suburbaner Raum“ entweder aufzugeben oder ihn präziser zu verwenden (2012: 270). Denn der Begriff unterliegt, unter Berücksichtigung räumlicher, zeitlicher und/oder sozialer Transformationen, ständigen Anpassungen. So wurden Präfixe wie ex-, peri-, counter- oder post- zur zeitlichen und lagebezogenen Differenzierung suburbaner Räume eingeführt (Aring 1999) ebenso wie funktionsbezogene Wortkreationen wie „Edge City“ (Garreau 1991), „Technourb“ (Fishman 1987), „Nicht-Ort“ (Augé 2014) oder „Exopolis“ (Soja 1992).³⁷ Metaphern wie „Siedlungsbrei, krebsartige Wucherung, Zersiedlung, Landschaftsverbrauch und Siedlungswüste“ (Sieverts 1997: 30) kennzeichneten bis in die 1990er-Jahre den deutschsprachigen Suburbia- bzw. Zwischenstadt-Diskurs (Vicenzotti 2011), der suburbanen Räumen ein einseitig negatives Bild – aufgrund mangelnder Lesbarkeit und Identifikation – zuschrieb.

In der aktuellen Debatte wird besonders der „hybride“³⁸ Charakter suburbaner Räume hervorgehoben (Boczek 2007; Harris 2010: 27; Kühne 2012;

37 Diese Aufzählung von begrifflichen (Neu-)Schöpfungen ließe sich noch fortsetzen z. B. bei Fishman (1990: 400), Garreau (1991: 5 f.) oder Sharpe/Wallock (1994: 4). Dabei fällt auf, dass es sich zumeist um sprachliche Ableitungen vom Stadt-Begriff handelt, die den urban bias untermauern, d. h. eine Dominanz der städtischen Perspektive auf das Umland zeigen.

38 Hybridität bezieht sich auf die Nicht-Unterscheidbarkeit von Stadt und Land(schaft) bzw. die Frage, wo Stadt aufhört und Land(schaft) beginnt (Boczek 2007: 16, 38). Kühne be-

Mölders/Othengrafen/Zibell et al. 2016; Hesse 2015: 306). Es kursieren Begriffe wie „verstädterte Landschaft, verlandschaftete Stadt“ (Sieverts 1997: 7) und „Stadtland“ bzw. Stadt-Land-Kontinuum (Holzner 1996: 13, 15; BBSR 2011: 14). Diese Begrifflichkeiten betonen das Verschwinden einer Stadt/Land-Differenz, stellen Widersprüchlichkeiten und Eigenarten – im Positiven wie im Negativen – der räumlichen Entwicklung heraus und sind als „Spiegel der Menschen und ihrer Gesellschaft [zu verstehen], die [diese Stadtlandschaften] geschaffen haben“ (Holzner 1996: 13). Suburban spaces are „hybrid, ‚in-between landscapes‘ [...] that combine city and suburban qualities [and] constitute a common type of suburban-cum-urban landscape. Here, above all, city-suburban binaries blur and may break down“ (Harris 2010: 27). Hartley formuliert es so: „They are an offense to binary logic, being neither city nor country. They are an in-between, both urban and not urban at once, a logical impossibility, being a third term in a two-term-universe“ (1997: 186). Suburbane Räume sind für Hartley ein „neither-nor“, ein weder-noch zwischen den Polen von Stadt und Land. Fishman betont hingegen die Perspektive des „Sowohl-als-auch“, dass suburbane Räume keine Eigenschaft „richtig“ bzw. in Gänze „besitzen“, sondern von allem etwas: „Not urban, not suburban, not rural, but possessing elements of all three, the new city eludes all the conventional terminology of the urban planner and the historian“ (1990: 400). Suburbane Räume „stehen unter dem Einfluss der Urbanisierung“ (Hesse 2018: 2634), einer „dezentrierten Lebensweise, die sich zunehmend globalisiert“ (ebd.: 2637) und Kontroversen über Differenzierungsmerkmale von Stadt und Umland mit sich bringt. „Diese neuen, dezentralen Stadtlandschaften, urbanisiert, aber nicht urban, sind weder in den dichotomischen Kategorien von Zentrum und Peripherie noch mit den bisherigen Vorstellungen von Stadt, Vorstadt und Land adäquat zu fassen“ (Frank 2003: 327).

Die Zitate weisen auf die Uneindeutigkeit resp. undefinierbarkeit suburbaner Räume hin, weshalb es angebracht zu sein scheint, das Urbane und Suburbane als Kontinuum zu bezeichnen (Lupi/Musterd 2006: 803). Denn die idealtypischen Pole von Stadt und Land sind kaum mehr aufzufinden (Pahl 1966: 299), sondern bilden im Zusammendenken der Raumeinheiten ein

schreibt Stadtlandhybridisierung als „Wunsch nach Gleichzeitigkeit von Urbanem und Ruralen [...] auf der Ebene der gesellschaftlichen Landschaft“ (2016: 24 f.).

Kontinuum. Wobei die Kontinuums-Zuschreibung unter Wissenschaftlern oftmals wenig Akzeptanz findet – stattdessen wird „die wechselseitige Durchdringung ehemals als städtisch und ländlich gedachter Lebensweisen [...] als Urbanisierung des ländlichen Raums bzw. Ruralisierung der Stadt beschrieben“ (Helbrecht 2014: 173 mit Verweis auf Redepenning 2009 und Dünckmann 2010). Suburbane Räume sind nach Vaughan/Griffiths/Haklay et al. (2009: 485) form- und zeitlos; positiv gedeutet vertraut, wandelbar und aneignungsfähig. Zu fragen ist deshalb, ob es einer räumlich-territorialen Definition und Grenzziehung zwischen Raumeinheiten bedarf, wenn Stadt und Umland über ein Kontinuum sozial-räumlich miteinander verflochten sind (Hesse 2015: 306).

1.2 Suburbanität

Das Adjektiv „suburban“ beschreibt und verweist nicht nur auf räumliche Strukturen und zeitliche Prozesse, sondern auch auf soziale Lebens- und Verhaltensweisen, wie den sog. „suburban way of life“³⁹ (Menzl 2007; Gans 1969; Fava 1956; Keil 2013, 2017a; Walks 2013; Mace 2013; Moos/Mendez 2015). Suburbanität⁴⁰ ist nach Walks über dialektisch miteinander in Zusammenhang stehende Dimensionen⁴¹ zu definieren, die sich – im kontinuierlichen Fluss zwischen urban-suburban(-rural) – unterschiedlich ausprägen und raum-zeitlich manifestieren (2013: 1472). Diese Uneindeutigkeit verweist auf eine „In-Between-ness“ (Young/Keil 2010) im diversifizierten Zusammenleben der Menschen an diversifizierten Orten (Moos/Mendez 2015).

(Sub)urbanität im theoretischen und empirischen Diskurs

Wirth beschreibt Urbanität als Lebensweise, die sich unabhängig vom Stadt-Raum konstituiert und zu einer Nivellierung des Stadt-Land-Gegensatzes

39 Ansätze, die suburbane Lebensweise zu definieren, basieren meist auf einer sozialkonstruktivistischen Herangehensweise, um zu verstehen, wie Menschen ihre alltägliche Lebenswelt wahrnehmen, nutzen und sie mit Bedeutung versehen.

40 Im Englischen bezeichnet als Suburbanism (Keil 2013).

41 Walks Dimensionen gliedern sich in die Punkte „Zentralität“ (Agglomeration und Macht), „Differenz“ (Nebeneinander und soziale Diversität) und „Funktionalität“ (Automobilität und Häuslichkeit-Privatheit) (2013: 1478 ff.). Moos/Mendez (2015) definieren Suburbanität in ihrer Pluralität hingegen über die Kategorien Hausbesitz, Hausform und Automobilnutzung (als Indikatoren des Sozialstatus).

führt. Städte hat Wirth anhand von drei Charakteristika definiert: Größe, Dichte und Heterogenität (1938: 8 ff.). Diese Faktoren haben eine eigene Prägekraft, beeinflussen sich aber auch wechselseitig und kreieren die urbane Lebensform. Die drei Faktoren werden als sozialökologische Faktoren bezeichnet, die wiederum Umweltbedingungen identifizieren, die das soziale Verhalten prägen (sollen). Zwischen Urbanität als spezifischem „way of life“ und urbanem Raum (als abgrenzbare Siedlungseinheit) besteht aber keine Isomorphie bzw. Deckungsgleichheit. „Urbanism“ ist Wirth zufolge durch eine spezifische Art der Lebensführung und Einstellung gekennzeichnet, die sich in den Eigenheiten des „Geisteslebens“ (Simmel 1903) nachweisen lässt. Simmel beschreibt diese spezifische Form der Vergesellschaftung mit den Begriffen der Blasiertheit und Reserviertheit, die wiederum „eine spezifische Qualität in der Beziehung der Großstädter untereinander und zu ihrer Umgebung“ darstellt (Siebel 2018: 2759). Charakteristisch hierfür ist eine segmentierte Rollenbeziehung und temporäre Mitgliedschaft in Gruppen sowie ein oberflächlicher Umgang von intellektuell, weltlich eingestellten, rational denkenden Menschen (Wirth 1938: 7 f.). Zwar findet die urbane Lebensweise in Städten ihren privilegierten Ort (als „Innovationszentrum“), doch ist sie überall zu finden, „Urbanität ubiquitär“ geworden (Böhme 1982; Siebel 1999). Die sog. habituelle Urbanisierung weist auch Dirksmeier empirisch in nicht-städtischen (arkadischen) Kontexten nach. Er zeigt, dass die urbane Lebensweise raumunabhängig unter „Strukturbedingungen von subjektiv bewusster Individualisierung, bestimmter struktureller Fremdheit und damit einhergehender Kontingenzausdehnung“ auftreten kann (2009: 81, 256), Urbanität als habitusimmanente Kontingenzbewältigung zu einer Urbanisierung der Gegenwartsgesellschaft führen wird. Da „Stadt [...] das Laboratorium moderner Verhaltensweisen [war] und heute zur nahezu universellen Lebensweise von Menschen auf der Erde geworden [ist], [ist] die zugrundeliegende Unterscheidung von Stadt und Land [...] heute nur noch in seltenen Fällen eine instruktive Unterscheidung“ (Stichweh 2010: 170).

Dass Urbanität an die Stadt gebunden bleibt, illustriert hingegen Fischer (1975, 1982, 1995). Entlang seiner Studien stellt er (für US-amerikanische Verhältnisse) heraus, dass die Stadt-Land-Differenz bestehen bleibt, da es nicht-städtischen Räumen an einer „kritischen Masse“ (z. B. kohäsives Netzwerk Gleichgesinnter, Subkultur) fehlt, die konzentriert an einem Ort für die

Etablierung unkonventioneller kultureller Praktiken und für die Umsetzung spezialisierter Bedürfnisse notwendig ist. „My theory implies that, at least with respect to the conventional-unconventional, traditional-nontraditional dimension, such differences will persist“ (Fischer 1975: 1336). Die Aufrechterhaltung eines Stadt-Land-Gegensatzes weisen auch Otte/Baur (2008) in ihrer quantitativen Studie innerhalb Deutschlands nach, da der Kontrast „aus lokalen Traditionen, räumlichen Gelegenheiten und selektiven Wanderungen resultier[t]“ (ebd.: 113).⁴² Demnach treten Unkonventionalitäten (wegen fehlender Sanktionierung und sozialer Kontrolle) eher in urbanen Kontexten auf. Zudem belegen sie, dass Lebensführungsmuster im Raum nicht identisch verteilt sind, Großstädte durch modernere und biografisch offenere, d. h. reflexive, hedonistische und liberal gehobene Lebensstile gekennzeichnet sind, während Kleinstädte wie Dörfer von traditionellen, familienorientierten Konventionalisten und heimzentrierten Personen bewohnt werden (ebd.: 111).⁴³ Aufgrund dessen treffen Otte/Baur die Annahme, eine „Sockeldifferenz“ identifiziert zu haben, die „auch in Zukunft nicht bloß verschwinden wird, weil die ‚bloße Zahl‘ räumlich konzentrierter Menschen spezifische Voraussetzung für das Sozialleben schafft“ (ebd.: 113). Unter dieser „genuinen Kovariation von Raum und Lebensführung“ (ebd.: 109) verstehen die Autoren, dass individuelle Ressourcen bzw. Restriktionen (Alter, Einkommen, Bildung, Beruf etc.) und Fähigkeiten (Einsatz von Zeit, Geld und kognitiven Kompetenzen) gewisse Gelegenheitsstrukturen „erfordern“, die wiederum für die Ausgestaltung der Lebensführung relevant sind.

42 Während Schneider/Spellerberg im Jahr 1999 anhand ihrer empirischen Untersuchungen noch von spezifischen dörflichen und ländlichen Lebensstilen sprechen, stellt Spellerberg 2014 heraus, dass Lebensstile keinem Raumtyp eindeutig zuzuordnen sind (ebd.: 208). Allenfalls sind erhöhte Wahrscheinlichkeiten für raumspezifische Lebensstiltypen auszumachen.

43 In der Werteforschung (z. B. Böltken 1992) können ebenfalls Stadt-Land-Unterschiede herausgestellt werden: Während die ländlichen Lebensweisen durch eine traditionelle Orientierung an Familie, Beruf, Religion geprägt sind, sind städtische Lebensweisen durch frei gewählte Teilhabe (Freundschaften, Freizeiteinrichtungen etc.) und Praktiken in der Öffentlichkeit gekennzeichnet. Zudem kommen Studien im Rahmen von Netzwerkanalysen (z. B. Pappi/Melbeck 1988) zu dem Resultat, dass mit sinkender Einwohnerzahl der Verwandtenanteil im Netzwerk steigt und Dörfer durch ein hohes Kommunikationsnetzwerk und damit auch durch eine hohe soziale Kontrolle gekennzeichnet sind, die eine Integration in die Dorfgemeinschaft als Bestandteil sozialer Identität nahezu unerlässlich macht (Henkel 2004).

Dabei wird die Stadt-Land-Differenz von übergeordneten Entwicklungen – prosperierender und schrumpfender Räume – überlagert, die sich in regionalen Disparitäten manifestieren und sozioökonomische und demographische Entwicklungen widerspiegeln.⁴⁴ Nach Spellerberg verwischt die Grenzziehung zwischen städtischem und ländlichem Leben durch den Prozess der Suburbanisierung (2014: 228), wodurch sich Lebensstile von Stadt und Land immer mehr angleichen.

Zu den Charakteristika einer suburbanen Lebensweise

Seit den ersten Studien in den 1950er-Jahren reihen sich unter den Zuschreibungen zu einer suburbanen Lebensweise Eigenschaften wie Privatheit, Sicherheit und Ordnung, Vertrautheit sowie Homogenität in einer familien- und domizentrierten Form ein.⁴⁵ Fava hat 1956 eine suburbane Lebensweise beschrieben, die sich unter jung verheirateten Paaren mit Kindern der Mittelklasse in locker bebauten Einfamilienhausgebieten etablierte (ebd.: 34). Die selbstselektive Migration einer spezifischen Status- und Lebensphasengruppe in suburbane Räume war Ergebnis und Ausgangspunkt einer sozialen wie normativen Homogenität. Diese „Familien-Enklaven“ zeichneten sich durch enge Nachbarschaftskontakte aus, die zum einen durch wechselseitige Hilfs- und Unterstützungsnetze geprägt waren, zum anderen durch Konformismus und soziale Kontrolle.

Auch Whyte hob homogene Strukturen der Bewohnerschaft als typisch für das suburbane Leben hervor (1956: 330). Für seinen suburbanen Untersuchungsraum in Nordamerika stellte er fest, dass sich Bewohner in ihrer Nachbarschaft und in sozialen Organisationen zwar engagieren, jedoch keine emotionale Verbindung zu ihrem Wohnort aufbauen. Dieses Verhalten bezeichnete Whyte als „drive-in culture“, der eine Oberflächlichkeit und Künst-

44 Inwieweit ein Kausalitätsverhältnis zwischen Gemeindegröße und Lebensführung besteht, bleibt aufgrund fehlender biografischer Daten offen (Otte/Baur 2008: 113). So kann die Kausalität in beide Richtungen gelesen werden: Einerseits beeinflussen räumliche Gelegenheiten die Lebensführung, andererseits beeinflusst die Lebensführung die räumlichen Strukturen bzw. löst eine selektive Migration wegen besserer Entfaltungsmöglichkeiten aus.

45 Zu dieser Attribuierung kommen die meisten Studien, trotz unterschiedlicher Ausprägungsformen und Länderspezifika der jeweils untersuchten Räume. Für die Übertragbarkeit auf den deutschen Kontext ist darauf hinzuweisen, dass sich fast alle Gemeindestudien auf Nordamerika beziehen.

lichkeit inhärent ist, die weniger auf Zusammenhalt denn auf Angleichung beruht (ebd.: 295). Typisch für das Leben im Suburbanen ist dementsprechend auch, dass es innenorientiert ist, da es außerhalb des Zuhauses keine Privatheit gibt (ebd.: 344 ff.). Kontakte vor Ort sollten deshalb auf Geselligkeit, nicht auf Freundschaft abzielen, um einer Verpflichtung zur wechselseitigen Verantwortungsübernahme zu entgehen. Dieses Verhalten beschreibt Baumgartner auch als „culture of avoidance“ (1988: 11), das auf moralischen Minimalismus, Toleranz und Indifferenz gegenüber den Bewohnern ausgelegt ist, um ungestört und für sich bleiben zu können. „Avoidance, in particular, is an especially prominent method of managing conflict, recurring in families, friendships, neighbourhoods, and among strangers“ (ebd.: 11). Als Taktik zum Umgang mit sozialer Kontrolle (ebd.: 72) hält man soziale Distanz, baut nur schwache Bindungen im Ort auf und zieht sich ins Private zurück (ebd.: 10).

Gans (1967) stellt in seiner ethnographisch-soziologischen Studie über die Levittowner zuvorderst die Familienorientierung in suburbanen Räumen heraus. Im Mittelpunkt des suburbanen Lebens steht für die Bewohner das Haus, d. h. ihre eigene Intimität im familialen Kontext und ihre Handlungsautonomie (ebd.: 57). Diese „quasi-primäre“ Lebensweise zeichnet sich im Vergleich zur städtischen durch einen Interaktionsmodus der Bewohner aus, der „persönlicher als bei den sekundären⁴⁶ [Kontakten ist], jedoch reservierter als bei einem primären Kontakt“ (Gans 1974: 75). So werden andere Bewohner als „Bekannte oder Freunde“ generalisiert, die gemeinsam, als homogene Gruppe, Aktivitäten „in geselliger Natur“ umsetzen (ebd.: 75). Dadurch ist das Leben im Suburbanen zwar nicht einsam, aber auch nicht privat. Diese Tatsache zeigt sich auch im Zusammenhang mit intendierten Effekten sozialer Kontrolle (gegenseitiges aufeinander Aufpassen und Hilfestellung), die auch nicht intendierte Effekte zur Folge haben (können), bspw. eine Notwendigkeit zur Nachahmerie, zu Konkurrenzkämpfen um Status, soziale Wertschätzung sowie Distinktion.

Nach Menzl „spricht einiges dafür, von einem spezifischen suburbanen Typus von Nachbarschafts- bzw. Sozialbeziehungen zu sprechen“ (2007: 305). Anhand seines empirischen Materials weist er in seiner Suburbia-Studie für

46 Sekundärkontakte sind diejenigen, die außerhalb der familialen bzw. verwandtschaftlichen Beziehung stehen (Primärkontakt), d. h. Freundschaften und Mitgliedschaften.

einen Standort nach, dass die „suburbane Lebensform [...] durchaus Charakteristika auf[weist], die in der Regel weder dem Siedlungstypus Stadt noch dem Dorf zugeschrieben werden, sondern die spezifisch sind für das Leben in Suburbia und die – bei allem Differenzierungsbedarf im Detail – als Eckpfeiler der suburbanen Lebensform gelten können“⁴⁷ (ebd.: 401). Zum „suburban way of life“ gehören: eine Fokussierung auf Kinder, eine sublokale Orientierung, die Wahrnehmung des Wohnorts als Rückzugsort sowie eine bauliche, lebenszyklische, soziale und normative Homogenität (2007: 399 ff.). Zur Fokussierung auf Kinder zählt die Orientierung an den Interessen und Perspektiven des Nachwuchses, die bei der Wohnstandortauswahl vordergründig berücksichtigt werden (kindgerechte Infrastrukturangebote) und enorme Wichtigkeit bei der sozialen Integration vor Ort erlangen (Kinder als Integrationsagentur). Die Nahraumorientierung im Wohnumfeld bietet den Kindern, aus Sicht der Eltern, eine geschützte Umgebung zum Spielen und für die freie Entfaltung im Kontakt mit Gleichaltrigen. Die sublokale Orientierung steht für die prioritäre Konzentration der Bewohner auf ihre Familie und das Eigenheim. Zentral ist das Leben „im eigenen Nest“ und nicht die außenorientierte Selbstverwirklichung (wie in der Großstadt) oder das Leben in der sozialen Gruppe (wie in Dörfern). Bindungen bleiben meist zweckmäßig (zum Ort und zu den Bewohnern) und das Desinteresse an allem Öffentlichen hoch. Der Wohnort als Rückzugsort stellt die Kontrastfolie zum Leben in der Stadt dar, eine gezielte und partielle Distanzierung von städtischen Massen, Lärm, Unsicherheit und der Begegnung mit Fremdem zur Komplexitätsreduktion des Alltags. Die vorliegende Homogenität erleichtert den zwischenmenschlichen Umgang miteinander, v. a. als Arrangement unter Nachbarn. Nachbarschaftsnetze weisen Eigenschaften auf, die bewusst nachgefragt werden, aber auch „Implikationen enthalten bzw. Effekte auslösen, die mit dem Zuzug nicht intendiert waren“ (sog. Homogenitätseffekte) (ebd.: 401) und die nicht nur positive Folgen für das Zusammenleben (wechselseitige Unterstützung und Verständnis für lebensphasentypische Nachfragen, ähnliche Verhaltensweisen und Wertvorstellung z. B. im Rahmen der

47 Menzl geht davon aus, dass die Ergebnisse auf strukturell vergleichbare suburbane Gemeinden übertragen werden können. Differenzierungsbedarfe sieht er bei der Wahrnehmung, Orientierung und Handlungsdiskposition der Bewohner, die sich durch Analyse der Wandlungsmotive, der Beziehung zur Großstadt und Ortsbindung sowie durch Integrationsvorstellungen und Lebensentwürfen der Mütter herausstellen lassen (2007: 401 f.).

Kindererziehung), sondern auch negativen Auswirkungen (Verhaltensschränkungen, Ausgrenzung, Sanktionierung z. B. in Form von Klatsch) haben können. Jene Widersprüche gehen Menzls Ansicht nach aus einer „massenhaften und gleichzeitigen Realisierung eines bestimmten Wohn- und Lebensmodells“ hervor (ebd.: 401).

Dieser chronologisch-zusammenfassende Überblick über die Beschreibung suburbaner Lebensweisen zeigt, dass das Leben im Suburbanen mit spezifischen Erwartungshaltungen und Einstellungsweisen der Bewohner an den Raum und an andere Bewohner verknüpft wird. Doch unterscheidet sich diese Lebensweise Gans zufolge nicht grundsätzlich von der städtischen, da Suburbanität primär vom Alter, der Lebensphase und Schichtzugehörigkeit bestimmt wird, im Suburbanen aber am besten verwirklicht werden kann (1967: 240).

Zu den Charakteristika einer hybriden Lebensweise

Weil Lebensentwürfe in der Spätmoderne⁴⁸ immer komplexer werden und mit Uneindeutigkeiten im Wohnstandortverhalten einhergehen, bezeichnet Walks sie auch als „hybride Lebensformen“ (2013: 1485, dazu auch Menzl 2014: 50). Während Wohnstandortentscheidungen traditionell einem Lebensentwurf zugeordnet werden konnten (suburban/fordistisch⁴⁹ bzw. urban/

48 Prozesse innerhalb der spätmodernen westlichen Gegenwartsgesellschaft stehen im Zusammenhang mit gesamtgesellschaftlichen Entwicklungen (sog. „disembedding“, Giddens 1990: 21), die auch die suburbane Lebensweise beeinflusst haben. Dazu gehören: Globalisierung, Individualisierung (Freisetzung des Individuums aus traditionellen sozialen Strukturen (z. B. Versorgungszusammenhänge), Sicherheiten (z. B. Normen- und Wertesysteme) und Verlässlichkeiten (z. B. neue soziale Bindungen)), Pluralisierung (bzgl. der Lebensstile, d. h. der Ausbildung von Wahl- und Bastelbiografien), Flexibilisierung und Entgrenzung der Privat- und Berufswelt (Auflösung und Dynamisierung von sozialen, räumlichen und zeitlichen Strukturen der Arbeitsorganisation, Ende der Normalarbeitszeit und des Normalarbeitsverhältnisses sowie Berufsspezialisierung), Entwicklung neuer Informations- und Kommunikationstechnologien sowie Transporttechnologien (Beschleunigung), aber auch veränderte Geschlechterrollen u. v. m. (Beck 1986; Häußermann/Läpple/Siebel 2008; Reckwitz 2017). Diese Entwicklungen gehen sowohl mit steigenden Möglichkeiten und Freiheiten, aber auch mit Risiken und Zwängen für den eigenen Lebensentwurf sowie der Einbettung in externe Strukturen einher (Beck 1986; Hitzler 2013; Reckwitz 2017).

49 Den fordistischen Lebensentwurf zeichneten folgende Aspekte aus: klare Rollenverteilung der Geschlechter (Haupternährer und Hausfrau), ein Normalarbeitsverhältnis (unbefristete Vollzeitbeschäftigung), die Trennung von Wohnen und Arbeiten (Erwerbs- und Repro-

postfordistisch⁵⁰), ist „für die zweite Moderne somit die Zunahme von Haushalten [charakteristisch], die sich zwischen den beiden Wohnidealen und den damit verbundenen Lebensentwürfen bewegen“ (Menzl 2014: 50). Diese Haushalte können kaum Wohnstandorte finden, die ihren Ansprüchen gerecht werden, weshalb sie einen ausgeprägten Kompromisscharakter aufweisen und es zu einer „Anpassung des eigenen Lebensentwurfs an das neue Lebensumfeld“ kommt (ebd.: 51). Da auch suburbane Standorte Anpassungen unterliegen, wird „Suburbia [...] insgesamt bunter und vielfältiger werden“ (müssen) (ebd.: 57). Obwohl hybride Lebensentwürfe oftmals postfordistisch geprägt sind, soll mit dem Zuzug bewusst an einer suburbanen Lebensweise festgehalten werden (Sicherheit, Naturbezug, soziale Homogenität, familiärer Rückzug) (ebd.: 58). Das Ideal von Haushalten mit diesen Lebensentwürfen ist laut Menzl auch nicht die urbane Lebensweise, sondern eine Mischform aus traditionell urbanen sowie suburbanen Formen. Sozialisation bzw. (Wohn)biografie beeinflussen, ebenso wie die aktuelle Lebensphase und die damit einhergehenden Ansprüche und Anforderungen, Nachfrager-Präferenzen bzgl. der Wohnstandortwahl, weshalb suburbane Räume sowohl als „improvement of both the urban and rural way of life“ (Lupi/Musterd 2006: 805) als auch als Zugeständnis mit (Aus)wegen zur Profilierung angesehen werden können. Dem Zuhause kommt in dieser Ambivalenz eine gesteigerte Bedeutung zu, weil es sich von einem reinen Schlafplatz zu einem Zufluchtsort entwickelt hat; einem Ort, wo Menschen sich entspannen, erholen und mit ihrer Familie zusammen sein können, Handlungsautonomie und Kontrolle haben (Clapson 1998; Morley 2000).

Als Gegensatz zu dieser Mischform betonen Jahn/Lanz/Bareis et al., dass es auch urbanistische Suburbaniten gibt, die versuchen, ihr suburbanes Umfeld ihren urbanen Bedürfnissen entsprechend zu verändern. Um sich nicht anpassen zu müssen, etablieren sie eine „Existenz kleiner Lebensstil-Enklaven“ (2000: 33) z. B. durch die Organisation von Krabbelgruppen und Kultur-

duktionsarbeit), eine starke Kinder-Orientierung, eine intensive Pendel-Mobilität und sozial homogenes Wohnen im Rahmen einer dauerhaften Wohnentscheidung (durch Standardisierung und institutionelle Synchronisierung gesellschaftlicher Zeitorganisation) (Menzl 2014: 51; Reckwitz 2017: 181 ff.).

50 Den postfordistische Lebensentwurf kennzeichnen: eine doppelte Erwerbstätigkeit, flexible Arbeitsverhältnisse, eine variable Mobilität, individuelle Lebensentwürfe und ein befristetes Wohnen an einem Standort (Menzl 2014: 51).

zentren. Damit versuchen sie, sich gegenüber „kleinbürgerlichen und proletarischen Lebensstilen“ (ebd.: 32) zu distinguieren und sich vom „Zwang der sozialen Integration in die dominierenden kleinbürgerlichen Milieus zu lösen“ (ebd.: 33). Umgekehrt zeigt Frank, dass es auch „suburbanitische Urbaniten“ gibt, die sich ihr „Suburbia in der Stadt“ schaffen (2011: 293), d. h. Suburbanität in ihren urbanen Alltag (kurze Wege, Netzwerke etc.) transferieren. Privatheit gehört zu den Schlüsselkriterien dieser Lebensweise genauso wie die Nachfrage nach Sicherheit, Homogenität und Distinktion innerhalb dieser Mittelschichtfamilien-Enklaven (ebd.: 295; 2014a: 368 f.; 2014b: 160 f.; 2018: 125). Der Prozess der „inner-city suburbanization“ (Moos/Mendez 2015: 1878; dazu auch Frank 2014b, 2018) beschreibt die räumliche Manifestation ähnlicher Sozialstrukturen und Muster der alltäglichen Lebensführung wie auch Werthaltungen von Innenstadt-Eltern, die sich „in vielerlei Hinsicht recht wenig von denen ihrer suburbanen Counterparts unterscheiden“ (Frank 2011: 297).

Generell lässt sich feststellen, dass komplexere Lebensentwürfe zu immer komplexeren Raum-Zeit-Mustern führen und sich in regionalisierten (dezentrierten) Aktionsräumen (Aring 1999; Priebs 2003; Hesse/Scheiner 2007; Hesse 2015) niederschlagen, die Raum und Handlungsweisen voneinander trennen oder an einem anderen Ort zusammenführen können (Vaughan/Griffiths/Haklay et al. 2009: 476). Diese Lebensweisen-Pluralisierung ist in einem urbanen-suburbanen Kontinuum⁵¹ verortbar (Walks 2013: 1472), das verschiedene Graduierungen eines „mehr oder weniger“ sub-urbanen Lebens abbilden kann (Moos/Mendez 2015). Spannungen innerhalb des Kontinuums können zu neuen hybriden Stadträumen („in-between city“ Young/Keil 2010) resp. Lebensweisen führen (Walks 2013: 1485), die sich (in ihrer Ambivalenz) wechselseitig beeinflussen (Walks 2013; Moos/Mendez 2015).

51 Die zur Einordnung aufgeführten Studien stellen suburbane Räume (bzw. Suburbanität) immer der Stadt (bzw. Urbanität) gegenüber (nicht dem Land bzw. der Ruralität), weshalb sich das angeführte Begriffs-Kontinuum zwischen Stadt und Umland und nicht zwischen Stadt und Land bewegt.

1.3 Synthese: Suburbane Räume als Stadt-Land-Kontinuum

Suburbane Räume differenzieren sich zunehmend aus: baulich, siedlungsstrukturell, demographisch und ökonomisch. Sie sind weder eindeutig definiert- noch abgrenzbar, weshalb sie auch als Stadt-Land-Kontinuum beschrieben werden. Vor dem Hintergrund einer diversifizierten (urbanisierten) Gegenwartsgesellschaft und der wechselseitigen Durchdringung sozialer wie räumlicher Strukturen und Prozesse, wird eine Betrachtung Suburbias als eigenständiger Raumtyp zunehmend fraglich. Das Verwischen von Grenzen manifestiert sich auch im Nebeneinander von Re- und Suburbanisierungsprozessen, konvergenten und divergenten Entwicklungsmustern auf klein- und großräumiger Ebene. Zwischen urbanitischen Suburbaniten und sub-urbanitischen Urbaniten zeigt sich, dass sich Suburbanität unter bestimmten Bedingungen überall konstituieren bzw. mit der urbanen Lebensweise vermischen oder gleichzeitig auftreten kann. Deshalb plädieren Moos/Mendez auch dafür, den Begriff der Suburbanisierung aufzufassen als Prozess der „Ausbreitung suburbaner Lebensweisen in neue geografische Gebiete“⁵² (2015: 1865). „Ein solcher Perspektivenwechsel von der raumspezifischen Argumentation hin zu einem gesellschaftlichen Blick auf vorgefundene Phänomene und Probleme berührt eine Schlüsselfrage der Humangeographie“ (Hesse 2018: 2637) und demzufolge weniger die Frage nach der „richtigen Definition“ Suburbias, sondern wer wie definiert und warum.

1.4 Erkenntnislücke I: Forschungsinteresse

Aus den vorangegangenen Ausführungen zum Forschungskontext „Lebenswelten im Suburbanen“ geht hervor, dass die Abgrenzung und Definition suburbaner Räume einen wissenschaftlich-theoretischen Standpunkt widerspiegeln und infolgedessen die primordiale Konstruktion der Lebenswelt

52 Suburbanisierung fokussiert dann nicht, wie in Kap. 1.1 beschrieben, die Ausdehnung der Städte über ihre Grenze ins Umland und die damit verbundene innerregionale Verlagerung des Wachstumsschwerpunktes von Bevölkerung, Produktion, Handel und Dienstleistung. Suburbanisierung bedeutet dann zweierlei: räumliche wie soziale Ausbreitung. Bei städtischen „Ausdehnungsprozessen“ wird zur Differenzierung deshalb zwischen Verstädterung (quantitativer Prozess der Vermehrung, Ausdehnung oder Vergrößerung von Städten nach Zahl, Fläche oder Einwohnern) und Urbanisierung (qualitativer Prozess der Ausbreitung städtischer Lebens-, Wirtschafts- und Verhaltensweisen) unterschieden.

durch die eigentlichen Konstrukteure (die Bewohner suburbaner Räume) unberücksichtigt bleibt. Mein Erkenntnisinteresse setzt daher an einem Perspektivenwechsel an, der das handelnde Subjekt in den Fokus der Forschung stellt. Nicht der Raum (als Erdräumausschnitt) bildet den Forschungsgegenstand, „sondern die menschliche Tätigkeit unter bestimmten räumlichen Bedingungen [...], um dabei jene Geographien zu erforschen, die täglich von den handelnden Subjekten von unterschiedlichen Machtpositionen aus gemacht und reproduziert werden“ (Werlen 2010b: 17). Dazu sind Konstruktionsweisen der Bewohner im Suburbanen in ihrer raum-zeitlichen Verortung genauer zu untersuchen. Denn für ein Verständnis des täglichen Lebens und der darin eingebetteten sozialen Prozesse reicht es nicht aus, auf aggregierte quantitative Daten zurückzugreifen. Die Beschreibung und Analyse des Alltags muss notwendigerweise auf Ortsebene, im Kontext der Handlungssituation erfolgen.

Da bislang noch nicht geklärt werden konnte, „was Suburbia tatsächlich ist oder wie sie genutzt wird“ (Vaughan/Griffiths/Haklay et al. 2009: 485), sind auf qualitativer Ebene Bewohnersichtweisen in die Forschung zu integrieren, die Aufschluss über alltägliche Lebenswelten im Suburbanen geben. In diesem Zusammenhang interessiert mich, wer in suburbanen Räumen wie und warum lebt, also welche Deutungsmuster im Suburbanen vorliegen. „Im Vordergrund stehen hierbei nicht so sehr die Motive der Standortwahl – die Push-Faktoren sind hier offenbar ausschlaggebend –, viel wichtiger sind die ‚Dispositionen‘ der Akteure in ‚ihrem‘ suburbanen Raum, d. h. wie sie dort im Zusammenhang mit ihrer beruflichen Arbeit, ihrer persönlichen Situation und ihren damit verschränkten Interessen eingebettet sind“ (Brake/Dangschat/Herfert 2001: 278). Die alltagsweltliche Perspektive sollte auch für die Planung suburbaner Räume an Relevanz gewinnen, da Wahrnehmungs- und Handlungsweisen der Bewohner spezifische Erfordernisse offenbaren, die in Handlungsempfehlungen konzeptionell, empirisch und kritisch einzubeziehen sind. Mace betont diesbezüglich, dass eine Forschung gebraucht wird, die „more sensitive to the complexity of everyday life in the suburbs“ ist (2016: 244), um planerisch und politisch besser agieren zu können.

Allgemein ist festzustellen, dass kaum empirisches Datenmaterial aus dieser Forschungsrichtung für deutsche Suburbanisierungsgemeinden vorliegt. Eine Ausnahme stellt die Studie von Menzl aus dem Jahr 2007 dar, die sich auf „zugezogene junge Familien“ und die Etablierung neuer Alltagsarrangements

bezieht (ebd.: 397). Menzl kommt zu dem Schluss, dass seine Ergebnisse „in weiteren Arbeitsschritten am Beispiel ähnlich strukturierter bzw. kontrastierender suburbaner Gemeinden überprüft werden [müssten]. Ebenso wäre es im Rahmen von – sich an diese Arbeit anschließenden – Forschungsaktivitäten erstrebenswert, den Fokus auch auf andere Bewohnergruppen neben den jungen Familien zu richten und einzelne der hier behandelten Aspekte des Lebens in Suburbia explizit zu vertiefen“ (ebd.: 398 f.). In meiner Arbeit greife ich dieses Forschungsdesiderat auf. Mein Erkenntnisinteresse erstreckt sich deshalb auf verschiedene Bewohnergruppen in zwei ähnlich strukturierten Untersuchungsräumen in Hinblick auf ihre (raumkonstituierenden) Alltagsroutinen. Da diese in und durch Lebenswelten, als Schauplatz und Zielgebiet des Wahrnehmens und Handelns, etabliert und umgesetzt werden, gehe ich im nächsten Kapitel auf das Konzept der Lebenswelt von Alfred Schütz ein.

2 Die alltägliche Lebenswelt im Suburbanen

Um Lebenswelten in suburbanen Räumen als sinnhafte Konstrukte der Bewohner zu untersuchen, greife ich auf das Lebensweltkonzept⁵³ von Alfred Schütz zurück (1932, 1971; Schütz/Luckmann 2017). Dieser theoriegeleitete Zugang ermöglicht es, (inter)subjektive Lebensweltenkonstruktionen zu rekonstruieren, individuelle und gesellschaftliche Deutungsmuster als Ergebnis der Sinnsetzung von Subjekten herauszustellen. Dafür betrachte ich Menschen in ihrer Auseinandersetzung mit den Gegebenheiten der Natur-, Sozial- und Kultur-Welt (Schütz/Luckmann 2017: 31); Modi des Wahrnehmens und Handelns, also die Wirklichkeit als eine immer schon sinnhaft gedeutete. Außerdem bietet die Auslegung der Lebenswelt als Schauplatz und Zielgebiet (ebd.: 33) Raum für ein Raumverständnis, das sowohl subjektive Wirklichkeiten als auch objektive Realitäten gleichermaßen berücksichtigt. Ausgangspunkt der alltäglichen Lebenswelt ist bei Schütz das Subjekt, das für sich und mit anderen Menschen eine Lebenswelt in ihrer zeitlichen, räumlichen und sozialen Strukturiertheit (re)produziert.

In diesem Kapitel erläutere ich, nach Einführung des Lebensweltbegriffs entlang des Schütz'schen Konzeptes, ergänzende wahrnehmungs- und handlungstheoretische Ansätze, die fortan für die Umsetzung einer (re)konstruktiven Forschung mitgedacht werden sollen (Kap. 2.1). Da die Untersuchung vom „Ich“ ausgeht, zeige ich im Anschluss, wie das Subjekt seine Ich-Identität aufbaut und sich in seiner Lebenswelt, unter Darstellung ihrer Auf-

53 Das Konzept der Lebenswelt ist eine mundanphänomenologische Prototheorie (Hitzler 2014: 352), das auch für die methodische Umsetzung (Teil B), d. h. die Erhebung von Lebenswelten und für die Darstellung der Ergebnisse (Teil C), d. h. zur Einordnung der „Lebens- und Alltagsentscheidungen“ (zur Wohnstandortwahl, dem aktionsräumlichen Handeln und den sozialen Interaktionen) der Bewohner im suburbanen Raum herangezogen werden kann. Eine Prototheorie stellt eine vorsoziologische Klärung von Grundbedingungen des soziologischen Forschens und des soziologischen Gegenstandes dar (Luckmann 1979: 205).

schichtung, positioniert (Kap. 2.2 und 2.3). Das Kapitel endet mit einer Synthese unter Ableitung der Forschungsfrage und der Forschungsziele (Kap. 2.4 und 2.5, Erkenntnislücke II).

2.1 Zum Begriff der alltäglichen Lebenswelt

„Die alltägliche Lebenswelt ist die Wirklichkeitsregion, in die der Mensch eingreifen und die er verändern kann, indem er in ihr durch die Vermittlung seines Leibes wirkt. Zugleich beschränken die in diesem Bereich vorfindlichen Gegenständlichkeiten und Ereignisse, einschließlich des Handelns und der Handlungsergebnisse anderer Menschen, seine freien Handlungsmöglichkeiten.“

(Schütz/Luckmann 2017: 29)⁵⁴

Die Lebenswelt des Alltags⁵⁵ ist die „vornehmliche und ausgezeichnete Wirklichkeit“, an der jedermann in „unausweichlicher, regelmäßiger Wiederkehr“ teilnimmt und die jeder Mensch als fraglos erlebt (ebd.: 29). Sie stellt den „Archetyp unserer Erfahrung der Wirklichkeit“ (Schütz 1971: 267) in der natürlichen Einstellung dar⁵⁶ (Schütz/Luckmann 2017: 33). In dieser Einstellung, die vom pragmatischen Motiv bestimmt ist, sind Zweifel an der Existenz der Welt und ihrer Elemente suspendiert: „Die Möglichkeit, dass diese Welt anders sein könnte, als sie mir in der Alltagserfahrung erscheint, wird eingeklammert“ (ebd.: 70). Dennoch ist diese Alltagswelt den Menschen zur Auslegung aufgegeben. Sie muss zu einem bestimmten Grad verstanden werden, um in ihr und auf sie bezogen handeln zu können (ebd.: 32 f.). Die-

54 In Anschluss an den Phänomenologen Edmund Husserl (1954) hat Schütz den Begriff „Lebenswelt“ aufgegriffen und für die Sozialwissenschaften konzeptionell ausgearbeitet. Husserl versteht unter Lebenswelt die Welt der sinnlichen Erfahrung, die in Raum und Zeit von den Menschen wahrgenommenen oder erfahrenen Dinge, wie man sie im Alltagsleben als gegeben erfährt (Keller 2012: 180).

55 Die „Alltagswelt“ ist die Welt, auf die nachfolgend – aufgrund ihrer Relevanz für räumliche Fragestellungen – stets Bezug genommen wird und begrifflich verkürzt auch als „Lebenswelt“ bezeichnet wird.

56 Neben der Welt des Alltags bestehen andere Wirklichkeitsbereiche (die Welt des Traums, des Phantasierens und der Theorie), die sich dadurch unterscheiden, dass sie einen geschlossenen Sinnbereich darstellen, der sich qualitativ durch einen eigenen Aufmerksamkeitsfokus, ein spezifisches Zeit- und Raumerleben und einen eigenen Erkenntnisstil auszeichnet (Schütz/Luckmann 2017: 61 ff., 281 ff.).

sem Erlebnisstil legt Schütz die Annahme einer Konstanz der Weltstruktur zugrunde, d. h., „daß ich unter typisch ähnlichen Umständen in einer meinem früheren Handeln typisch ähnlichen Weise handeln kann, um einen typisch ähnlichen Tatsachenzustand herzustellen“ (Schütz 1971: 23). Diese vorausgesetzte soziale und raum-zeitliche Persistenz ermöglicht den Aufbau und die Verfestigung von menschlichen Erfahrungsmustern, die im Wissensvorrat des Subjekts Gültigkeit haben und in den Schütz'schen Idealisierungen des „Und-so-weiter“ (Kontinuität von Situationen) und „Ich-kann-immer-wieder“ (Wiederholbarkeit von Situationen) (ebd.: 169) wirksam werden. Obwohl jede Handlungssituation grundsätzlich „neu“ ist (allein wegen der Geschichtlichkeit der Situation), wird auch das Nicht-Alltägliche (Problem) unbewusst, durch Rückgriff auf Routinen, bewältigt (Abels 2010: 78). Diese wirken handlungsentlastend (ebd.: 115 f.) und sind als Gebrauchsanweisungen im Wissensvorrat eines jeden Menschen sedimentiert. Dieser setzte sich aus individualisiertem und sozialisiertem Wissen zusammen, das im „Aneignungsprozess gemeinsam das Netzwerk der Strukturen der Lebenswelt [konstituiert]. Was sich dem Subjekt in der natürlichen Einstellung als Lebenswelt zeigt, was es – subjektiv – als Lebenswelt erlebt und erfährt, zeigt sich ihm zugleich als sozial konstituiert, als Ergebnis gesellschaftlichen Handelns und vergesellschafteter Erfahrungen“ (Soeffner 1987: 804). Mensch und Gesellschaft sind somit über die wechselseitige Bedingtheit des Wissens miteinander verknüpft (Schütz/Luckmann 2017: 331 ff., 355 ff., 428).⁵⁷

„Sein konkretes Hier-und-Jetzt ist mithin für jeden Menschen das Zentrum seiner alltäglichen Lebenswelt“ (Honer 2011: 12). Gleichwohl ist die subjektive Lebenswelt keine Privatwelt, sondern eine intersubjektive (Schütz 1971: 360), denn „die Grundstruktur ihrer Wirklichkeit ist uns gemeinsam“ (Schütz/Luckmann 2017: 30). Dabei sind die Grundstrukturen der Lebenswelt jedem Menschen zu jeder Zeit und an jedem Ort gegeben. „Auf der Basis dieser invarianten Vor-Gegebenheiten erleben sich Menschen in ihren sozio-historisch variablen Lebenswelten“ (Hitzler 2008: 131). Grundsätzlich erlebt also

57 Berger/Luckmann beschreiben die Wechselbeziehung zwischen Mensch und Gesellschaft wie folgt: „Gesellschaft ist ein menschliches Produkt. Gesellschaft ist eine objektive Wirklichkeit. Der Mensch ist ein gesellschaftliches Produkt“ (2004: 67).

jeder Mensch seine eigene, einmalige Lebenswelt⁵⁸ auch, wenn diese (empirisch gesehen) nur relativ verschieden bzw. originell ist, da Menschen typischerweise und in typischer Weise auf typisches Wissen zurückgreifen und zu typischen Orientierungs- und Deutungsmustern verarbeiten. Hierzu stimmen sie sich in ihren „Welt-Wahr-Nehmungen“ aufeinander ab – fortwährend, in der Reziprozität von Interaktion und Kommunikation (Honer 1993: 20; Hitzler 2008: 131). „Intersubjektivität ist also nicht nur gegeben, weil wir gemeinsam mit anderen in der Welt leben, sondern weil wir die Voraussetzungen für das Leben in Gemeinschaft mit den anderen kontinuierlich schaffen und im gemeinsamen Handeln bestätigen“ (Abels 2010: 77). Der durch Wahrnehmungen und Handlungen hergestellte Sinn wird durch die Intersubjektivität der Alltagswelt objektiviert und zur Grundlage der „gesellschaftlichen Konstruktion der Wirklichkeit“ (Berger/Luckmann 2004). Die Lebenswelt ist die Welt, in der und durch die jeder Mensch lebt, für sich und mit anderen gemeinsam.

2.2 Zur Konstruktion der alltäglichen Lebenswelt

Zur Wahrnehmung der Lebenswelt

„Cogito ergo sum“ (René Descartes)

Nach Schütz stellt sich die Lebenswelt als Sinnzusammenhang dar (Abb. 4). „Subjektive Sinnggebung ist eine grundlegende menschliche Bewußtseinsleistung“ (Legewie 1998: 4). Das Bewusstsein, das der Mensch besitzt, ermöglicht es ihm, sein Dasein und Sosein⁵⁹ in der Welt zu erleben und sich darüber bewusst sein zu können (Weichhart 2008: 138 f.). Im Hinleben, dem Erleben im Bewusstseinsstrom, entsteht aber noch kein Sinn („natürliche Einstellung“), sondern erst in der Zuwendung zum Erlebten („reflexive Einstellung“) unter Rückgriff auf bestehende Deutungsmuster bzw. Erfahrungsschemata. „Diese

58 Schütz rekurriert ausschließlich auf Idealtypen („sozialwissenschaftlicher Homunculus“) unter Vernachlässigung der (potenziellen) Heterogenität ihrer Ausprägungsformen (Legewie 1998: 8), die über den gewählten Zugang jedoch berücksichtigt werden können.

59 Das Dasein rekurriert auf die physische Anwesenheit, die Existenz des Selbst und seiner Verortung in der Welt, während das Sosein auf die unmittelbare Wesenserscheinung des Selbst (seine individuellen Besonderheiten, Zugehörigkeiten, Dispositionen) Bezug nimmt (Schütz 1932: 199).

Schemata der Erfahrung⁶⁰ [bzw. Deutungsmuster] werden über den Spracherwerb und die Sozialisation des Einzelnen gesellschaftlich und gleichzeitig biographisch bestimmt“ (Legewie 1998: 4); sie können sowohl auf kulturell geteilten (gruppenspezifische Diversifizierung) als auch auf individuellen Erfahrungen beruhen und dementsprechend unterschiedlich relevant für die Situationsinterpretation und Sinnsetzung der Menschen werden.

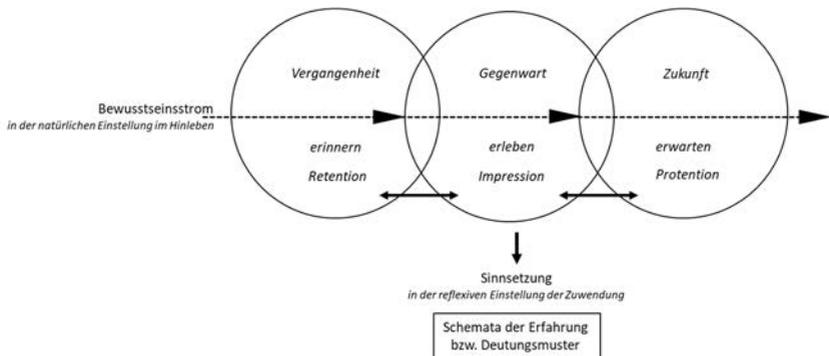


Abbildung 4: Modell zum Prozess der menschlichen Sinnsetzung und Generierung von Deutungsmustern. Quelle: A. Göb (in Anlehnung an Legewie 1998: 4)

Die subjektive Wirklichkeit ist eine im Wahrnehmungsprozess⁶¹ bzw. in der kognitiven Erfassung immer schon gedeutete Welt. Kognition umfasst die „Inhalte des Denkens, Entscheidens und Erlebens“ und bezieht sich auf „soziale Objekte, d. h. auf andere Menschen, deren Merkmale und Verhaltensweisen“ (Kessler/Fritsche 2018: 34), aber auch auf „räumliche Objekte“, d. h. auf physisch-materielle Strukturen in ihrer Räumlichkeit und Bedeut-

60 Schütz unterscheidet zwischen den Bewusstseinsformen des Erlebens (passiv) und Erfahrens (aktiv) (Schütz/Luckmann 2017: 449), wobei jedes Erleben durch Reflexion zur Erfahrung und damit sinnhaft werden kann. In dieser Arbeit wird der Begriff „erleben“ auch verwendet, wenn er auf das im Wahrnehmungsprozess der Untersuchungsteilnehmer Konstruierte rekurriert.

61 „Wahrnehmung“ verstanden als aktive konstruktive Fähigkeit umfasst eigentlich sinnesphysiologische Prozesse der Reizerfassung und -vermittlung (Weichhart 2008: 151). Mit Bezug zur Wahrnehmungsgeographie soll Wahrnehmung i. w. S. die Kognition, d. h. die „Inhalte des Denkens, Entscheidens und Erlebens“ (Kessler/Fritsche 2018: 34) umfassen und in diesem Sinn verwendet werden.

samkeit (Weichhart 2008: 252). Im Denken werden die wahrgenommenen Informationen verarbeitet, in den vorhandenen Wissensvorrat integriert (Kategorisierung und Typisierung von Wissen unter Berücksichtigung soziokultureller und persönlicher Faktoren) und Entscheidungen getroffen (Abwägung und Abruf von Wissen). So wird der Wissensvorrat eines Menschen mit jeder neuen Erfahrung transformiert, denn Wissen kann angereichert und ergänzt, modifiziert und spezifiziert werden (Lernprozess). Über das Bewusst-Sein werden erlebte Zustände und Aktivitäten (z. B. Vorstellungen, Gefühle, Verhaltensweisen) sinnhaft erfahren und Teil der Ich-Identität des Subjekts (Kap. 2.3). Welche Wirkfaktoren (Motive, Bedürfnisse, Attitüden)⁶² die Wahrnehmung beeinflussen und Handlungsrelevanz erlangen, ist abhängig von dem Subjekt und der jeweiligen Situation. Insofern ist die Wahrnehmung⁶³ des Selbst, von anderen Menschen und anderen Elementen für die Lebensweltkonstruktion im Suburbanen, als interpretativer Akt der Aneignung der sozialen wie räumlichen Umwelt, konstitutiv.

Die Lebenswelt als Raum des Handelns

„Die Lebenswelt, in ihrer Totalität als Natur- und Sozialwelt verstanden, ist sowohl der Schauplatz als auch das Zielgebiet meines und unseres wechselseitigen Handelns. Um unsere Ziele zu verwirklichen, müssen wir ihre Gegebenheiten bewältigen und sie verändern.“ (Schütz/Luckmann 2017: 32 f.)

62 Viele Begriffe, die die kognitiven Zwischenprozesse umfassen (und z. T. wissenschaftlich noch nicht vollständig nachvollzogen und erklärt werden können), werden nachfolgend, um ihre spezifische Nuancierung wissend, in einem Sinnzusammenhang verwendet. Darunter fallen z. B. Begriffe wie „Bewertung“, „Deutung“, „Interpretation“. Über den Begriff „Disposition“ (individuelles Erleben und Verhalten beruhend auf Persönlichkeitsmerkmalen, Bedürfnissen, Motiven, Einstellungen, Werthaltungen etc.) werden diese Aspekte meist (verkürzt) zusammengefasst.

63 Schütz geht an einigen Stellen auf die Wahrnehmungsleistung der Menschen ein, ohne diese weiter zu explizieren. Beispielsweise rekurriert er im Rahmen der räumlichen Aufschichtung der Lebenswelt auf die Erfassung der Anderen durch die Sinnes- bzw. Wahrnehmungsmodalitäten (ebd.: 71).

Die Wahrnehmungsleistung des Subjekts wird fortan in das Lebensweltkonzept integriert: Denn die Wahrnehmung des Menschen nimmt Einfluss auf das, was in seinem Wissensvorrat gespeichert und in der Auslegung bedeutsam wird (Konstruktionsakt).

Dem Lebensweltbegriff von Schütz sind zwei Ausprägungsformen inhärent: In ihrer Territorialität ist die Lebenswelt der „Schauplatz“, in dem gehandelt (Handlungskontext) und der wiederum durch das Handeln (auf das „Zielgebiet“ zu) hergestellt wird (Abb. 5).

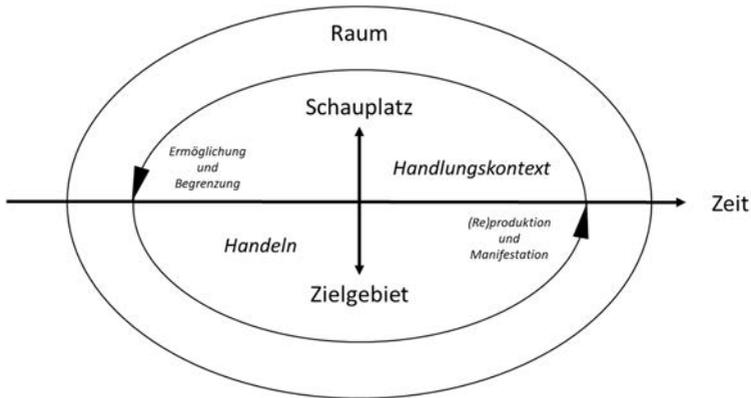


Abbildung 5: Zur Dualität der Lebenswelt als Schauplatz und Zielgebiet (schematische Darstellung). Quelle: A. Göb

Die Lebenswelt ist somit Voraussetzung für das aktuelle Handeln und zugleich Ergebnis vorheriger Handlungen. Dabei wird die alltägliche Lebenswelt „unter bestimmten räumlichen Bedingungen“ gemacht (Werlen 2010b: 17). Dieses „Machen“⁶⁴ als „Bedeutungskonstitution räumlicher Lebenswelt-ausschnitte“ (Werlen 1997: 264) steht im Fokus der handlungszentrierten Sozialgeographie. Vor dem Hintergrund, dass „soziale und räumliche Bezüge durch menschliches Handeln verändert werden und [...] dieses Handeln sich jeweils im Rahmen bestehender, gesellschaftlich auferlegter Regeln und Rahmenbedingungen vollzieht“ (Werlen 2000: 305 ff.), können Lebenswelten nicht als schlicht gegeben behandelt werden.⁶⁵ Wenngleich die Lebenswelt

64 Der Begriff „Machen“ nimmt Bezug auf das Geographien- (resp. gesellschaftliche geographische Verhältnisse), Regionen- bzw. Räume-Machen nach Werlen (1995, 1997).

65 Nach Läßle bedarf es zur Konstitution eines gesellschaftlichen Raums „sowohl einer ‚dynamisierten‘ Raumkonzeption als auch einer historischen Rekonstruktion der gesellschaftlichen Raumstrukturen, denn die historisch vorfindbaren Strukturen sind letztlich die historische Materialisierung früherer Handlungs- und Entscheidungsprozesse“ (1991: 200). Raum als Erkenntnisobjekt kann nicht vorausgesetzt werden, da gesellschaftliche

den Menschen in der „natürlichen Einstellung“ fraglos erscheint, kann sie infrage⁶⁶ gestellt werden. Dies passiert in der „theoretischen“ resp. „reflexiven Einstellung“ („unnatürlichen Einstellung“), wenn „der Mensch Fragen an sich selbst und die Welt“ stellt (diese problematisiert) (Schütz/ Luckmann 2017: 631). Im Alltag geschieht dies aber kaum, da nach Schütz der Erfahrungsvorrat ausreicht (ggf. modifiziert wird), um praktische Probleme zu lösen. Dementsprechend werden lebensweltliche Strukturen von den Menschen routiniert (re)produziert, d. h. aktualisiert, stabilisiert und als Selbstverständlichkeit erlebt.

Alltagsbeispiele hierzu gibt es zahlreiche, die oft schon wieder vergessen sind, bevor sie hinterfragt werden können. Zu unterscheiden ist zwischen temporären Veränderungen, die einen spontanen Rückgriff auf Handlungsalternativen aus dem Gebrauchsrepertoire erforderlich machen (A), und langfristigen Veränderungen, die ein Abwägen von Alternativen und eine mögliche Neujustierung von Alltagsarrangements hervorrufen können (B).

- (A) Wenn der Supermarkt wegen einer Inventur geschlossen hat, wird ein anderer aufgesucht, oder wenn der Zug ausfällt, wird ein anderer genommen bzw. ein alternatives Verkehrsmittel gewählt, um den Zielort zu erreichen.
- (B) Wenn es eine neue ÖPNV-Verbindung am Wohnstandort gibt, kann diese statt des Autos in die Tagesplanung integriert werden, oder wenn

Räume Resultate gesellschaftlicher Herstellungs-, Verwendungs- und Aneignungsprozesse seines materiellen Substrats sind.

In „Space and Place“-Konzepten (u. a. Thrift 2006; Horton/Kraftl 2014; Tuan 2016; Relph 1976) stellt „Space“ einen „abstrakt geometrischen Raum [dar], innerhalb dessen sich Menschen und Objekte sowie deren Beziehungen an spezifischen Standorten verorten lassen“ (Freitag 2014: 16). „Place“ bezieht hingegen die materielle und immaterielle Dimension von Raum ein, d. h. den konkret physischen Ort sowie dessen Wahrnehmungen und Deutungen, die sich aus dem Prozess der Produktion und Reproduktion ortsbezogener Bedeutungen ergeben und v. a. für das Alltagsleben bedeutsam sind.

- 66 Schütz verweist bei der Beschreibung der unproblematisch gegebenen, alltäglichen Lebenswelt bereits auf die Möglichkeit „daß freilich jederzeit das bishin Fragelose in Frage gestellt werden kann“ (Schütz/Luckmann 2017: 29). Das Fraglose ist in der lebensweltlichen Situation umgeben von Unbestimmtem. Dieser unbestimmte Horizont ist jedoch „grundsätzlich bestimmbar“ und wird als „auslegungsfähig erlebt“ (ebd.: 36). Die Auslegung des Wissens von und im Handeln in der Lebenswelt ist „prinzipiell nie ‚endgültig‘ abgeschlossen“ und wird „immer nur so weit vorangetrieben, wie es zur Bewältigung der – durch das pragmatische Motiv bestimmten – lebensweltlichen Situation nötig“ ist (ebd.: 37).

eine Arbeitsstelle im Wohnort gefunden wird, kann das Pendeln ganz entfallen oder mit einem Umzug einhergehen.

„Die Lebenswelt ist also eine Wirklichkeit, die wir durch unsere Handlungen modifizieren und die andererseits unsere Handlungen modifiziert“ (ebd.: 33). Da Menschen jedoch in unterschiedlicher Weise an Wissensvorräten partizipieren, „ist es wahrscheinlich, dass aktuell gleiche Rahmenbedingungen unterschiedlich wahrgenommen werden“ (Kraus 2006: 121). Diese „Ungleichheit“ beginnt, „strukturell gesehen, bereits im vorsozialen Bereich mit der Heterogenität physischer Ausstattungen und unvermeidlichen biographischen Differenzierungen“ (Honer 2011: 17, 1993: 20). D. h. (objektive) Rahmenbedingungen und (subjektive) Entstehungszusammenhänge beeinflussen resp. begrenzen sich wechselseitig, stellen eine relationale Konstruktion dar. Kraus unterscheidet deshalb die Begriffe „Lebenswelt“ und „Lebenslage“. Letzterer umfasst sowohl die materielle Ausstattung (Wohnverhältnisse und -umgebung, Einkommen/Vermögen) als auch die immaterielle Ausstattung (soziale Netzwerke: Familie und Freunde, Bildung, Gesundheit) des Menschen (Kraus 2017b: 31). Demgegenüber bezieht sich der Begriff Lebenswelt auf „die subjektive Wirklichkeit eines Menschen, welche dieser unter den Bedingungen seiner Lebenslage konstruiert“ (ebd.: 32).

In Hinblick auf die Reziprozität von Lebenswelt und Lebenslage ist der Ansatz von Kraus (als Erweiterung des Schütz'schen Konzepts) auch an Giddens Strukturierungstheorie anschlussfähig. Im Mittelpunkt der Theorie der Strukturierung steht die Überwindung des Dualismus von Mikro- und Makrotheorie zu einer „Dualität von Handlung und Struktur“ (Giddens 1995: 215). Strukturen sind institutionell und dauerhaft gegeben, aber nicht unabhängig vom Handeln, denn sie werden erst im Handeln realisiert. Strukturmomente sind sowohl „Medium wie Ergebnis der Praktiken“ (ebd.: 77), werden in Handlungsvollzügen produziert und reproduziert. Strukturen setzen sich aus Regeln (Techniken, Verfahren, die im praktischen Bewusstsein zum Ausdruck kommen) und Ressourcen (Fähigkeiten und Hilfsmittel zur Herstellung und Erhaltung sozialer Systeme) zusammen. Die Strukturen, innerhalb derer sich die Menschen bewegen und angesichts derer sie handeln, schränken ihr Handeln aber nicht nur ein, sondern ermöglichen es zugleich (ebd.:

216).⁶⁷ Sie zeigen – in der Dialektik von gesellschaftlicher Wirklichkeit und individuellem Dasein – einen Handlungsspielraum auf (Berger/Luckmann 2004: 199). Deswegen sind sowohl die handelnden Subjekte als auch die sozialen und materiellen Rahmenbedingungen in die Lebensweltrekonstruktion einzubeziehen.

Zum lebensweltlichen Aktionsraum

„Standortentscheidungen für das Wohnen [strukturieren] die Aktionsräume der Bewohner, da die Wohnung als Ankerpunkt raum-zeitlicher Regionalisierungen der Alltagswelt wirksam wird. Für die meisten Subjekte gilt dabei, dass sie [...] ihre alltägliche Geographie in räumliche Strukturen einpassen müssen, deren Herstellung außerhalb der Reichweite ihres Handelns liegt“ (Weichhart 2008: 306).

Der sozial konstruierte Raum kann in der sinnhaften Zuschreibung, Aneignung und Produktion den subjektiv wahrgenommenen, erlebten Raum einschließen. Dieser repräsentiert ein interpretiertes Bild der Realität (kognitives Konstrukt), das in der Alltagswirklichkeit der Menschen „so etwas wie eine Projektionsfläche für Sentiment und Ich-Identität darstellt“ (ebd.: 83). Teil dieses selektiv geordneten und komplexitätsreduzierten Wahrnehmungsraums ist der Aktionsraum.⁶⁸ Dieser, beschrieben als „Summe oder auch

67 Menschen unterliegen auch Einschränkungen („constraints“), wenn sie sich durch Raum und Zeit unter Ausformung von Raum-Zeit-Pfaden bewegen. Entsprechend des zeitgeographischen Ansatzes von Hägerstrand (1970) zählen zu diesen Zwängen die capability constraints (körperliche Notwendigkeiten wie Schlaf, Nahrungsaufnahme, technische Möglichkeiten wie Verkehrssysteme und finanzielle Mittel), coupling constraints (raumzeitliche Kopräsenz von Menschen zur Interaktion) sowie authority constraints (räumliche, zeitliche und soziale Zugangsbeschränkungen). In ähnlicher Weise berücksichtigt auch das Konzept der alltäglichen Lebensführung Ansprüche und Anforderungen sowie Handlungsoptionen, die das Handeln ermöglichen bzw. begrenzen. Neben subjektiven Faktoren (Lebensentwurf und individuelle Fähigkeiten und Ressourcen) werden auch objektive Faktoren (Alltagsanforderungen) aufgeführt, die das Handeln strukturieren (Kudera/Voß 2000; Voß 1995; SAS 1979).

Trotz unterschiedlicher disziplinärer Herangehensweise, werden diese, das menschliche Wirken beeinflussenden Aspekte in ihrer intentionalen ähnlichen Ausrichtung zur Beschreibung der Lebenswelt fortan berücksichtigt und mitgedacht.

68 Die Aktionsraumforschung beschäftigt sich mit der Analyse, Beschreibung und Erklärung aktionsräumlichen Handelns. Die Kernfrage lautet: „Wer macht was, wann, wo, wie oft, wie lange und warum?“ (Schwesig 1988: 17). Im Fokus stehen die von Routinen gepräg-

räumliche Verteilung der von einer Person im Alltag aufgesuchten Orte“ (Scheiner 2018: 70), ist das Resultat von (sinnhaften) Handlungsentscheidungen⁶⁹ (Scheiner 1998: 4). Im Aktionsraum („activity space“)⁷⁰ findet die Mehrheit der Aktivitäten – in der räumlichen Erstreckung und zeitlichen Rhythmik – eines Individuums statt. Dieser ändert sich in Abhängigkeit vom Alter, der Lebensführung, der Haushaltssituation oder den Interessen eines Subjekts (Hesse 2010: 25) sowie bspw. von der Erweiterung und dem Rückbau von Gelegenheitsstrukturen. Heute offenbaren sich im aktionsräumlichen Handeln aber v. a. (Entscheidungs-)Freiheiten der Ver- und Enttänkung von Lebensverhältnissen (Werlen 2010a: 306): „Denn individuelles Handeln im Raum vollzieht sich nicht mehr allein oder primär als Ausdruck lage-, dichte- und ausstattungsbezogener Parameter des materiellen Raums (Entfernung, Erreichbarkeiten, Transportkosten), sondern es wird im Kontext der Handlungen und der Konstruktionsleistungen von Individuen oder Gruppen je spezifisch interpretiert“ (Hesse 2010: 28). Hierbei ist die kognitiv-emotive Deutung sozial-räumlicher Gegebenheiten zentral für die Handelnden, die auf dieser Grundlage ihr Handeln in die vorfindlichen Sozial- und Raumstrukturen einbetten oder versuchen, diese zu verändern. Dementsprechend unterscheiden sich Aktionsräume von Menschen an einem Ort und variieren in sozialer, räumlicher und zeitlicher Hinsicht – was auch bei der Lebenswelt(re)konstruktion zu berücksichtigen ist.

ten Handlungsweisen, das repetitive alltägliche Handeln. Kritik an dem in den 1970er-/80er-Jahren etablierten Ansatz (Klingbeil 1978; Dangschat/Droth/Friedrichs et al. 1982; Chapin 1974) bezieht sich v. a. auf den Begriff „Verhalten“, der vielmehr als „aktionsräumliches Handeln“ (im Sinne einer sinnhaften Äußerung) bezeichnet und dementsprechend aufgefasst und gebraucht werden soll (Scheiner 1998).

69 Dem aktionsräumlichen Handeln liegt ein konstruktivistischer Raumbegriff zugrunde wie auch der eines physisch-materiellen Raums, der als „Teil der Handlungssituation dem Handelnden gegenübersteht und auf den das Handeln bezogen ist“ (Scheiner 2018: 72).

70 Von diesem zu unterscheiden ist der „action space“, der allgemein bekannte bzw. wahrgenommene Zielorte umfasst (Horton/Reynolds 1971).

2.3 Das Ich in der Lebenswelt

Zur Konstruktion des Selbst

Das „Selbst“ stellt den „zentralen Referenzrahmen für unser Handeln und Denken dar [...] und [bildet] die Grundlage für das Navigieren im sozialen Raum“ (Kessler/Fritsche 2018: 71). Dafür entwickeln Menschen im Laufe ihres Lebens eine Identität bzw. ein Selbstkonzept von sich, um zu erkennen, wo sie stehen und wer sie sind, d. h. um sich zu positionieren. Diese sog. „Selbstschemata“ werden nach Markus definiert als „kognitive Generalisierung über das Selbst, die aus vergangenen Erfahrungen abgeleitet sind und die Verarbeitung selbstbezogener Informationen [...] organisieren und lenken“ (1977: 64). Selbstschemata weisen eine gewisse Konstanz auf, wenngleich die Selbstdefinition situativ variieren und angepasst werden kann.

Das Selbst kann entweder als Subjekt oder als Objekt des ichbezogenen Wissens betrachtet werden. Ersteres („I“) beschreibt das wahrnehmende, denkende, fühlende und handelnde Selbst, Letzteres („Me“) geht im Selbstkonzept auf (James 1980). Selbstkonzepte entstehen, im Rahmen der Identitätskonstruktion des Ichs, aus der Selbst- und Fremdwahrnehmung, dem sozialen Vergleich und der Selbstkategorisierung (vier Quellen des Selbstkonzepts, Kessler/Fritsche 2018).

Die Selbstwahrnehmung (1. Quelle) gelingt durch Selbstreflexion und durch Beobachtung anderer Menschen, um über deren Eigenschaften auf die eigenen zu schließen (sog. Selbstwahrnehmungstheorie nach Bem 1972). Bei der Fremdwahrnehmung (2. Quelle) leitet das Ich über die Reaktion anderer das eigene Verhalten her bzw. seine Persönlichkeitsmerkmale ab (sog. „looking-glass-self“ nach Cooley 1902; Mead 1934). Die Beobachtung des Anderen (als „Du“) bezeichnet Schütz als Fremdeinstellung. In der einseitigen Wahrnehmungsbeziehung ist sie „aber nur auf der Daseinssetzung, nicht auf der Soseinssetzung eines Du fundiert“ (Schütz 1932: 164), dem Erfahren des Anderen im Hier als Dort. Erst in der Reziprozität, wenn aus dem „Du“ ein „Wir“, d. h. eine gemeinsame interaktive Beziehung wird, erfährt sich das Ich durch den Anderen als „Spiegelung des Selbst in der Fremderfahrung“⁷¹

71 Damit Verstehen (und darauf aufbauend jegliche Interaktion) gelingen kann, geht Schütz von der Grundannahme der „Generalthesis des alter ego“ mit folgenden Idealisierungen

(ebd.: 108). Das personale Selbst (Ich)⁷² ist in erster Linie ein soziales Selbst (Wir)⁷³: „[a human's] recognition by his mates“ (James 1890: 293), ein Produkt der Interaktion, das im Bedürfnis nach Selbsterkenntnis im sozialen Vergleich (3. Quelle) zum Vorschein kommt (social comparison theory nach Festinger 1954). Vergleichsobjekte sind ähnliche oder unähnliche andere, die im Aufwärts- oder Abwärtsvergleich (Wills 1981; Lockwood/Kunda 1977) die Selbstbewertung positiv oder negativ beeinflussen, aber auch assimilierend wirken können. In der social identity theory (Tajfels/Turner 1979) resp. self-categorization theory (Turner 1987) wird dem Aspekt der Zugehörigkeit zu sozialen Gruppen bzw. Kategorien ein großer Stellenwert für das (situative) Selbstkonzept beigemessen (4. Quelle). Unterschieden wird zwischen der Eigen- und der Fremdgruppe, wobei „[wir] über unsere Ähnlichkeit mit der eigenen Gruppe (ingroup) und unsere Verschiedenheit von ‚den Anderen‘ (outgroup) erkennen [...], wer wir sind“ (Kessler/Fritsche 2018: 76). Welche Kategorien salient sind, ist abhängig von der jeweiligen Situation des Ichs, wobei generelle persönliche Präferenzen persistent sind. Für die Selbstkategorisierung übernehmen Menschen wahrgenommene Stereotype ihrer Zugehörigkeitsgruppe in die Selbstbeschreibung auf (self-stereotyping). So ermöglicht es das Selbstkonzept den Menschen, sich in der Lebenswelt zu positionieren, sich und andere zu reflektieren, kognitiv und affektiv zu bewerten und in diesem Bewusstsein zu handeln.

Als Teil des personalen und sozialen Ichs kann auch ein „raumbezogenes Ich“ relevant für das Selbstkonzept werden, nämlich durch Aneignung räumlicher Entitäten und/oder Projektierung. „Raumbezogene Identität äußert sich in Form kognitiv-emotiver Konstrukte, welche die Identität räumlicher Gegenstände im Bewusstsein von Menschen als Images und Mental Maps repräsentieren“ (Weichhart 2018: 909). Zu unterscheiden sind Wahrnehmungsweisen des „Was“ („identification of“), „Als Was“ („being identified“) und des „Wie“ („identification with“) (Graumann 1983). Die raumbezogene Identität nimmt Bezug auf physische Materialitäten, die durch Zuschreibungen im Bewusstsein der Menschen gebildet werden und als „personale,

aus: der „Vertauschbarkeit der Standpunkte“ sowie der „Kongruenz der Relevanzsysteme“ (Schütz 1971: 12 ff.).

72 Im Sinne einer personalen Identität, d. h. von Individualität mit unverwechselbarer Biografie.

73 Im Sinne einer sozialen Identität, d. h. von Zugehörigkeitszuschreibungen einer Person zu verschiedenen (auch inkompatiblen) Bezugsgruppen.

soziale und kulturelle Konstrukte angesehen werden müssen“ (Weichhart 2018: 912; dazu auch Weichhart 1990: 40 ff.; Weichhart/Weiske/Werlen 2006: 34 ff.). Die raumbezogene Zugehörigkeitszuschreibung kann, wie die soziale Zugehörigkeitszuschreibung auch, für die Selbst- und Fremdpositionierung (Abgrenzung gegenüber einer outgroup) Handlungsrelevanz erlangen (Abb. 6).

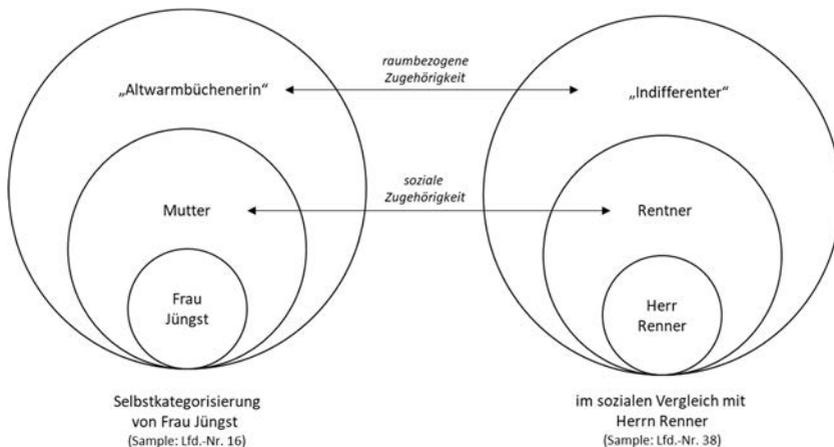


Abbildung 6: Exemplarische Darstellung einer Selbstkategorisierung zweier Untersuchungsteilnehmer im sozialen Vergleich über ein (salientes) Merkmal der sozialen und raumbezogenen Zugehörigkeitszuschreibung. Quelle: A. Göb

Zur Positionierung des Selbst

Die alltägliche Lebenswelt eines jeden Menschen – als wahrnehmendes, erlebendes und deutendes, d. h. sinnhaft handelndes Subjekt – ist zeitlich, räumlich und sozial strukturiert⁷⁴ (Abb. 7). Schütz beschreibt diese Strukturierung im Rahmen der Aufschichtung der alltäglichen Lebenswelt aus der Perspektive des Ichs im Hier und Jetzt.

74 Die nachfolgende Darstellung der Dimensionen der Lebenswelt erfolgt, analog zu Schütz/Luckmann (2017), aus analytischen Gründen getrennt. Im subjektiven Er-Leben der Lebenswelt sind sie nicht voneinander zu trennen, sondern aufeinander bezogen und beeinflussen sich wechselseitig.

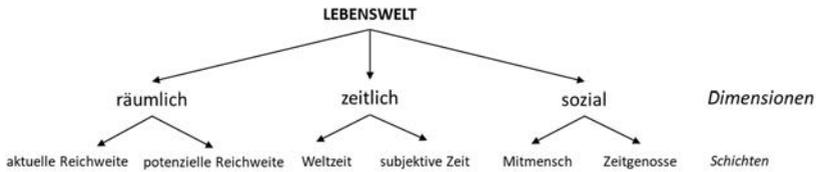


Abbildung 7: Schematische Darstellung zur Aufschichtung der Lebenswelt nach Schütz/Luckmann 2017. Quelle: A. Göb

Die zeitliche Aufschichtung der alltäglichen Lebenswelt

Die zeitliche Dimension der alltäglichen Lebenswelt umfasst die „Weltzeit“ und die „subjektive Zeit“ (Schütz/Luckmann 2017: 81 ff., 89 ff.). Die Weltzeit ist die allen Menschen auferlegte Zeit. Als Zeit-Rahmen kommt ihr für das Handeln eine unmittelbare Relevanz zu. Denn in seiner Endlichkeit „belebt“ der Mensch nur einen Zeit-Raum dieser Welt, die es vor ihm gab und nach ihm immer noch geben wird. Aus dieser zeitlichen Begrenztheit geht die Motivation für die Lebensplanung der Menschen hervor. Ein weiterer, außerhalb des subjektiven Vermögens liegender Aspekt der Weltzeit ist deren Zwangsläufigkeit. Zu realisierende Tätigkeiten müssen geplant und nach ihrer zeitlichen Realisierbarkeit geordnet werden. Für die Tagesplanung bedarf es somit einer Hierarchie der Dringlichkeiten nach dem Prinzip „first things first“ (ebd.: 84). Die Zeitstruktur des Alltags ordnet sich in die Welthierarchie ein, d. h. die Sterblichkeit des Menschen (Grundmotiv für die Lebensplanung) beeinflusst sein Routinehandeln (Grundmotiv für die Tagesplanung), das wiederum auf den Lebensentwurf zurückwirkt. Ein weiteres auferlegtes Grundmomentum des subjektiven Daseins in der Lebenswelt ist deren Geschichtlichkeit. „„Gleiches“, wenn es sich zum zweiten Mal ereignet, ist nicht mehr das erste, sondern das zweite ‚Gleiche‘“ (ebd.: 86). Jeder Mensch wird in eine geschichtliche Situation hineingeboren, die als solche zwar unabänderlich ist, aber – im Gegensatz zur Endlichkeit und Zwangsläufigkeit – generationelle Unterschiede aufweisen kann. Die lebensweltliche Zeit (Endlichkeit, Zwangsläufigkeit, Geschichtlichkeit) setzt dem subjektiven Wirken absolute Grenzen und wird als „unmodifizierbare ontologische Struktur der Lebenswelt“ erfahren (ebd.: 87).

Die subjektive Zeit wird in der Wechselwirkung von der „zeitlichen Artikulation des Bewusstseinsstroms“ (Tageslauf) und der „biografischen Artikula-

tion“ (Lebenslauf) geformt (ebd.: 89 ff.). Der Tagesrhythmus kann retrospektiv zu größeren Sinneinheiten zusammengefasst und als Lebensabschnittsentwurf betrachtet werden, der prospektiv über den Alltag verwirklicht wird. So erfährt jeder Mensch die „objektive Welt“ als eine auf ihn bezogene Abstufung subjektiver Möglichkeiten sowie Grenzen zur Generierung von Lebens- und Tagesplänen, Lebens- und Tagesläufen (ebd.: 94). In der Interaktion mit anderen erlebt man eine „soziale Zeit“, die synchronisiert, d. h. aufeinander abgestimmt ist. Kontakte erfolgen im unmittelbaren Koordiniertsein in der Face-to-Face-Begegnung oder aber mittelbar über Uhrzeiten und Kalender. So werden „Zeiten“ vergleichbar resp. objektiviert, um das Zusammenleben zu organisieren.

Neben dem sozialen Handeln ist es auch das raumrelevante Tun, das durch die Ressource Zeit beeinflusst wird und das Leben wie den Alltag im Suburbanen prägt. Schütz verbindet diachrone und synchrone Zeitstrukturen, die in der täglichen und kontinuierlichen Planung des Daseins und Soseins raumwirksam werden. Dieser Zeit-Rahmen ermöglicht und begrenzt die Ausbildung von kurz-, mittel- und langfristigen Alltagsarrangements, d. h. was, wann, mit wem, wie oft und wie lange an einem Ort umgesetzt wird. Das Subjekt, ausgestattet mit einem „individuellen Zeitkontingent“, erfährt den suburbanen Raum – vor dem Hintergrund seiner Ansprüche und Anforderungen sowie Ressourcen und Fähigkeiten – dann entweder als zeitsparend oder restringierend, passend oder anpassbar.

Die räumliche Aufschichtung der alltäglichen Lebenswelt

Die räumliche Dimension der Lebenswelt gliedert sich in eine Zone der „aktuellen Reichweite“ (Gegenwart) und eine der „potenziellen Reichweite“ (ebd.: 71 ff.). Diese hat sowohl einen in die Vergangenheit gerichteten Bezug (Wiederherstellbarkeit) als auch einen, der in die Zukunft weist (Erlangbarkeit). Die Reichweite beschreibt eine raum-zeitliche Distanz zu „Elementen“⁷⁵ (ebd.: 71), die das Ich um sich – als nah oder fern – gruppiert. Im Erleben des Alltags ist das Subjekt nur an jener Zone interessiert, die in seiner

75 „Elemente“ sind andere Menschen, aber auch (im)materielle Bausteine in ihrer Zeitlichkeit, die dem Subjekt in ihrer Selbstverständlichkeit gegeben sind und subjektiv bedeutsam werden (können).

unmittelbaren Reichweite („Wirkzone“⁷⁶) liegt und sich „räumlich und zeitlich um ihn als Mittelpunkt anordnet. Der Ort, an dem ich mich befinde, mein aktuelles ‚Hier‘, ist der Ausgangspunkt für meine Orientierung im Raum [...]“ (ebd.: 71). Durch Bewegung des Ichs im Raum (Nullpunkt des Koordinatensystems) sinken vormals nahe Schichten in die Ferne, ferne Schichten kommen näher. In der Verschiebung von Reichweiten erfährt das Ich „kleine Transendenzen“ (ebd.: 600), die das Handeln beeinflussen (können). Dabei kann das Ich immer nur positionieren (im Tun), was es wahrnehmend und deutend erfährt.

Die potenzielle Reichweite ist dem Ich nur mittelbar gegeben. Sie kann durch Erinnern von Vergangenen und Vertrautem im Hier und Jetzt aktualisiert werden. Die Reaktivierung der einst aktuell gewesenen Welt beruht auf der Reminiszenz erfüllter Erlebnisse, wohingegen das zu erlangende Erlebnis auf der Antizipation zukünftiger Erfahrungen beruht. Diese Zone war noch nie in der Reichweite des Ichs, aber kann in diese gebracht werden. Dieses Können ist wiederum abhängig von „subjektiven Wahrscheinlichkeiten“ und nach physischen, technischen und anderen „Vermögensgraden“ (ebd.: 74) aufgegliedert.

Die Lebenswelt ist eine ich-zentrierte, die das wahrnehmenden und handelnden Subjekt durch Positionierungen konstruiert. In der Positionierung von Elementen – anderer Menschen und (Im)materialitäten – und deren Verknüpfung wird die Lebenswelt gemacht („Spacing und Synthese“, Löw 2015).⁷⁷ Platzierungen nimmt das Ich relativ zu sich vor, Verbindungen rela-

76 Die Wirkzone lässt sich nochmals differenzieren in eine primäre und eine sekundäre Wirkzone. Letztere findet ihre Grenze am jeweiligen Stand der Technologie einer Gesellschaft (zur Ausdehnung der Reichweite im Alltag), wohingegen die Erstgenannte den Bereich des unmittelbaren Handelns umfasst.

77 Raum ist nach Löw die „relationale (An)Ordnung von Lebewesen und sozialen Gütern“ (2015: 160).

Mit dem Begriff der (An)Ordnung betont Löw, dass Räume sich sowohl aus der Praxis des Anordnens (als Struktur- und Handlungsdimension) konstituieren als auch eine gesellschaftliche Ordnung vorgeben.

Bei Schütz werden „Elemente meiner Umgebung“ (Schütz/Luckmann 2017: 71) in Distanz zum Ich, vom Ich angeordnet, die äquivalent zu Löws „Lebewesen und sozialen Gütern“ zu betrachten sind (2015: 153 f.).

Im Gegensatz zu Löw thematisiert Schütz ausschließlich die Praxis des „Spacings“ in Form von Anordnungen, nicht aber die „Synthese“, d. h. die Verknüpfung der Elemente über

tional. Im Erinnern (Retention), Erleben (Impression) und Erwarten (Protention)⁷⁸ von Erfahrungsgegenständen werden diese bedeutsam und handlungsrelevant. Deutungsmuster können sich über die Zeit hinweg aber auch verändern – als Folge veränderter Aneignungsmodi der Lebenswelt. Bei der Selbstpositionierung, d. h. der Orientierung des Ichs in der Lebenswelt, legt dieses entsprechend seiner Ich-Identität (über Disposition, Motive, Präferenzen, Einstellungen u. Ä.) mehr oder weniger bewusst und handlungsfrei fest, wie es in der Welt sein möchte, was bzw. wen es dafür braucht und in welcher Form. Die Abgrenzung des Selbst zu Anderen spiegelt sich als Distanz (Platzierung als nah/fern – „Spacing“) und in der Distanzierung (Wahrnehmen als nah/fern – „Synthese“) wider.

Die Lebensweltkonstruktion ist eine ego-zentrierte, in der sich das Ich im Hier mit den Anderen im Dort arrangieren muss. Trotz des gemeinsamen In-der-Welt-Seins und erfahrbaren Soseins von Interaktionspartnern wird die intersubjektiv geteilte Lebenswelt (inkl. ihrer Elemente) unterschiedlich wahrgenommen und bewertet, wird unterschiedlich gehandelt (Kap. 2.2). In der Lebenswelt im Suburbanen werden vorfindbare Erfahrungsgegenstände angeordnet und mit Bedeutung versehen, d. h. vom Ich als nah oder fern positioniert, was je nach subjektiven Vermögensgraden besser oder schlechter gelingt und nicht unabhängig von den Gelegenheitsstrukturen der gebauten Umwelt und vom Positioniert-Werden durch Andere geschehen kann. Positionierungen setzen die Bewohner im Suburbanen folglich mit wechselseitigen Aushandlungs- und Anpassungsprozessen um, um in einer Welt koexistieren zu können.

Die soziale Aufschichtung der alltäglichen Lebenswelt

Die soziale Dimension der alltäglichen Lebenswelt („Sozialwelt“, Schütz 1932: 156) besteht aus der „Umwelt“, in der das Ich andere Menschen (sog. Mitmenschen) persönlich kennt, und der „Mitwelt“, in der das Ich von der

Wahrnehmungs-, Vorstellungs- oder Erinnerungsprozesse (ebd.: 159), die im Rahmen dieser Arbeit integriert und für die Lebensweltrekonstruktion herangezogen werden sollen.

78 Erlebtes wird im Erleben eingeholt und durch Erlebbares abgelöst. Die Impression ist eine Grenzphase kontinuierlicher Retention und kontinuierlicher Protention, wobei Antizipationen bestätigt oder enttäuscht werden „während sie sich in eine impressive Phase verwandeln“, die alsbald zur Retention wird (kontinuierlicher Fluss des Bewusstseinsstroms) (Schütz/Luckmann 2017: 90).

Existenz anderer Menschen (sog. Zeitgenossen) weiß (ebd.: 181 ff., 196 ff.). Umwelt und Mitwelt sind in den Zeithorizont der Gegenwart eingebettet, wohingegen die Vorwelt der Vergangenheit (Menschen vergangener Epochen, Vorfahren), die Nachwelt der Zukunft (Menschen künftiger Generationen, Nachfahren) angehören. Grundlegend für das Erleben anderer Menschen ist ihre relative Nähe bzw. Ferne zueinander, die unmittelbar in der Wir-Beziehung oder mittelbar in der Ihr-Beziehung gegeben ist. Beeinflusst wird die Beziehung zu anderen Menschen durch ihre unterschiedlichen raum-zeitlichen wie sozialen Positionen, d. h. sie „gliedert sich nach verschiedenen Stufen der Erlebnishöhe, Erlebnistiefe und Anonymität“ (Schütz/Luckmann 2017: 101).

Andere Menschen erfährt das Ich in Kopräsenz (Face-to-Face Beziehung) immer dann, wenn sie einen „gemeinsamen Sektor des lebensweltlichen Raums und der Weltzeit“ teilen (ebd.: 101). In der Reziprozität sind beide Interaktionspartner aufeinander koordiniert. In einer wiederkehrenden bzw. neuen Begegnungssituation kann die vergangene Beziehung in räumlicher, zeitlicher und sozial-biografischer Hinsicht aktualisiert werden, d. h. neue Erfahrungen von dem Anderen können gewonnen werden, die den Wissensbestand über ihn transformieren (durch Überprüfung und Modifikation). Freundschaften bspw. werden, aufgrund ihrer festen Sinnzuschreibung (Erlebnisintensität), als kontinuierliche Wir-Beziehung erfahren – auch, wenn der Freund nicht anwesend ist.⁷⁹

Anders als in der Wir-Beziehung sind dem Ich Zeitgenossen in der Ihr-Einstellung nur mittelbar, in der Region der Mitwelt, gegeben. Das heißt, dass das Leben der Zeitgenossen in der gleichen gegenwärtigen Spanne der Weltzeit abläuft, ohne dass man deren Erlebnisse in der Selbsthabe erfassen müsste. Die soziale Ihr-Beziehung adressiert nicht konkrete und spezifische andere, sondern Typen,⁸⁰ denen das Ich bestimmte Funktionen zuschreibt. „Mein Verhalten ist von der Erwartung geleitet, dass dieses für bestimmte

79 Realiter: wiederkehrende Wir-Beziehung, da es sich um vielfältige, in die soziale Zeit eingelagerte Beziehungen handelt, die teils aus Wir-, teils aus Ihr-Beziehungen bestehen.

80 Der Wissensvorrat über Vor- und Nachfahren besteht aus Typisierungen, die erinnerbar bzw. antizipierbar sind, ohne auf deren Lebenswelt zu- bzw. in diese eingreifen zu können. Berührungspunkte zur Vor- und Nachwelt bestehen über generationale Verbindungen unter Beachtung der Historizität der Sozialwelt: Die „gleiche“ Erfahrung im Hier und Jetzt kann nicht die „gleiche“ Erfahrung gestern oder morgen sein.

Zeitgenossen wahrscheinlich ist“ (Schütz 1932: 120). Für die Beziehungskonstitution gilt daher: Je weniger ich von dem Anderen durch persönliche Erfahrung weiß, desto anonym er ist. Die Typenhaftigkeit ist eine Qualität der Ich-Einstellung, die sich immer auf typisches Verhalten typischer Zeitgenossen bezieht, verschiedene Anonymitätsgrade umfasst und aus dem Wissensvorrat der Menschen abgerufen werden kann.

Nach Schütz durchdringen im Erleben von Distanz (Nähe/Ferne) die räumlichen Strukturen der Lebenswelt die sozialen und umgekehrt (ebd.: 76). Die zwischenmenschliche Nähe (Intimität und Vertrautheit) bzw. Ferne (Anonymität und Fremdheit) wirkt sich auf das Raumerleben aus, die räumliche Nähe bzw. Ferne auf die Erlebnistiefe von Menschen, wobei räumliche und soziale Distanzen zeitbezogen wirksam sind. In diesem Rahmen markieren Nähe-Ferne-Relationen Distanzen von Positionierungselementen zum Ich, ohne dass das räumliche und soziale Nähe- resp. Ferne-Empfinden miteinander übereinstimmen muss. Nur, weil dem Ich ein Mensch räumlich nah ist, muss dieses Ich keine längerfristige und/oder intime soziale Beziehung zu dem Anderen herstellen. Empfundene Nähe muss auch nicht mit der „tatsächlichen“ Nähe von „Elementen“ übereinstimmen, also eine hohe Bedeutungszuweisung oder positive Bewertung im Kontext der Positionierungspraktiken des Ichs erhalten.

Das „Wir“ konstituiert sich aus Mitmenschen, die unmittelbar in der Umwelt verortet sind, das „Ihr“ aus Zeitgenossen, die mittelbar in der Mitwelt existieren (Abb. 8). Dabei unterscheiden sich Beziehungen nach ihrem Grad an sozialer sowie räumlicher Nähe und Vertrautheit resp. Ferne und Anonymität. In der Repetition und Kontinuität von Begegnungen können sich diese Beziehungsformationen über die Zeit ausdifferenzieren. Wichtig für die Beziehungskonstitution ist, wie und wo ich wem begegne, wie oft und ob das Ich auf stabile Typisierungen oder personales Wissen in der Begegnung zurückgreift oder situativ variabel auf den Kontext reagiert und entsprechend interagiert. Die Entscheidung über den Modus der Beziehungsausprägung wird im Suburbanen durch die gebaute Umwelt, Dispositionen und Tagesläufe anderer Bewohner mit beeinflusst. Mit der Diversifizierung der Sozialraumstrukturen könnten sich jedoch neue Deutungsmuster, ausgehend von unterschiedlichsten Selbstpositionierungspraktiken der Bewohner-Identitäten, entwickeln und das Zusammenleben im Suburbanen transformieren.

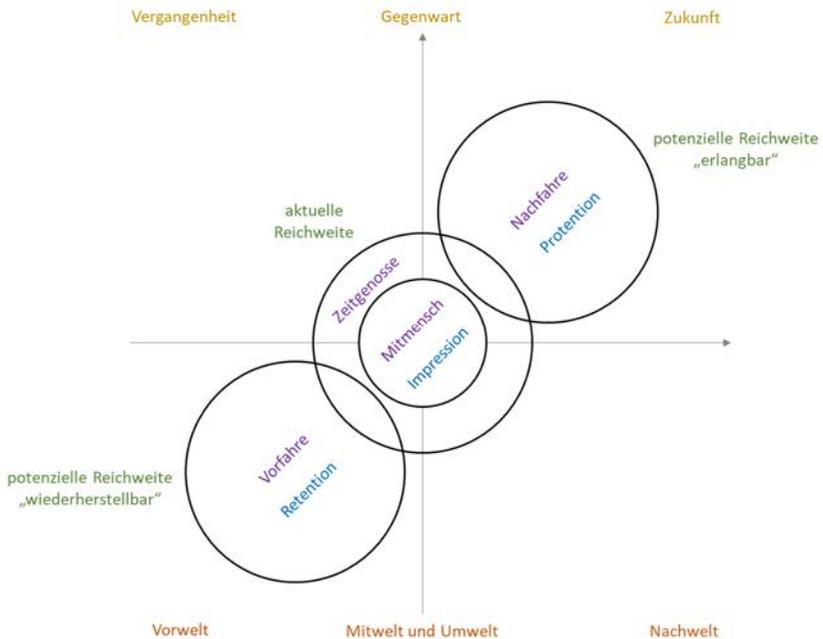


Abbildung 8: Die zeitliche, räumliche und soziale Aufschichtung der Lebenswelt nach Schütz/Luckmann 2017 (schematische Darstellung). Quelle: A. Göb

2.4 Synthese: Die alltägliche Lebenswelt als vielfältiges Konstrukt

Die alltägliche Lebenswelt ist der vornehmlich ausgezeichnete Wirklichkeitsbereich des Menschen, den dieser durch sein Handeln und im Handeln mit anderen Menschen und vorfindbaren Elementen konstruiert. Auch wenn die Lebenswelt grundsätzlich fraglos ist (Schütz/Luckmann 2017: 30), d. h. im Alltagshandeln kaum thematisiert und als Handlungsrahmen für Alltagsroutinen einfach „gebraucht“ wird, wird sie stets gemacht. In der Dualität von Schauplatz und Zielgebiet existiert sie im deutenden Wahrnehmen und sinnhaften Handeln der Lebewesen als Lebenswelt (Wirklichkeit) vor dem Hintergrund einer spezifischen Lebenslage (Realität) (Kraus 2006, 2017a, 2017b). Da Menschen vor ihrem „objektiven“ Hintergrund und den ihnen „äußerlichen“ physisch-materiellen Bedingungen ihre eigene Wirklichkeit her-

stellen, können sich plurale Lebenswelten bilden, die in einer gemeinsamen, intersubjektiven Lebenswelt – neben- und/oder miteinander – wirklich sind.

Mit der zunehmenden Ausdifferenzierung der Gesellschaft steigt somit auch die gesellschaftliche Relevanz der Lebensweltanalyse als Forschungsansatz.⁸¹ Dieser setzt sich mit der Frage auseinander, wie ein Zusammenleben von Menschen überhaupt (noch) möglich ist, gesellschaftliches Miteinander und individuelles Für-sich-Sein zusammengebracht werden können. Für die Untersuchung kommt der Berücksichtigung der räumlichen, zeitlichen und sozialen Schichtung der Lebenswelt daher eine besondere Bedeutung zu, denn die drei Dimensionen beleuchten den Wahrnehmungs-, Handlungs- und Deutungsraum des Ichs aus seiner Perspektive. In der Anordnung von sich, anderen und anderem werden Nähe-Ferne-Relationen offenbar, die als räumliche, zeitliche und soziale Distanz erlebt und im Modus der Distanzierung⁸² gelebt werden (d. h. als eng oder weit, vertraut oder anonym). Im Rahmen der Positionierung schaffen Menschen also Ordnung für sich und das Zusammenleben mit anderen. Seins- und Handlungsgewissheit erhalten sie im Erleben einer für sie konstanten und ihnen fraglos gegebenen Welt.

2.5 Erkenntnislücke II: Forschungsfrage und Forschungsziel

Die meisten Studien zu suburbanen Räumen setzen an den strukturellen Gegebenheiten dieses Raumtyps an, um gestalterische und planungspolitische Handlungsempfehlungen zu geben. Hierbei bleiben die Bewohner weitestgehend unberücksichtigt, weshalb in dieser Arbeit ein „radikaler Perspektivenwechsel“ (Hitzler 2000: 144) vorgenommen wird, der die Handelnden und ihr Relevanzsystem in den Fokus der Erhebung rückt – ohne die (raum-)strukturellen Bedingungen und deren Einfluss auf das Handeln zu vernachlässigen. Der suburbane Raum ist daher als spezifischer „räumlicher Lebensweltausschnitt“ (Werlen 1997: 264) hinsichtlich seiner Bedeutungskonstitution für das handelnde Subjekt zu untersuchen. Dazu forsche ich in der

81 Der in dieser Arbeit verwendete Zugang über die Lebensweltanalyse orientiert sich an Webers „verstehender Soziologie“ (1972), in der das Handeln deutend verstanden und ursächlich erklärt werden soll und dem interpretativen Paradigma folgt (Peuckert 2001: 360).

82 Weshalb das „ob“ und „wie“ des Distanzierungsmodus in dieser Arbeit hinsichtlich bestimmter räumlicher Strukturen zu untersuchen ist (Teil C).

„eigenen Gesellschaft“ bzw. Kultur⁸³ mit „fremdem Blick“ (Hitzler 2000: 144), um (besser) zu verstehen, was für wen, warum und auf welche Weise die Lebenswelt im Suburbanen zu einer sinnhaften macht. Da Deutungsmuster im Austausch der Wissensbestände zwischen Individuum und Gesellschaft entstehen, weisen diese kulturelle Spezifika auf. Aus diesem Grund betrachte ich in meiner Arbeit Alltagswelten in suburbanen Räumen Deutschlands, die mir nicht nur qua wissenschaftlicher Ausbildung und beruflicher Praxis, sondern auch persönlich, durch meine eigene Sozialisation, „natürlich“ bekannt sind.

Vor diesem Hintergrund ergibt sich folgende forschungsleitende Frage:

Wie konstruieren Bewohner in suburbanen Räumen ihre alltägliche Lebenswelt?

Ausgehend von dieser zentralen Frage richtet sich das Erkenntnisinteresse meiner Arbeit auf alltägliche Lebenswelten im Suburbanen und ihre (Re-)produktion durch die Bewohner. Mich interessiert, wie Menschen in suburbanen Räumen leben, wie sie ihre Lebenswelten im Wahrnehmen und Handeln „machen“ und mit Bedeutung versehen. Dafür betrachte ich Ortsentscheidungen (Standort- und Nutzungsentscheidungen) sowie Interaktionsentscheidungen (Bindungen und Beziehungen im Ort, d. h. zum Ort und zu den dort lebenden Menschen) in ihrer Zeitlichkeit. Schließlich soll auf die Frage eingegangen werden, ob sich in den Untersuchungsräumen ein – wie in Kap. 1.2 dargestellt – „suburban way of life“ finden lässt und wodurch sich dieser ggf. auszeichnet.

Im Rahmen meiner Arbeit möchte ich ebenfalls herausfinden, ob und inwiefern das wissenschaftliche Konstrukt „Suburbia“ dem ihrer Bewohner entspricht und beleuchten, ob dieses in zwei ähnlichen Typen suburbaner

83 Schütz betont die „Kulturabhängigkeit“ all unserer Deutungsmuster und damit unseres gesamten Wahrnehmens, Denkens und Handelns, doch seine ‚Strukturen der Lebenswelt‘ beschreiben letztlich die Weltsicht eines europäischen Sozialwissenschaftlers der Jahrhundertmitte“ (Legewie 1998: 5). Lebensweltliche Feldforschung gelingt folglich am einfachsten in der eigenen Gesellschaft bzw. Kultur und zwar dadurch, dass die Rekonstruktion der Wissens- und Erfahrungsstrukturen der zu Erforschenden kontextabhängig und möglichst „natürlich“ erfolgt.

Räume⁸⁴ (inwieweit) kongruent ist. Über die Generierung empirischen Grundlagenwissens hinaus soll die Darstellung der Lebensweltkonstruktionen im Suburbanen aufdecken, welche Anforderungen die Bewohner an ihren Wohnort stellen und wie diese politisch sowie planerisch umgesetzt werden müssen, um eine „konfliktfreie(re)“ Alltagsgestaltung zu ermöglichen. Denn nur mit einem detaillierten Verständnis über die Beschaffenheit und die Widersprüche der Alltagsroutinen vor Ort ist es möglich, regulativ und gestalterisch, nachhaltig und zielgenau Einfluss auf Planung nehmen zu können. Allein die Prognose, dass „klassische Suburbaniten“ (Häußermann 2009: 52) wegfallen und daraus deduktiv gefolgert wird, dass „neue Suburbaniten“ (Menzl 2007: 412) Suburbia bewohnen werden, reicht hierfür nicht aus. Weil auch soziokulturelle Transformationsprozesse und Reurbanisierungstendenzen (Brake/Herfert 2012; BBSR 2016; ARL 2019) suburbane Räume (über-)prägen, bedarf es einer gesicherten (Er)kenntnis über alltägliche Lebenszusammenhänge der Bewohner, damit suburbane Räume auch zukünftig als attraktive (Wohn)standorte wahrgenommen und genutzt werden können.

Hervorgehoben werden soll die in der Untersuchung eingenommene subjektzentrierte Sichtweise für die Raumforschung hinsichtlich ihres Mehrwerts für die theoretisch-begriffliche Reflexion und methodische Erfassung von (suburbanen) Raumstrukturen. Als Erweiterung der vorhandenen, vielfach indikatorengestützten Abgrenzungen suburbaner Räume,⁸⁵ kann diese Herangehensweise einen integrierenden Umgang mit individualisierten, pluralisierten und optionalisierten Lebenswelten für eine passgenauere (Weiter-)Entwicklung, Gestaltung und Governance dieses Raumtyps offerieren. Der Raumzugang über das Lebensweltkonzept von Schütz bietet sich für eine sozialgeographische Untersuchung auch deshalb an, weil die Dimensionen Zeit, Raum und Soziales als korrelativ berücksichtigt werden und damit eine

84 Die Auswahl der Untersuchungsräume erfolgt auf der Grundlage der von mir als Forscherin definierten und containerhaft gesetzten Untersuchungsgebiete als suburbane Räume (Teil B, Kap. 6.1).

85 Die Abgrenzungen erfolgen jedoch uneinheitlich entsprechend des jeweiligen Untersuchungskonzepts und Forschungsinteresses z. B. nach baulichen, siedlungsstrukturellen, ökonomischen und soziodemographischen Faktoren (BMVBS 2013: 18), nach Baualter bzw. Lebenszyklus oder Handlungsbedarf (BMVBS 2013; BBSR 2009: 35), Gebietstyp und Lage (Beckmann/Hesse/Holz-Rau et al. 2006: 33), Einwohnerzahl und Pendlerzahlen (BBSR-Großstadtreionen; Milbert 2017, Kap. 1.1).

Wirklichkeit abbilden, die Menschen für sich und mit anderen machen. Das Lebensweltkonzept von Schütz stellt, in der aufgezeigten Konzepterweiterung⁸⁶, einen angemessenen theoretischen Zugang dar, welcher der Zeitlichkeit und damit auch der Ausdifferenzierung suburbaner Räume und ihrer Bewohnerschaft gerecht(er) wird und darüber hinaus für die forschungspraktische Umsetzung und Auswertung der Arbeit hilfreich ist, die in den nachfolgenden Teilen B und C präsentiert wird.

86 Zu der Erweiterung gehört die Berücksichtigung der Wahrnehmungsleistung des Subjekts, d. h. seiner kognitiv-emotiven Auffassung der Lebenswelt sowie die Berücksichtigung der Lebenslage (Relationalität von Lebenswelt und Lebenslage) und der Gelegenheitsstrukturen (inkl. ihrer Eigenschaft zur Affordanz).

Teil B

Forschungskonzeption

3 Methodologie

Während in Teil A die erkenntnisleitenden Fragen aus dem Forschungsrahmen abgeleitet und in der Erkenntnislücke (Kap. 1.4 und 2.5) verortet wurden, werden im Folgenden der Weg, die Umsetzung und die Auswertung der empirischen Forschungsarbeit beschrieben.

3.1 Grundüberlegungen zur Forschungskonzeption

Unter Methodologie („Methodentheorie“) werden „alle grundlegenden Entscheidungen und deren Begründungen gefasst, die bei der Konzeption eines empirischen Erkenntnisprozesses festgelegt werden müssen – unabhängig davon, ob es sich in raumbezogenen Wissenschaften um einen Forschungs- oder einen Gestaltungsprozess handelt“ (Sturm 2020: 12). Hierzu gehört die Klärung von Fragen, die das Was (Ziel), das Warum (Zweck) und das Wie (Mittel) der Forschung wissenschaftstheoretisch konkretisieren, reflektieren und für die praktische Umsetzung handhabbar machen. Ritsert (1996) differenziert diesen logisch-analytischen Dreischritt als Semantik, Syntax und Pragmatik. Auf der Ebene „Semantik“ wird das Ziel des Erkenntnisprozesses beschrieben, d. h. die Forschungsfragen werden im Kontext des thematischen Feldes expliziert (Teil A, Kap. 1.4 und 2.5). Die Syntax-Ebene fokussiert auf die Herausstellung des Erkenntniszweckes als Begründungszusammenhang für das wissenschaftliche Vorgehen (Kap. 3). Auf der Ebene der Pragmatik werden in der Folge die Instrumente und Methoden erläutert, die für die Datenerhebung und Auswertung, also die Erkenntnisgewinnung, angewendet werden (müssen) (Kap. 4 und 5). Darauf folgt die Darstellung der Untersuchungsräume, für welche die Erkenntnissituierung erfolgt (Kap. 6).

Da es in dieser Arbeit um Forschung im Raum über Raum geht, ist der Zugang zu jenem ebenfalls methodologisch herzuleiten. Hierfür lege ich eine Raumkonstruktion zugrunde, die auf das dynamische Quadranten-Modell von Sturm (2000: 185 ff.) zurückgreift. Darin wird Raum in vier Quadranten

unterteilt: materiale Gestalt des Raums (I.), strukturierende Regulation im Raum und des Raums (II.), historisches Konstituieren des Raums (III.) sowie kultureller Ausdruck im Raum und des Raums (IV.) (ebd.: 199 f., Abb. 9)⁸⁷. Die Quadranten können eigenständig – in ihrer relativen Unabhängigkeit – betrachtet werden (positionale Funktion), sind aber nur im Zusammenhang – in ihrer interdependenten Verflechtung – raumkonstitutiv (relationale Funktion). Dabei stehen Raum und Zeit in einem reziproken Verhältnis zueinander und markieren als zeitliche Aufeinanderichtung das Gewordensein, Sein und Werden von Raum.

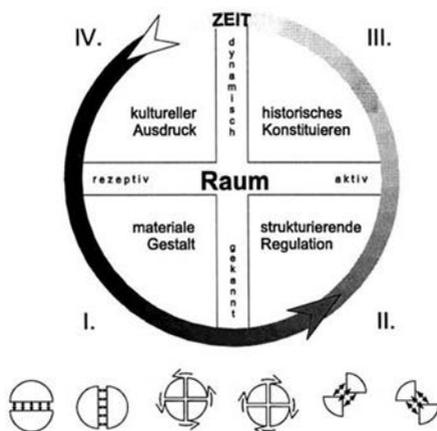


Abbildung 9: Vorläufige Ergebnisformation eines methodologischen Quadrantenmodells für Raum mit Zeitspirale als Entwicklungsbild sowie einer Orientierungsleiste für die operationalisierbaren Wechselwirkungen zwischen den Feldern. Quelle: Sturm 2000: 199

87 Die Quadranten setzen sich aus folgenden Elementen zusammen (Sturm 2000: 200 ff.):
 Quadrant I: Landschaft (organische und anorganische Elemente einer Region, z. B. Struktur der Erdoberfläche, Pflanzen- und Tierwelt, menschliche Bevölkerung, Naturressourcen, Produkte menschlichen Lebens und Siedelns)
 Quadrant II: gesellschaftliche Regulationssysteme (Erbrecht, Eigentumsrecht, gesellschaftliche Machtverhältnisse, Verwaltungsstrukturen, Flächennutzungs- und Bebauungspläne)
 Quadrant III: was Menschen als handelnde Aneignung ihres Lebensraums betreiben und in der Vergangenheit betrieben haben
 Quadrant IV: Landschaftsbild (klima- und bodenabhängige Gestalt des Raumbildes, menschlich produzierte Raumgebilde sowie Spuren, Zeichen und Symbole gegenwärtigen und vergangenen ökonomischen und politischen Lebens der in der Landschaft agierenden Menschen als kultureller Ausdruck)

Diese Aspekte sind für die Verankerung der Forschungsfrage in Entsprechung zu ihrer Zielsetzung notwendig. Wie die theoretische Aufbereitung des Forschungsgegenstandes gezeigt hat (Teil A), ist als Raumzugang Quadrant III zu wählen. Mittels historischen Konstituierens „blicke“ ich von der Subjektseite primär auf die physische Materialität des Raums (Quadrant I) und beschäftige mich mit der Art und Weise, dem „Wie“ (Modus) gesellschaftlicher Kommunikations- und Handlungsstrukturen, d. h. der Nutzung, Aneignung und Produktion von Raumsubstraten. Dieser Zugang greift die Rekonstruktionsmöglichkeiten sozialer Konstituiertheit von Raum durch Integration handlungstheoretischer Modelle⁸⁸ auf (ebd.: 184), kennzeichnet Raum als handlungsrelevant resp. Handeln als raumrelevant.

3.2 Grundüberlegungen zur Forschungslogik

Um ein passendes Forschungsdesign zu entwickeln, muss zunächst die Feldordnung und die Zwecksetzung des zu erhebenden Gegenstandes festgelegt werden. Die Feldordnung ist charakterisiert durch das Ordnungsmuster des Forschungsthemas. Wie aus der Herleitung in Teil A hervorgeht, handelt es sich bei der zu untersuchenden Thematik um eine unvollständige Feldordnung, da die konstitutiven Aspekte, also inhaltliche Zusammenhänge und Beziehungsgeflechte, unbekannt sind. Daraus folgt, dass die Erhebungsstrategie notwendigerweise offen und flexibel sein muss und nur unstandardi-

88 Im Sinne einer mikrosoziologischen Handlungstheorie werden in dem Lebensweltkonzept von Schütz Sinnsetzungen der Subjekte untersucht, die „hinter“ ihrem Handeln stehen bzw. die diese ihren Handlungen (reflexiv) zuweisen.

Mit der Lebensweltanalyse können aber auch praxeologische Aspekte in Form von sozialen Praktiken (Handlungsmodi) berücksichtigt werden. Die Theorie der Praktiken bzw. die Praxistheorie – ausgehend vom „Practice Turn“ (Schatzki/Knorr-Cetina/von Savigny 2001) – kann zwar den Handlungstheorien zugeordnet werden, doch fokussiert diese die Materialität sozialer Praktiken als „Embodiment“, dem „nexus auf doings and sayings“ (Schatzki 1996: 89) als kleinste Einheit des Sozialen. Von besonderem Interesse ist das „knowing how“ (Reckwitz 2003: 285), das inkorporierte Wissen (Alltagsroutinen), das unhinterfragt angewendet und selten expliziert wird (bei Schütz entspricht diese Wissensform der Interpretationsrelevanz). Vertreter der Praxeologie sind nach Reckwitz (2003: 282 ff.; 2004: 40 f.): Bourdieu mit der „Theorie der Praxis“ (1972, 1980), Giddens mit der Strukturationstheorie (1979, 1995), aber auch Garfinkels ethnomethodologische Ansätze (1967), Wittgensteins „Sprachspiele“ (1953, 1969), de Certeaus „Kunst des Handelns“ (1988), Latours Ansätze aus den „science studies“ (1991) oder Butlers „Theorie der Performativität“ (1990).

sierte Erhebungsinstrumente für eine qualitativ-rekonstruierende Analyse zur Anwendung kommen können (Lamnek 2005: 20 ff.).

Zur Feldordnung

„Qualitative Forschung rekonstruiert Sinn oder subjektive Sichtweisen“ durch die Erfassung von „Deutungsmustern“ (Helfferich 2011: 21). Diese beruhen auf Konstruktionen 1. Grades. Ziel rekonstruierender Ansätze ist es, Konstruktionen 2. Grades zu entwerfen, d. h. einen deutenden und sinnverstehenden Zugang zu der „interaktiv ‚hergestellten‘ und in sprachlichen wie in nicht-sprachlichen Symbolen repräsentiert gedachten sozialen Wirklichkeit“ zu erhalten (von Kardorff 1995: 4). Denn der Forschungsgegenstand kann gerade nicht über das Messen (als standardisierter, quantitativer Zugang) erschlossen werden. „Qualitative Forschung hat den Anspruch, Lebenswelten ‚von innen heraus‘ aus der Sicht der handelnden Menschen zu beschreiben. Damit will sie zum besseren Verständnis sozialer Wirklichkeit(en) beitragen und auf Abläufe, Deutungsmuster und Strukturmerkmale aufmerksam machen“ (Flick/von Kardorff/Steinke 2003: 14). Weil Forscher keinen „privilegierten“ Zugang zu einer „objektiv“ gegebenen Wirklichkeit haben, nutzen sie Verfahrensstandards, die eine intersubjektive Nachvollziehbarkeit der Konstruktion ermöglichen.⁸⁹ „Qualitative Forschung wird zu einem kontinuierlichen Prozess der Konstruktion von Versionen der Wirklichkeit“ (Flick 1996a: 19 f.). Es entstehen kontextuell gebundene Wirklichkeits-Versionen durch die Untersuchungsteilnehmer gegenüber dem Forscher, aber auch des Forschers gegenüber anderen Forschern, die in einer anderen räumlichen, zeitlichen und sozialen Situierung immer auch anders aussehen

89 „Verstehen“ gelingt in der Selbstausslegung des je eigenen (subjektiven wie gesellschaftlich aktiv verfügbaren) Wissensvorrats und ist ausgerichtet an den situativ jeweilig wirklichen Relevanzsetzungen. Infolgedessen sind dem Ich aber nur fragmentarische Ausschnitte des fremden Sinnzusammenhangs zugänglich („Näherungswert“) und dessen Qualität hängt vom „Ausmaß der Vertrautheit mit und der ‚Gegenwärtigkeit‘ des jeweiligen Anderen im Bewusstsein der verstehenden Person ab“ (Hitzler/Eberle 2000: 113; Hitzler 2014: 353). Reziprokes Verstehen ist im Alltag dennoch unproblematisch, da das Ich und der Andere die Lebenswelt in Hinblick auf die praktischen Zwecke des Zusammenlebens und -wirkens hinreichend ähnlich auslegen (Generalthese des alter ego). Damit auch Forscher ihre Untersuchungsteilnehmer (fremd-)verstehen, greifen diese auf „Alltagskonzepte“ – zur Erfassung und Deutung ihrer Probleme, Situationen und Ereignisse – der Menschen zurück (Peuckert 2001: 358).

könn(t)en. Da das Verstehen der alltäglichen Lebenswelt aus Sicht der handelnden Individuen im Fokus dieser Arbeit steht, kaum empirisches Datenmaterial sowie Uneindeutigkeiten hinsichtlich der objektiven (Er)fassbarkeit von Lebenswelten im Suburbanen vorliegen, ist die Arbeit explorativ, mehrstufig und methodenplural angelegt (Lamnek 2005: 20 f.).

Zur Zwecksetzung

Die Zwecksetzung konkretisiert die erkenntnisleitende Frage unter Verweis auf die Logiken des Schlussfolgerns. Das methodologische Trivium systematisiert drei Schlussweisen (Deduktion, Induktion, Abduktion) unter Zuordnung von Aussagefeldern (Regel, Strukturaussage, empirische Aussage) (Sturm 2000: 44 ff.; Sturm 2006: 61). In der vorliegenden Arbeit gehe ich zunächst abduktiv vor.⁹⁰ Das empirisch erhobene Material wird hierzu komplementiert durch mein Vorverständnis zum Forschungsgegenstand (anhand von alltagsweltlichen Erfahrungen wie auch wissenschaftlicher Theorien), um zu immanenten Strukturaussagen resp. einer Fallbeschreibung zu gelangen (Kelle/Kluge 2010: 21; Sturm 2020: 18). Abduktion erfolgt anhand von Einzelfallstudien⁹¹ mit dem Ziel, die das Phänomen konstituierenden Strukturen zu entdecken und zu erklären. Da sich die erkenntnisleitende Frage auf die Erforschung der weitgehend (empirisch) unbekanntem Konstruktionselemente und -weisen von Lebenswelten im Suburbanen bezieht, werden die strukturprägenden Zusammenhänge durch (Wohn)biografien und Strategien der sozial-räumlichen Alltagsgestaltung (als sprachlich und performativ explizierte Alltagstheorie und fokussierte Ethnographie) der im suburbanen Raum Lebenden⁹² ermittelt. Die Syntax gibt folglich Systematisierungs- und

90 Da sich im Forschungsprozedere laufend Erkenntnisse aufschichten, ergänzen die Schlusslogiken einander im Forschungsverlauf.

Die Vorgehensweise der Abduktion fächert das empirische Material zunächst mittels aller „zugänglichen, interpretierenden (theoretischen) Aussagen – gleichgültig, ob diese aus der Alltagserfahrung oder aus wissenschaftlichen Theorien stammen – in unterschiedliche, möglichst kontrastierende Lesarten hinsichtlich der den Fall begründenden Zusammenhangsstruktur“ auf (Sturm 2020: 17 f.). Die hierbei gewonnenen Erkenntnisse stellen „erklärende Hypothesen“ bzw. „wahrscheinlichen VorAussagen“ dar (ebd.: 18).

91 In dieser Arbeit werden die Bewohner suburbaner Räume als abduktiv zu erschließende Einzelfälle analysiert.

92 Das Wohnen im suburbanen Raum wird als Ausgangs-, die Wohnung als Ankerpunkt der Lebensweltkonstruktion der Bewohner betrachtet. Da dieser Ort ein fixer Bestandteil des

Argumentationsmöglichkeiten zur Aufstellung des Forschungsdesigns vor (Kriz/Lück/Heidbrink 1990: 122 ff.).

3.3 Forschungsdesign

Die Festlegung der Datenerhebungsinstrumente erfolgte auf der Grundlage der zuvor getroffenen forschungskonstituierenden Entscheidungen (Semantik (Ziel) und Syntax (Zweck), die auf die Pragmatik (Mittel) des Erkenntnisprozesses verweisen). Da es sich um eine explorativ-qualitative Grundlagenforschung zur Rekonstruktion von strukturellen Zusammenhängen aus der Subjektperspektive handelt, habe ich zur Untersuchung der Forschungsfrage folgendes Repertoire an Datenerhebungsinstrumenten gewählt: das explorativ-episodische Interview in Kombination mit der Aktionsraumkarte und Go-Alongs. Bevor ich die Instrumente beschreibe, sind die vorausgehenden Festsetzungen für deren Anwendung im Feld zu exponieren (Abb. 10).

Zur Vorgehensweise

Die Lebenswelt als Alltagswelt ist Schauplatz (Voraussetzung) wie Zielgebiet (Ergebnis) ihrer Bewohner (Schütz/Luckmann 2017: 32). In ihrer Dualität sind beide Aspekte, der physisch-materielle Kontext und die Handlungspraktiken, in der Erhebung zu berücksichtigen. So werden verschiedene Datenerhebungsinstrumente aus der qualitativen Sozial(raum)forschung genutzt, um konkrete Phänomene, Prozesse und Ereignisse nachvollziehen zu können. In einem zweistufigen, aufeinander aufbauenden Verfahren werden „Bausteine“ der Lebensweltkonstruktion – wie Wahrnehmung(en), Nutzung(en), Orientierung(en), Bindung(en) – durch Interviews, Zeichnungen und teilnehmende Beobachtungen bzw. beobachtende Teilnahmen komplementär erhoben (Hitzler/Honer 1991: 384). Weil ein Erhebungsmittel nicht ausreicht, um dem Forschungsgegenstand in seiner Vielfalt und Komplexität gerecht zu werden, ist ein „kompensatorisches“, methodenplurales Vorgehen notwendig.

Alltagsgeschehens ist, zu dem man immer wieder zurückkehrt, nehmen alle Untersuchungsteilnehmer im Sample Bezug auf diesen räumlichen Lebensweltausschnitt als Handlungskontext (Teil A, Kap. 2.2).

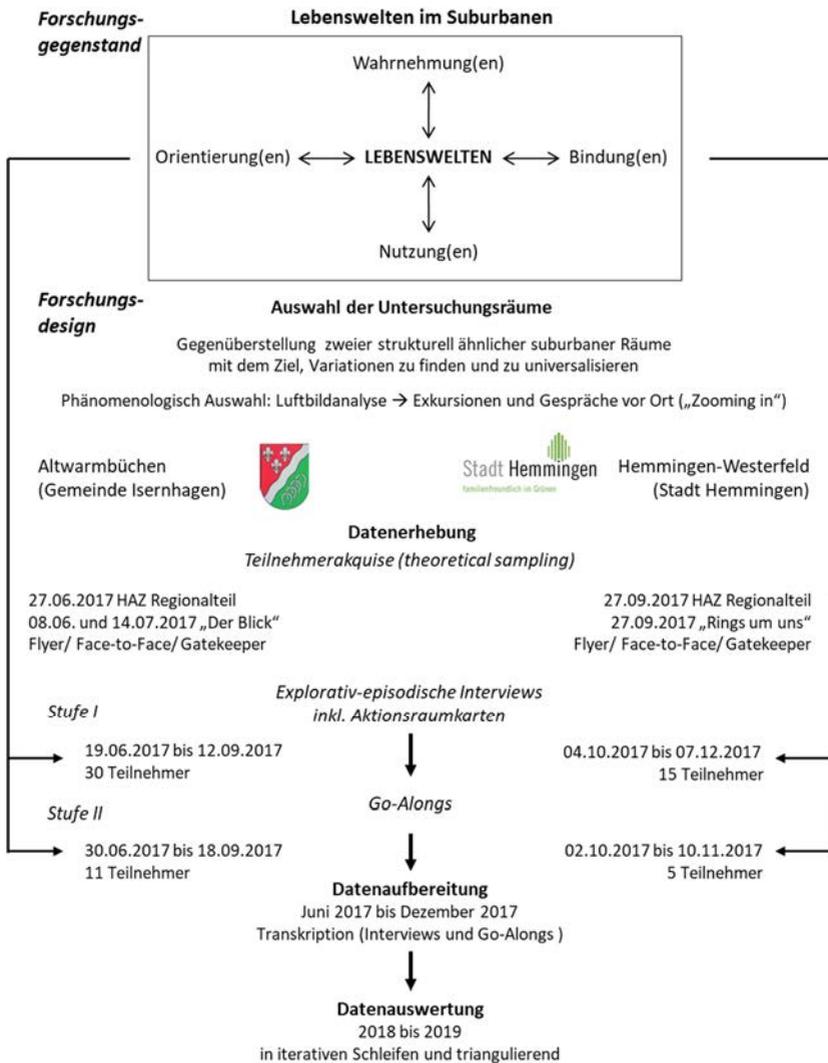


Abbildung 10: Forschungsdesign der vorliegenden Arbeit. Quellen: Gemeinde Isernhagen und Stadt Hemmingen, Bearbeitung: A. Göb

In der ersten Erhebungsphase habe ich entlang der genannten Verfahren narrativ-bildgenerierendes, in der zweiten Erhebungsphase ethnographisches Datenmaterial gewonnen.⁹³ Die Reihenfolge der angewandten Instrumente lag folgender Überlegung zugrunde: Da auf (intime) Äußerungen zur Lebenswelt und -praxis rekurriert wird, sollten die Untersuchungsteilnehmer mich (als Fremde) zunächst im Rahmen des Interviews kennenlernen und danach entscheiden, ob sie sich für eine weitere (in Hinblick auf ihre Lebenswelt noch privatere) Erhebungsphase zur Verfügung stellen. Durch das „Gespräch“ waren die Teilnehmer mit dem Forschungsgegenstand vertraut und für den „Spaziergang“ in ihrer Lebenswelt sensibilisiert. Negativ ausgelegt, könnte dies zu einer thematischen Verengung geführt haben, doch überwog die positive Resonanz, die sich in einer gesteigerten Reflexion und Freude vieler Teilnehmer äußerte, mir das Gesagte zu veranschaulichen bzw. etwas gemeinsam mit mir durchzuführen. Zwar ist das Erhebungsprozedere als sehr zeitintensiv zu bewerten (nicht nur in der Durchführung, sondern auch in der Vor- und Nachbereitung), es bietet allerdings intensive Einblicke in die Lebenswelten der Untersuchungsteilnehmer (wie auch in die eigene Lebensweltkonstruktion⁹⁴).

Zum Sampling

Ausgehend von der Forschungsfrage und dem dargestellten Erkenntnisinteresse, habe ich die Untersuchungsteilnehmer meiner Studie anhand eines theoretischen Samplings ausgewählt. Da individuelle Lebenswelten ausschnittsartig dafür en détail betrachtet werden, ist eine statistische Repräsentativität für das Verständnis weder notwendig noch zielführend. Wenig sinnvoll ist auch eine Vorab-Festlegung des Samples, die außerdem im Widerspruch zu dem Vorhaben stünde, „die Heterogenität des Untersuchungsfeldes in den Blick zu bekommen“ (Schlehe 2003: 83), die strukturelle Breite und Vielschichtigkeit des Phänomens zu erforschen. Die durch das theoretical sampling forcierte Varianz schien mir auch in Hinblick auf die einzige, deutschlandweit existierende, empirisch vergleichbare Studie zum Thema (Menzl 2007) gerechtfertigt, die ausschließlich die Gruppe der neu zugezogenen

93 Erhebungszeitraum: Juni 2017 bis Dezember 2017 mit nahezu täglichen Aufenthalten in den beiden Untersuchungsräumen.

94 Dieser Aspekt erhält im Rahmen der Reflexion der eigenen Standortgebundenheit Relevanz, aber auch für die Aufstellung von Vergleichshorizonten bei der Ergebnisauswertung (Kap. 5).

jungen Familien in die Untersuchung einbezogen hat. Zudem wird in der Literatur – basierend auf dem funktionalen und siedlungsstrukturellen Wandel suburbaner Räume – meist deduktiv gefolgert, dass es zu einer Ausdifferenzierung der Bewohnerschaft kommen müsse (Hesse 2004: 72; Häußermann 2009: 57; Münter 2014: 19), die es in dieser Arbeit qualitativ-empirisch nachzuvollziehen gilt. Entsprechend meiner theoretischen Vorüberlegungen zum Untersuchungsfeld, sollte das Sample einen Ausschnitt der Bewohnerschaft exemplarisch widerspiegeln (Kelle/Kluge 2010: 53). Hierfür habe ich ein Kriterienset mit folgenden Indikatoren herangezogen: Alter und Geschlecht, Haushaltsstand, Wohndauer und Wohnform. Der Katalog war nicht starr festgelegt, sondern flexibel und offen für die „Tücken des Feldes“ und vermochte Unerwartetes und Neues zu integrieren. Dies war insofern angezeigt, als dass ich im Vorhinein nichts über die Zusammensetzung des Untersuchungsfeldes⁹⁵ wusste und auch nicht, wer sich als Teilnehmer für meine Untersuchung überhaupt zur Verfügung stellen würde.

Die Teilnehmerakquise verlief zu Beginn unsystematisch auf der Grundlage meines Aufrufs zur Teilnahme im Gemeindeblatt und über die Homepages der jeweiligen Untersuchungsgebiete. Daneben konnte ich in einem einseitigen Artikel im Regionalteil der Hannoverschen Allgemeinen Zeitung (HAZ) für mein Vorhaben „werben“, indem ich mich zu meinem Forschungsvorhaben interviewen ließ. Iterativ folgte in der hieran anschließenden Akquisephase die gezieltere Teilnehmergewinning zur Schließung der Lücken im Sample und der weiteren Verdichtung der Fälle. Hierdurch war es möglich, zusätzliche Informationen aus dem Feld aufzunehmen und damit einerseits die strukturelle Varianz des Samples sicherzustellen sowie andererseits Extrem- oder abweichende Fälle zur Kontrastierung zu ergänzen. Über Flyer in öffentlichen und privaten Einrichtungen (z. B. im Kindergarten, Kiosk wie auch in Supermärkten und Kirchen) und eine unmittelbare Face-to-Face-Ansprache in öffentlichen Räumen konnte ich eine theoretische Sättigung erreichen, bei der auch bereits interviewte Teilnehmer als Gatekeeper durch Vermittlung von Kontakten unterstützend mitwirkten. Im Kontext der Akquise trat bereits eine Spezifität des Feldes zutage: Das schnelle Herumsprechen einer Teilnahme von „dem da“ (insbesondere bei einer politischen

95 Die bereitgestellte Statistik zu den Untersuchungsräumen wurde erst nachträglich gesichtet und als Hintergrundinformation in die Auswertung integriert (Kap. 6).

Parteizugehörigkeit) führte zu einer direkten Reaktion von „dem anderen da“, trotz Betonung meinerseits, dass es sich nicht um Stellungnahmen von „X zu Y“ handelte. In diesem Zusammenhang wurden für mich verschiedene Arten und Intensitäten von sozialer Kontrolle evident und unmittelbar erfahrbar. Denn auch die Polizei bekam über die jeweiligen Rathäuser ein Foto von mir ausgehändigt (eine Vorab-Information zu meinem Vorhaben auf Wunsch der Bürgermeister), um besorgten Bürgern (auf Nachfrage zu einer potenziellen Einbrecherin) meine „legitime“ Anwesenheit erklären zu können. Im Feld war ich nach kürzester Zeit allen Bewohnern scheinbar irgendwie „bekannt“, was nicht zuletzt an den Zeitungsinserten und dem „Gartenzauntalk“ lag, der dafür sorgte, dass ich von mir fremden Menschen auf der Straße gemustert, manchmal angesprochen und begrüßt wurde. Anonym war ich während der intensiven Feldphase in beiden Untersuchungsräumen nicht, was autoethnographisch resp. -reflexiv nicht ohne Einfluss auf die Auswertung des Forschungsgegenstandes blieb (Kap. 5.2 und 5.3).

Das Sample besteht insgesamt aus über 50 Teilnehmern. Hierfür bin ich allen Rückmeldungen auf mein Teilnahmegesuch nachgekommen, nicht nur, um ein umfassenderes Bild der lebensweltlichen Situation der Bewohner zu erhalten, sondern auch, um mich erkenntlich für die externe Unterstützung zu zeigen. Denn die Erhebung beruhte auf Freiwilligkeit, einer unentgeltlichen, zeitintensiven Bereitschaft der Untersuchungsteilnehmer, sich zu beteiligen (insbesondere vor dem Hintergrund der zu teilenden privaten Informationen über ihre Lebenswelt), auf die ich zur Datengenerierung zwingend angewiesen war. Da die theoretische Sättigung weit vor Abschluss des letzten Interviews eingetreten war, gehen „nur“ bzw. „doch noch“ 45 Fälle⁹⁶ – eher aus moralischen Gründen denn aus Forschungsnotwendigkeit – in die Auswertung ein. Eine räumliche Verortung der Untersuchungsteilnehmer ist in den Abbildungen 11 und 12 dargestellt.

96 Aus datenschutzrechtlichen Gründen haben die an dieser Studie teilgenommenen Personen ein Pseudonym erhalten. Die hinter den Zitate angeführten Namen sind frei erfunden, nicht aber die dazugehörigen Schilderungen der jeweiligen Lebenswelt bzw. -wirklichkeit. Teile diese Arbeit (wie die Sampleübersicht inkl. soziostruktureller Merkmale der Teilnehmer sowie zusätzliche Analysen und Auswertungsprotokolle), die aus datenschutzrechtlichen Gründen nicht frei zugänglich gemacht bzw. abgedruckt werden können, können bei der Forscherin (A. Göb) – unter Verpflichtung zur Wahrung der Vertraulichkeit und zur Beachtung der datenschutzrechtlichen Regelungen gem. Datenschutz-Grundverordnung (DSGVO) – angefragt werden (zum Umgang mit dem Datenschutz siehe S. 121 f.).

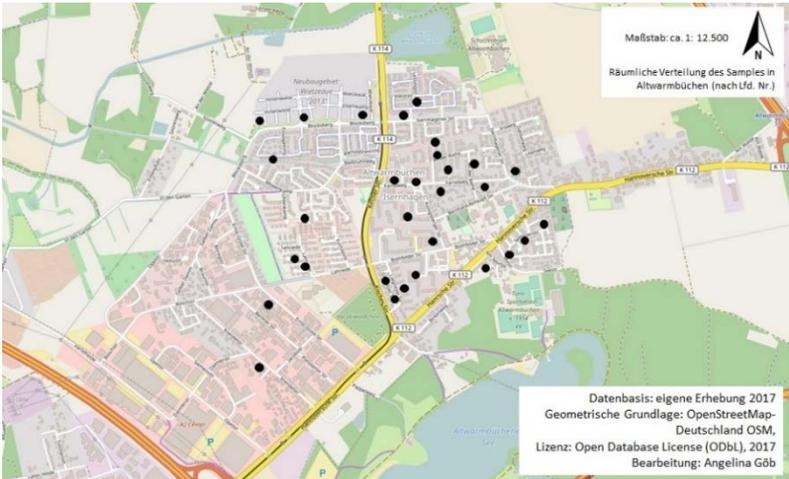


Abbildung 11: Verortung der Untersuchungsteilnehmer in Altwarmbüchen (aus Gründen der Datenschutzes ist die Platzierung nicht lagetreu). Quelle: A. Göb

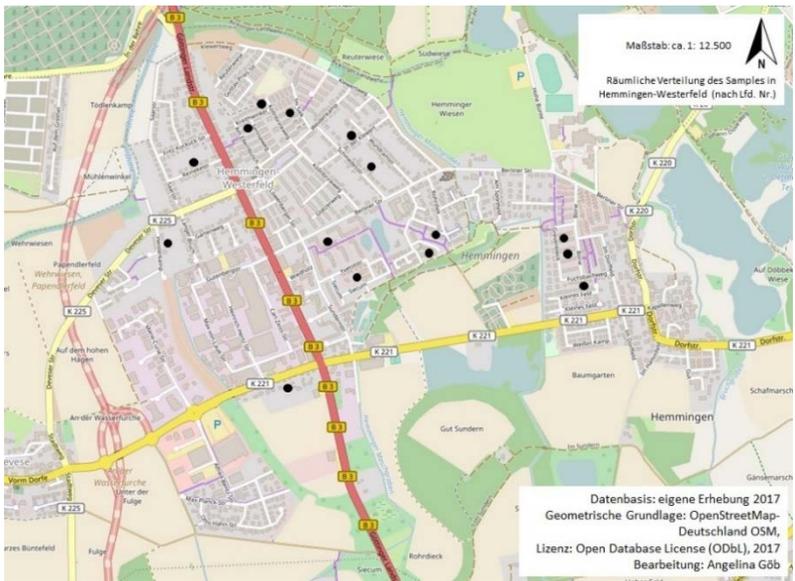


Abbildung 12: Verortung der Untersuchungsteilnehmer in Hemmingen-Westerfeld (aus Gründen des Datenschutzes ist die Platzierung nicht lagetreu). Quelle: A. Göb

4 Datenerhebung – Instrumente

Nachfolgend werden die drei in dieser Studie angewandten Erhebungsinstrumente – das explorativ-episodische Interview, die Aktionsraumkarte und der Go-Along – beschrieben (Abb. 13). Dafür erläutere ich zunächst die jeweilige Methode in ihrer „Reinform“, um hiernach auf vorgenommene Anpassungen im Rahmen der Untersuchung einzugehen. Danach betrachte ich die Rolle der Untersuchungsteilnehmer und reflektiere die Anwendung der Erhebungsinstrumente durch Gegenüberstellung ihrer Vor- und Nachteile im Untersuchungskontext. Da bei der Erhebung verschiedene Datensorten generiert wurden, die den Untersuchungsgegenstand aus unterschiedlichen Perspektiven beleuchten, endet das Kapitel mit ihrer Zusammenschau über die Darstellung des Verfahrens der Datentriangulation.

Erhebungsinstrument	Explorativ-episodisches Interview	Go-Along	Aktionsraumkarte
Rekonstruktionselement	Subjektive Sinndeutung	Handlungspraxis	Abbild sozialer Wirklichkeit
Auswertungsdokument	Narration vorliegend als Textprotokoll	Wahrnehmung vorliegend als Georeferenz & Textprotokoll	Objektivierung vorliegend als Karte mit Textreferenz

Abbildung 13: Übersicht zur Datenerhebung: verwendete Instrumente (Zeile 1), erhobener „Wissensgehalt“ (Zeile 2) und Erhebungsdatum (Zeile 3). Quelle: A. Göb

4.1 Das explorativ-episodische Interview

Zur Methode

Offenheit, Flexibilität und Interaktivität kennzeichnen das explorative Interview. Als „quasi-normales Gespräch“ (Honer 1993: 70 ff.; Honer 1994: 623 ff.; Honer 2011: 41 ff.) resp. ero-episches Gespräch (Girtler 2001: 147 ff.) steht die Partizipation des Interviewten in der Interviewsituation im Vordergrund, um die Asymmetrie zwischen Forscher und Beforschtem aufzubrechen. Die Unterhaltung ist auf eine „Normalisierung“ der künstlichen Situation mit einander fremden Personen ausgelegt, die als gleichwertige Gesprächspartner interagieren sollen. Das bedeutet, dass sich auch der Interviewer aktiv über Nachfragen, Be- und Anmerkungen, Zustimmungsgestik oder eigene Erzählungen in die Situation einbringt, somit Distanz und Fremdheit überwindet und den Gesprächspartner zum Erzählen eigener Geschichten stimuliert (Honer 1994: 629 ff.; Girtler 2001: 158 ff.). Oberste Prämisse ist das Offenhalten des Gesprächsrahmens für Relevanzsetzungen des Gegenübers, seine Wissensbestände (Erfahrungen) und Sprache. Aufgebaut ist das explorative Interview nach dem „Trichterprinzip“ aus drei (nur theoretisch) voneinander zu unterscheidenden Phasen (Honer 1993: 73). In der ersten Phase wird der gemeinsame thematische Gesprächsrahmen zwischen den Interviewteilnehmern umrissen. Die Einstiegsfrage ist offen zu wählen, sodass der Gesprächsteilnehmer den weiteren Verlauf vorgeben bzw. strukturieren kann. Hierdurch bekommt der Befragte die Möglichkeit zu zeigen, ob und inwiefern ihn die Fragestellung überhaupt interessiert und in seiner Lebenswelt (seinem Relevanzsystem) von Belang ist (Honer 1994: 628). In Phase zwei nimmt der Interviewer, je nach Erkenntnisinteresse und Interviewverlauf, auf andere Befragungskomponenten z. B. aus dem Experteninterview und/oder biografischen Interviews Bezug (Hitzler/Honer 1991: 384; Honer 2011: 50 ff.). Letztgenanntes wird mit dem Ziel der Evokation von „Selbsterlebtem“ in Form von lebensgeschichtlichen Narrationen eingesetzt. Erstgenannte Interviewform zielt dagegen auf die Darstellung der Rolle des Interviewten als Experte seiner Lebenswelt und damit auf exklusive, d. h. feldspezifische oder -relevante Wissensbestände ab, die durch das Vorwissen des Forschers „abgefragt“ werden können. Die dritte Phase ist gekennzeichnet durch Reflexion auf das bisher Gesagte, das noch einmal vertieft thema-

tisiert oder durch neue Komponenten und offene Fragen ergänzt wird.⁹⁷ Diese Techniken können hintereinandergeschaltet oder kombiniert werden. Dabei kann der Interviewer, um den Erzählstimulus aufrechtzuerhalten (auch mit nonverbalen Signalen: Gestik, Mimik), jederzeit und nach „Bedarf zwischen dem Part des interessierten aber schweigsamen Zuhörers, dem involvierten engagierten Gesprächspartner oder auch dem ‚lästigen‘ Nach- und Rück-Frager wechseln“ (Honer 2011: 48).

Das episodische Interview (Flick 1996b, 2000, 2007) schließt an diese Vorgehensweise mit der Intention an, differentielle Datensorten zu produzieren. Während des Interviews changieren die zur Explikation gebrachten Wissensformen in episodischen Ausschnitten. Auf der einen Seite wird auf Situationen, ihren Kontext und Ablauf im Rahmen von Erzählungen eingegangen, die kontextsensitiv für die Entstehung sowie Bedeutungszuweisung von (besonderen, d. h. subjektiven) Erfahrungen sind (narrativ-episodisches Wissen). Auf der anderen Seite werden Begriffe, Definitionen und Relationen über einen (argumentativen) Aussagen-Zugang fokussiert, die Erfahrungen als Regelwissen generalisieren und abstrahieren (begrifflich-semantisches Wissen). Das episodische Interview stellt demnach „auf soziale Repräsentationen und damit auf eine Mischform zwischen individuellem und sozialem Denken und Wissen ab“ (Flick 2008: 37). Unterschiedliche Fragentypen werden auch im episodischen Interview als Kommunikationsstrategie angewendet, um eine Bandbreite an Datensorten (Erzählungen, Argumentationen und Begriffsexplikationen) hervorzubringen und miteinander triangulieren zu können (Kap. 4.5). Im Gegensatz zum narrativen Interview weisen alle im Gespräch generierten Daten einen gleichwertigen Gehalt auf, weshalb auch Argumentationen und Beschreibungen als routinierte Erfahrungsbestände des Interviewten bei der Interpretation Berücksichtigung finden (ebd.: 36). Denn Datensorten wie z. B. Situationserzählungen, Repisoden, Beispielschilderungen, Metaphern, Klischees, Stereotypen, subjektive Definitionen und argumentative Aussagen kommen in ihrer Vielfalt in „natürlichen“ Situationen, d. h. in Alltagsgesprächen, nie in Reinform vor (ebd.: 36 f.). Um dem Forschungsgegenstand bzw. dem Erkenntnisinteresse gerecht(er) zu

97 Im Sinne eines fokussierten oder problemzentrierten Interviews (dazu u. a. Lamnek 1995b: 74 ff.).

werden, werden beide Interviewformen – als explorativ-episodisches Interview – in der Untersuchung miteinander verknüpft.

Zur Durchführung

Für die Anwendung im Feld habe ich die Methode kontextspezifisch angepasst. Dies hatte zur Folge, dass die Phasen des explorativen Interviews zumeist vermischt und eher episodisch – je nach Themenfeld – umgesetzt wurden. So glichen die Gespräche einer alltagsnäheren, „quasi-normalen“ Kommunikation, in der die Interviewten ihren Relevanzsetzungen (wenngleich forschungsinstruiert) nachkommen konnten. Aufgrund von Erwartungshaltungen einiger weniger Interviewter („Nun fragen sie doch mal weiter...“ oder „Was wollen Sie denn noch wissen?“) war die Offenheits-Maxime nicht immer einzuhalten. Aber es gab auch Teilnehmer, die auf einen scheinbar nichtigen Kommentar hin eine halbe Stunde lang, ohne Unterbrechung, ihre Gedanken zum Ausdruck brachten. Da sich eine professionelle Gesprächsführung durch Flexibilität, v. a. gegenüber den Teilnehmern, auszeichnet, habe ich den Interviewstil auf die Situation entsprechend abgestimmt. In Abhängigkeit von der unterschiedlich ausgeprägten Redegewandtheit sowie der Reflexivität der Gesprächspartner, variieren die vorliegenden Interviews hinsichtlich ihres narrativen Sequenzanteils und ihrer Länge (Witzel 2000). Die Gespräche wurden mit einem Diktiergerät aufgezeichnet.

Um die Gespräche vergleichen zu können, habe ich für die Forschungsfrage relevante Themenblöcke (im Sinne eines Leitfadens) mit einer festen Eingangs- und Ausgangsfrage (Wie sind Sie hierher, an diesen Ort, gekommen? Möchten Sie mir noch irgendetwas erzählen, was wir noch nicht thematisiert haben oder Ihnen noch wichtig ist?) und Frageimpulsen zur Wahrnehmung und Nutzung des Ortes, zu den Routinen der Alltagsbewältigung sowie den damit einhergehenden sozial-räumlichen Orientierungen und Bindungen vorbereitet.⁹⁸ Die Reihenfolge der Inhalte konnte dementsprechend angepasst

98 „Leitfragen“ zu den einzelnen Themenblöcken wurde vor dem Gang ins Feld getestet. Wenngleich das Vorbereiten von Fragen zur Klärung des Forschungsinteresses dem Leitgedanken der Exploration und freien Äußerung von Relevanzsetzungen der Teilnehmer entgegenstehen mag, handelt es sich dennoch um ein „nützliches Instrument“ für den Forscher bzw. für den Interviewer (Girtler 2001: 157 f.), um sich der Beantwortung der Forschungsfrage zu nähern, Interviews zu strukturieren und vergleichbar auswerten zu können.

werden. Somit legten die Teilnehmer den Verlauf des Interviews stets selbst fest. Dies zeigte sich auch darin, dass sie Gedanken und Aspekte bei späteren Fragen wieder aufnahmen oder (unbewusst) gar nicht beantworteten. Im Rahmen von direkten „subjektiven Definitionsfragen“ (Was ist für Sie ...? – Datensorte Beschreibung) fand die lebensweltliche Expertise der Teilnehmer Eingang in das Interview, aber auch konkretisierende Umschreibungen und Erläuterungen. Zur Auflockerung und Steigerung der Partizipation und der Interaktion der Teilnehmer wurde die Aktionsraumkarte (Kap. 4.2) – zur Veranschaulichung des Gesagten – als weiteres Erhebungsinstrument in das Interview integriert.

Zu den Teilnehmern

Von 45 Interviews sind zwei Drittel in dem von mir zuerst erforschten Untersuchungsgebiet (30 Teilnehmer in Altwarmbüchen), ein Drittel im zweiten Gebiet (15 Teilnehmer in Hemmingen-Westerfeld) geführt worden. Die meisten Interviews fanden mit Einzelperson, sieben Gespräche mit Paaren statt. Bei diesen wurde mir die Anwesenheit des Partners, als selbstverständlicher Bestandteil der gemeinsamen Lebenswelt (verrentete Paare) bzw. nicht selbstverständlicher Bestandteil des je individuell ausgestalteten Alltags (berufstätige Paare), vorab nicht angekündigt. Insgesamt dauerten die Interviews zwischen 35 Minuten und drei Stunden. Neben dem allgemeinen Mitteilungsbedürfnis von Menschen war die Einmaligkeit der Situation in ihrer Ambivalenz zwischen völliger Fremdheit (zwischen Forscher und Beforschtem) und absoluter Intimität (Gesprächsinhalte) ausschlaggebend für diese Varianz. Ein weiterer Faktor war das Alter der Teilnehmer. So fielen v. a. viele ältere, alleinstehende Personen auf, die die Situationen zur persönlichen Plauderei oder als eine Art „therapeutische Bewältigung“ von schlimmen Geschehnissen wie dem Tod des Sohnes oder der tödlichen Erkrankung der Ehefrau (aus-)nutzten. Generell schien es für die meisten Menschen kein Problem zu sein, einer ihnen unbekanntem Person – in diesem Falle mir – Privates anzuvertrauen. Grundlegend hierfür ist die Tatsache, dass man sich weder kennt noch wiedersieht (Kaufmann 1999: 78 f.).⁹⁹

99 Aufgrund der Mehrstufigkeit des Erhebungsverfahrens (optionale Teilnahme) bestand die Möglichkeit eines Wiedersehens von Forscher und Beforschtem, das bspw. bei der ethno-

Die Interviews wurden nach Kontaktaufnahme (via Telefon oder E-Mail), spontan oder langfristig geplant (in Abhängigkeit von vorliegenden „Restriktionen“ wie z. B. Arbeitszeiten, Urlaubsreisen oder Alltagsroutinen wie dem Zu-Bett-Bringen der Kinder mit fester Schlafenszeit) und anschließend von mir persönlich mit den Teilnehmern geführt. Dazu richtete ich mich ganz nach ihrem Tagesablauf, um diesen so wenig wie nötig zu stören und gleichzeitig so viel wie möglich von diesem mitzuerleben (im Sinne eines „natürlichen Feldzugangs“, Lamnek 1995b: 103). Die meisten Interviews fanden zu Hause (im Wohnzimmer, in der Küche, bei anderen Familienmitgliedern, aber auch im Restaurant)¹⁰⁰ zwischen 9:00 und 19:00 Uhr, wochentags wie wochenends statt. In diesem Rahmen boten sich mir auch erste Einblicke in die „wohnliche“ Lebenswelt der Teilnehmer. Neben Hausführungen, die manche Teilnehmer als normal erachteten, wurde ich nicht selten mit meinem Inserat (v. a. der darauf abgebildeten Fotografie von mir) konfrontiert, das (zum Abgleich) mit an die Wohnungstür genommen wurde oder auf dem Tisch lag. Waren es am Anfang vorwiegend ältere Teilnehmer, die sich bei mir meldeten, folgten die „üblichen Verdächtigen“, darunter diejenigen, die sich immer beteiligen und sich durch privates Engagement (im Ort) auszeichnen. Geringer Rücklauf erhielt ich zunächst von Paaren und Familien, was auch damit zu tun hatte, dass gerade Sommerferien (1. Untersuchungsraum) bzw. Herbstferien (2. Untersuchungsraum) waren.

Zur Methodenreflexion

Das explorativ-episodische Interview versucht, eine Situation gleichberechtigter Gesprächsteilnehmer zu schaffen, die als Experten ihres jeweiligen Feldes (Wissenschafts- bzw. Lebenswelt) „quasi-normal“ miteinander kommunizieren. Dass es sich hierbei um eine Konstruktion handelt, die nie (macht-)symmetrisch sein kann, beruht auf der Gesprächsintention unter Einbettung des Forschungsinteresses. Der Forscher versucht jedoch, sich über sein situatives Engagement lern- und wissbegierig zu zeigen und dadurch sein Gegenüber zu stimulieren „aus sich herauszugehen“, sozusagen „exis-

graphischen Forschung, zur tieferen Feld(er)kenntnis, ausdrücklich erwünscht ist (Schlehe 2003: 75 f.).

100 Festzuhalten ist, dass die Erhebungssituation eine nicht zu unterschätzende Rolle auf die Gesprächsatmosphäre (offen vs. geschlossen) hat, weshalb ich die Auswahl des Interviewsettings immer den Untersuchungsteilnehmern überlassen habe.

tenzielles“ Interesse am Thema zu entwickeln und für weitere Kontakte und „ungewöhnlichere“ Arten des Miteinander-Redens aufgeschlossen zu sein (Honer 2011: 48). Denn wer einen angenehmen „Plausch“ hat, wer sich bei einer Unterhaltung mit einer anderen Person auch selber „gut unterhalten“ fühlt, ist in aller Regel sehr viel lieber (auch wiederholt) bereit „mit sich reden zu lassen“, als derjenige, der sich abgefragt fühlt (Honer 1994: 630). Durch das Einbringen meiner selbst (im Sinne einer persönlich-inhaltlichen „Vorleistung“) konnte ich Interaktionsbarrieren, die zwischen Fremden üblich sind, leicht abbauen und eine Vertrauensbasis schaffen. Wie auch sonst hätte ich erwarten können, dass man mir Alltägliches und damit meist sehr Privates anvertraut oder Trivialitäten als bedeutsam markiert?¹⁰¹ Interviewer-effekte sind hiernach integraler Bestandteil der Erhebung und bei der Auswertung des Materials zu berücksichtigen. Genauso verhält es sich mit den abstrakten Vorab-Informationen zum Forschungsgegenstand, die dazu hätten führen können, dass sich Teilnehmer „vorbereiten“ und einen mehr oder minder eingespielten Part übernehmen (ebd.: 629). Trotz dieser potenziellen Möglichkeit zur Präparation, die auch zur Entlastung des Interviewten beitragen kann, ist die Beeinflussung durch die Themensetzung marginal aber notwendig, damit das Interview überhaupt zustande kommt. Entgegen des unvermeidlichen Anschauungs- und Erfahrungsverlustes bietet diese Interviewform, im Vergleich zu direktiven oder gänzlich offenen Befragungsdesigns (mit Erwartungshaltung an andauernde, ausgiebige Erzählungen, Zugzwang sowie Antwortdruck des Interviewten wie bspw. im narrativen Interview) (Girtler 2000: 165 ff.), höhere Chancen, Perspektiven und Relevanzen der Menschen wenigstens mittelbar einzuholen (Honer 1994: 637). Als „kompensatorisches Erhebungsinstrument“ kommt es dort zum Einsatz, wo keine „natürlichen Daten“ erhoben oder durch eigene unmittelbare Erfahrung intime Kenntnisse und Kompetenzen des Feldes erlangt werden können (Honer 2011: 55). Beim explorativ-episodischen Interview handelt es sich also um eine Methode, die der Lebensweltanalyse inhärent ist, weil sie verschiedene Interview- und Fragetypen kombiniert und damit zur Veralltäglichung der Situation im Sinne eines „normalen“ Gesprächs beiträgt. Kritisch ist nur anzumerken, dass die Erhebungssituation noch offener hätte

101 Dieses „in Vorleistung gehen“ wurde von mir vor dem Interview und in sog. Schwellengesprächen umgesetzt.

gestaltet werden können, um ausschließlich die Relevanzsetzungen der Untersuchungsteilnehmer „einzufangen“. Dies wäre bei der Trivialität des Themas „Alltag – Raum – Lebenswelt“ jedoch wenig erfolgversprechend gewesen, da diese Aspekte normalerweise weder reflektiert noch expliziert werden. Deshalb wurden zwei weitere Erhebungsformate komplementär (zur Methodentriangulation) eingesetzt, die im Folgenden vorgestellt werden.

4.2 Die Aktionsraumkarte

Zur Methode

Aktionsraumkarten stellen alltägliche Aktivitäten in visueller Form dar. Als autoreflexive Methode wirken sie „animierend, aktivierend und partizipativ“ (Ortmann 1999: 77). Das Verfahren basiert auf der Nadelmethode (Instrument der Sozialraumanalyse), für die ich ein Renaming – aufgrund meiner differentiellen Intention und methodischen Integration – vorgenommen habe. Die Vorgehensweise bleibt grundsätzlich dieselbe (Ortmann 1999; Krusch 2009: 161 ff.; Deinet 2009: 65 ff.): Untersuchungsteilnehmer gestalten aktiv eine Karte zu einem Thema – ihren Aktionsräumen – auf der Grundlage eines (Stadt-)Plans. Das Einzeichnen von Wegen und konkreten Orten zur Erledigung der Daseinsgrundfunktionen ist vergleichbar mit dem Ausfüllen von Tagesprotokollen oder Diary-Verfahren (Statistisches Bundesamt 2014; Kunz 2015, 2018) mit dem Unterschied, dass es weit weniger zeitaufwendig ist, weil anhand der Karte eine „Situation wie immer“ (Alltag) exemplarisch nachgezeichnet wird. Die Karte wird im „quasi-normalen“ Gespräch „quasi-nebenbei“ ausgefüllt und auch zur Veranschaulichung von anderen verortbaren Themen des Interviews (z. B. Umzüge) herangezogen. Die Aktionsraumkarte stellt somit einen niedrighwelligen, integrativen Zugang zu räumlichen Fragestellungen dar, ist flexibel in verschiedenen Settings (öffentlichen oder privaten Räumen), mit variierenden Zielgruppen (individuell oder in der Gruppe, jünger oder älter), stationär oder mobil anwendbar.

Zur Durchführung

Zur Anpassung an den Forschungsgegenstand habe ich die Nadelmethode aus ihrem Anwendungsgebiet herausgelöst und nicht als Einstiegselement, sondern als Baustein des Interviews verwendet. Statt Nadeln wurden bunte



Abbildung 14: Beispiel einer (aus Datenschutzgründen nachgezeichneten) Aktionsraumkarte von einem Untersuchungsteilnehmer aus Altarmbüchen (oben), und einem Untersuchungsteilnehmer aus Hemmingen-Westerfeld (unten). Quelle: A. Göb (Kartengrundlage OpenStreetMap-Deutschland OSM. Lizenz: Open Database License (ODbL) 2017, ohne Maßstab)

Stifte zur Kennzeichnung des Gesagten zur Verfügung gestellt. Markierungen zum jeweiligen Aktionsraum wurde in einem von mir vorab ausgewählten Kartenausschnitt gesetzt (Abb. 14). Dieser bildet den jeweiligen Untersuchungsraum solitär ab, d. h. ohne räumliche Einbindung und Verbindung zur Stadt (Hannover) oder zur umliegenden Region. Als qualitative Umsetzung der meist quantitativen Aktionsraumforschung (Hägerstrand 1970; Dangschat/Droth/Friedrichs et al. 1982; Friedrichs 1990; Lenntorp 2004) wollte ich von den Untersuchungsteilnehmern (sprachlich und zeichnerisch) erfahren, wie sie ihren Wohnort konkret nutzen, welche Orte sie aufsuchen und zu welchem Zweck, mit welchem Verkehrsmittel, wann und mit wem. Die Karte fungierte als Gesprächs-Impetus sowie Hintergrundfolie zur Orientierung und Vergegenwärtigung von Erlebnissen an konkreten Orten. Weiterhin hat sie zur Auflockerung der Gesprächsatmosphäre beigetragen, vereinfachte die Visualisierung und Verbalisierung von Handlungen, die im Rahmen der Transkription verschriftlicht werden konnten (im Gegensatz zur mental map, Lynch 1965). Die Einbringung der Karte erfolgte in Abhängigkeit vom Interviewverlauf, oftmals in der Mitte des Gesprächs. Wurde bspw. bei der Einstiegsfrage Bezug auf vielfache Umzüge im Ort gemacht, habe ich die Karte zur Kontextualisierung bereits am Anfang des Gesprächs auf den Tisch gelegt mit der Option auf Einbeziehung durch den Teilnehmer.

Zu den Teilnehmern

Von den 45 Teilnehmern haben vier nichts in die Karte eingetragen, während alle anderen wie selbstverständlich mit der Aufbereitung ihres Aktionsraums begannen. Motive für das Nicht-Einzeichnen wurden nicht direkt genannt. Andeutungen, dass es sich um eine aus Teilnehmersicht wenig wissenschaftliche Methode handelt, könnten mögliche Gründe für dieses Verhalten sein ebenso wie die Verweigerung einer Manifestation des Gesagten (da dies evtl. in Diskrepanz stehen könnte). Daneben gab es auch (einige wenige) Teilnehmer mit starken Orientierungsproblemen, die die Karte (trotz Nordausrichtung bei Darreichung) mehrmals drehen und wenden mussten, um sich überhaupt zurechtzufinden. Als Situationsbeteiligte konnte ich, sofern nötig, Hilfestellung geben, Fragen zur „Aufgabe“ beantworten, aber auch selbst, bei Unklarheiten, Nachfragen stellen. Offen hielt ich den Ausgestaltungsmodus, d. h. die Art und Weise, was wann mit welcher Farbe, mit oder ohne Legende, Kreuzen, Kreisen oder Punkten eingezeichnet wurde. Aus die-

sem Grund sind die Karten bzw. Aktionsräume sehr individuell gestaltet worden und deshalb schwieriger zu vergleichen, was bei der Auswertung zu berücksichtigen ist.

Zur Methodenreflexion

Die Aktionsraumkarte ist eine unkomplizierte Methode zur Darstellung der Raumnutzung. Zudem war sie für die meisten Teilnehmer mit einem „Aha-Erlebnis“ bzgl. ihrer Nutzung und Einstellung gegenüber dem Raum (im Sinne einer aktiven Reflexion) verbunden, „bestätigte“ was zuvor gesagt wurde oder plötzlich relevant schien. In ihrer ursprünglichen Version als Nadelmethode dient sie der quantitativen Auszählung von forschungsbedeutsamen Orten und ist wenig autark in Hinblick auf ihre Erkenntnistiefe. Als Aktionsraumkarte gewährt sie einen anschaulichen Einblick in die Aneignung des (kartographisch vorgegebenen) Raums und komplementiert quantitative Studien der Aktionsraumforschung durch individuelles Aufzeigen bedeutsamer Alltagsorte. Dennoch empfiehlt es sich, diese Vorgehensweise mit anderen Methoden zu verknüpfen, um die Ergebnisse besser verorten zu können.

4.3 Der Go-Along

Zur Methode

Der Go-Along macht Praktiken der alltäglichen Raum(re)produktion in praxi zugänglich. „Mitgehen“ bedeutet insofern unmittelbares Miterleben, denn der Forscher partizipiert mittels Teilnahme und Beobachtung an der Lebenswelt seiner Untersuchungsteilnehmer. Neben dem authentischen Zugang zum Feld legt das raum-zeitliche Involvement offen, „wie Menschen Schauplätze ihres täglichen Lebens und ihrer Identität verbinden und integrieren“ (Kusenbach 2008: 357). Erhoben werden „phänomenologische Strukturen der Alltagserfahrung“ (ebd.: 351; Maso 2001) via Routinen als ge- und erlebte Erfahrungen. In der Auseinandersetzung mit der Um- und Mitwelt kann der Forscher das fallspezifische In-der-Welt-Sein des Teilnehmers anhand seiner räumlichen Praktiken, d. h. nicht explizierbarer Wissensbestände, rekonstruieren (Kusenbach 2003: 466). Indem die Teilnehmer unhinterfragt tun, was sie immer tun, werden auch soziale Interaktionen in der Welt des gemeinschaftlichen Lebens sichtbar bzw. (mit)erlebbar (Kusenbach 2006). So treten intime oder anonyme Beziehungen und Begegnungen, komplizierte

Geflechte, Kompositionen und Hierarchien im Miteinander in Erscheinung, z. B. in Nachbarschaften (Kusenbach 2008: 254). Go-Alongs repräsentieren folglich eine aktive (An)ordnung (im)materieller Strukturen der Lebenswelt (Bieler/Klausner 2019: 178).

In Abhängigkeit von der Route (bekannt vs. unbekannt, individuell bestimmt vs. vorgegeben) und dem Thema (z. B. Fassaden- oder Grüngestaltung, Sicherheitsempfinden oder Sauberkeit), lassen sich verschiedene „bewegte“ Erhebungsmethoden, sog. „Walking Interviews“, voneinander unterscheiden (Evans/Jones 2011; Stals/Smyth/Ijesselstein 2014; Kühl 2016). Hierzu zählen *parcours commentés*, die mittels eines vom Forscher festgelegten Rundgangs Teilnehmer dazu anregen, die ihnen vorgefundene (fremde) Umgebung zu kommentieren, um Zugang zu ihren Perzeptionsweisen zu erhalten. Beim Wayfinding hingegen bestimmen die Teilnehmer den Weg in einem ihnen sonst unbekanntem Setting, wodurch Orientierungsweisen zutage treten (Kazig 2007: 182; Degen 2008; Kazig/Popp 2011; Weisshaar 2013). Da ich alltägliche Sozialraumkonstruktionen aus der Perspektive ihrer Konstrukteure betrachte, war der Zugang über die ihnen vertraute Umgebung mittels Go-Along zu wählen. In der Kombination von Interview und Beobachtung stellt der Go-Along ein „hybrides“ Erhebungselement dar (Evans/Jones 2011: 850). Während bei Beobachtungen kein unmittelbarer Erfahrungszugang gegeben ist, erlebt der Forscher durch proaktives Engagement beim Mitgehen mit, was „hinter“ den Handlungen der Teilnehmer steht (Sinnsetzung) und kann dies mit eigenen Erfahrungen abgleichen. Als Bestandteil der Interviews sind Sinndeutungen zwar auch gegeben, verbleiben aber statisch. Diese Fehlstelle versucht der Go-Along im unmittelbaren Geschehen der Handlungspraxis auszugleichen, denn in der Bewegung verändern sich nicht nur physische und soziale Kontexte, sondern auch die damit einhergehende Wahrnehmung und das Tun der Teilnehmer. Der Wechsel von Eindrücken unterbricht zwar umfangreiche Erzählungen, stimuliert dafür aber weitere Ausführungen und setzt neue Impulse für facettenreiche Alltags-Einblicke. Durch das Mitgehen werden Situationen von Relevanz geteilt, die der Forscher im Alleingang nur erahnen könnte oder zu denen er keinen Zugang erhalten würde (z. B. zu der Interaktion von Nachbarn).

Go-Alongs stellen singuläre Episoden dar, die den Methoden der fokussierten Ethnographie zugerechnet werden können (Knoblauch 2011). Erhebungseinheiten sind temporäre, thematische Ausschnitte von Feldern resp. kleinen

sozialen Lebenswelten innerhalb der eigenen Gesellschaft (Honer 2010: 22 ff.). So werden unüberschaubare (Handlungs-)Felder reduziert, zentriert und erforschbar. „Die Wahl des Ausschnitts nämlich setzt die Kenntnis des Rahmens, des Feldes voraus“ (Knoblauch 2011: 134). Deswegen erscheint es legitim, eine Lebenswelt in nutzungs-/rollenbezogene Lebenswelten zu unterteilen, um diese für die vorhandene Fragestellung „exklusiv“ und intensiv zu untersuchen, etwa durch die Fokussierung auf bestimmte Alltagsaktivitäten der Raumproduktion. Hinter der Vielfalt an Umsetzungsmöglichkeiten steht das allgemeine Anliegen, Wissens- und Erfahrungsstrukturen der Beteiligten zu rekonstruieren sowie Wirklichkeiten in den beobachteten Handlungen nachzuzeichnen (ebd.: 135).

Zur Durchführung

Der Modus Procedendi des Go-Alongs zeichnet sich dadurch aus, dass die Teilnehmer eine Aktivität und damit Route für die „natürlichen“ Outings (Kusenbach 2008: 352) auswählen. Das bekannte Setting begünstigt einen ungezwungenen Austausch und regt dazu an, frei und spontan das jeweilige Tun zu kommentieren, Gedanken sowie Emotionen in der Handlungssituation zu äußern (Evans/Jones 2011: 849 f.; Kühl 2016: 141 f.). Zudem fördert das gemeinsame Gehen die Kommunikation zwischen Forscher und Beforschten in Anlehnung an ein „normales“ Alltagsgespräch. Ohne Leitfaden, sondern „bewegt“ durch den Alltag des Teilnehmers, werden Inhalte selektiert, die im Geschehen thematisch werden. Daneben besteht für den Forscher die Möglichkeit, Nachfragen zu stellen oder eine gezielte Auseinandersetzung anzuregen. Die Herstellung von Wechselseitigkeit und Gleichberechtigung der an der Situation Beteiligten erfolgt auf der Basis geteilter Perspektiven.

Nach Zusage der Teilnehmer zum Mitgehen wusste ich meist nicht, wobei ich mitgehen würde¹⁰² (Abb. 15). Da nur sie entscheiden konnten, bei welcher Aktivität ich wo und wie dabei sein konnte, fanden die Go-Alongs in unterschiedlichen Kontexten statt: bei Pendelfahrten (3x), bei Versorgungsgängen (3x), bei Freizeitaktivitäten (7x) sowie bei Rundfahrten/Führungen durch den Ort (3x). Aufgrund der Auswahl des Interviewtreffpunktes ergab

102 Aufgrund der mangelnden Planbarkeit sind die generierten Daten z. T. von geringerer (technischer) Qualität, da Tonbandaufnahmen z. B. bei Regen, Wind und schneller Geschwindigkeit auf dem Fahrrad erfolgten.

es sich in einem Fall spontan, dass ein vor- und nachgelagertes Mitgehen stattfand. Auf dieser individuellen Basis wurden neben dem gemeinsamen Gehen auch Begleitungen per Fahrrad oder Auto (als „Ride-“ bzw. „Drive-Along“) durchgeführt. Gründe hierfür lagen in der körperlichen Konstitution der Teilnehmer (z. B. bei fortgeschrittenem Alter und bei Mobilitätseinschränkungen¹⁰³), waren der „Natürlichkeit“ der Situation geschuldet (Pendeln sowie Bring- und Abholdienste von Kindern via Rad oder Auto) oder bedingt durch die zurückgelegte Wegstrecke („Rundfahrt“).

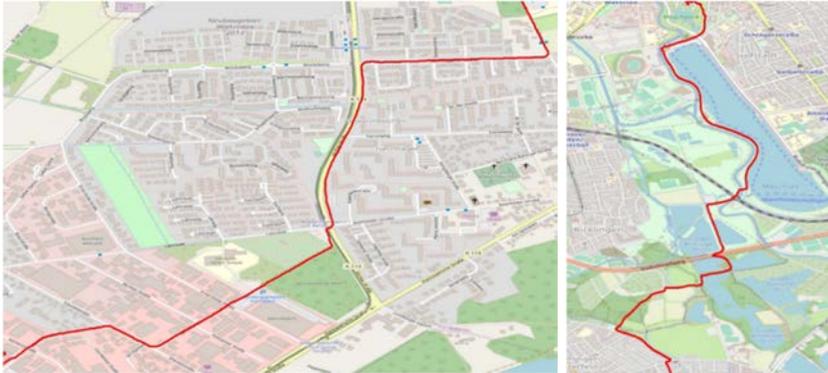


Abbildung 15: Beispiel für zwei Go-Alongs mit Untersuchungsteilnehmerinnen am Beispiel einer „Freizeitfahrt“ mit dem Fahrrad in Altwarmbüchen (l.), und einer „Pendelfahrt“ mit dem Fahrrad in Hemmingen-Westerfeld (r.). Quelle: A. Göb (Kartengrundlage OpenStreetMap-Deutschland OSM. Lizenz: Open Database License (ODbL) 2017, ohne Maßstab)

Zu den Teilnehmern

Im Nachgang des Interviews haben sich 16 der 45 Untersuchungsteilnehmer dazu bereit erklärt, sich an der zweiten Erhebungsphase zu beteiligen (elf in Altwarmbüchen/Untersuchungsraum I, fünf in Hemmingen-Westerfeld/Untersuchungsraum II). Weil Alltag größtenteils „Privatsache“ ist, die Fremden verschlossen bleibt, war die Erhebungsreihenfolge notwendig, um überhaupt an dieser „Privatsache“ teilhaben zu können. Außerdem war durch das Interview die Selbstreflexivität der Teilnehmer angeregt und der Einstieg in die

103 So wurde in einem Fall der Go-Along in eine andere partizipative Untersuchungsform – als Ethnographie des Arbeitsalltags – in ein Arts-Based-Research-Projekt (ABR) umgewandelt und ausgewertet (Göb 2019c).

Erhebung schnell und unkompliziert möglich. Andernfalls wäre die Akquise von Teilnehmern enorm schwierig geworden, denn Menschen sind im Allgemeinen versucht, immer nur das Besondere hervorzuheben und nicht über die vermeintlich langweiligen Routinen zu reden (so mitunter auch hier geschehen; ein Problem, das nicht ganz vermieden werden kann). Der zeitliche Umfang der Go-Alongs entsprach der gewöhnlichen Aktivitätendauer und reichte von 20 Minuten bis drei Stunden. Die Erhebungen fanden unter der Woche oder am Wochenende statt, vormittags bis abends. Wie das Interview wurde auch der Go-Along auditiv aufgezeichnet. Zusätzlich habe ich ein GPS-Tracking (via mobiler App) durchgeführt,¹⁰⁴ um die begleiteten Wege im Nachgang zu visualisieren und mich besser auf das konkrete Tun konzentrieren zu können. Generell fördern technische Hilfsmittel die intersubjektive Nachvollziehbarkeit, erleichtern die Teilnahme und Beobachtung sowie die Elizitierung (Knoblauch 2011: 133).

Zur Methodenreflexion

Die Durchführung von Go-Alongs bietet sich immer dann an, wenn Alltagspraktiken – raum-zeitlich fokussiert – „quasi-natürlich“ erhoben werden sollen. Weil diese im und durch den Raum stattfinden, stellt die Methode durch Integration und Engagement des Forschers ein Hilfsmittel zur vertieften Annäherung an den Forschungsgegenstand dar. Die Trivialität des Themas „Alltag“ und die ihm innewohnenden Praktiken erschwerten die Umsetzung insofern, als dass viele Teilnehmer ein Mitgehen aus der „Sorge“ heraus ablehnten, dass im Alltag doch „nichts Spannendes passiere“, eine Begleitung sich „nicht lohnen“ würde. Auch schienen einige derjenigen, die ich begleiten durfte – trotz „Interview-Vorbereitung“ – ohne konkreten „Handlungsauftrag“ in der Erhebungssituation überfordert zu sein, ihr Tun zu tun oder zu kommentieren. Dies ist insofern nicht verwunderlich, als Routinen selten expliziert werden. Dafür war es umso aufschlussreicher, Begegnungen in öffentlichen und privaten Räumen mitzuverfolgen, das Agieren und Interagieren zu beobachten und daran teilzunehmen, um Auskunft über die Konstitution des Zusammenlebens vor Ort zu erhalten. Im Wissen um die Ausschnitthaftigkeit der ausgewählten Aktivität (Vorgabe durch den Teilneh-

104 Einschränkung ist anzumerken, dass der GPS-Empfang in Räumen nur reduziert bis unmöglich ist, weshalb es bei der kartographischen Darstellung z. T. zu störungsbedingten Ausreißern der Tracks kommt.

menden) ist die einmalige, fokussierte Teilnahme für das Generieren von Daten dennoch lohnenswert, da die vollzogenen Praktiken – so oder so ähnlich – immer wieder, d. h. auch ohne den Forscher, repetiert werden. Generalisierte Aussagen zum Forschungsgegenstand sind auf der Grundlage individuell ausgestalteter Go-Alongs kaum möglich, weshalb die gesammelten Daten als komplementärer Bestandteil der individuellen Lebensweltgenese – im Sinne einer strukturimmanenten Fallverdichtung – gelesen werden. Trotz fragmentierter Partizipation können insbesondere Zusammenhänge im Zusammenleben, zwischen Bindungen an den und im Ort, herausgestellt und interpretiert werden.

4.4 **Zusätzliches Datenmaterial**

Im Rahmen der Interviews sind von den Teilnehmern soziodemographische Daten in einem Kurzfragebogen erhoben worden. Darin wurden Alter, Haushaltsstruktur und (berufliche) Tätigkeit erfasst, aber auch das monatliche Haushaltsnettoeinkommen, die Nutzung von Verkehrsmitteln sowie wohnbiografische Angaben und Fragen zum Ort (Einwohnerzahl, Ortsteile und Name des amtierenden Bürgermeisters).¹⁰⁵ Zusätzlich habe ich für jedes Interview und jeden Go-Along ein Postskript erstellt. In dieses habe ich den objektiven Kontext (Ort, Zeit und Dauer sowie Wetterlage, die Art der Kontaktaufnahme und „Schwellengespräche“ vor und nach den Aufzeichnungen) wie die subjektiv empfundene Atmosphäre eingetragen (u. a. zum Gesprächsverlauf, zur Art der Begrüßung). Daneben wurden von mir bei jedem Feldaufenthalt Beobachtungen in einem Feldtagebuch festgehalten. Darin sind Eindrücke und Interpretationsansätze aufgeführt, die im Rahmen von Exkursionen, An- und Abfahrten mit dem ÖPNV oder Beobachtungen im öffentlichen Raum entstanden sind (Abb. 16). In die Auswertung habe ich ferner objektive Daten (Wenzl/Wernet 2015), d. h. Fotos der unmittelbaren Wohnumgebung¹⁰⁶ meiner Untersuchungsteilnehmer, einfließen lassen. Diese Daten repräsentieren als Bedeutungsgestalten manifeste Phänomene der Lebenswelten der Untersuchungsteilnehmer. Innerhalb der Forschungsoperation

105 Anhand dieser Fragen wollte ich herausfinden, ob „grundlegende“ Kenntnisse über den Wohnort vorliegen, aber auch die Reaktion bei den Untersuchungsteilnehmern „testen“.

106 Dazu gehören Fotografien der Hauseingangssituation, des Gartens (mitsamt Spielgeräten, Möblierung, Bepflanzung, Dekoration etc.) sowie der Einfriedungen.

dienen sie dem Abgleich zwischen „erzähltem“ (subjektiven Deutungen des Interviews) und „erlebtem Leben“ (objektiven Strukturen als Datum) (Rosenthal 1995).¹⁰⁷



Abbildung 16: Fotografisch festgehaltene Beobachtungen der Nutzung öffentlicher Räume; Momentaufnahme, die sich im Feld jedoch regelmäßig bestätigte (o. Hemmingen-Westerfeld, u. Altwarmbüchen). Quelle: A. Gök

Neben meinen Dokumenten standen mir auch unterschiedliche Informationsmaterialien wie Zeitungen und Broschüren aus den Untersuchungsräumen und von Vereinen zur Verfügung. Zurückgreifen konnte ich auf Chroniken bzw. Publikationen über die Untersuchungsräume (zur kommunalen Neugliederung oder zu besonderen architektonischen Bauten) wie auch auf „Geschenke“ der Untersuchungsteilnehmer (Bilder und Aufnahmen von Drohnen, (selbstgeschriebene) Bücher, Gedichte oder Kunsthandwerke). Zudem haben mir die jeweiligen Planungsämter z. T. aktuelle Planungsunterlagen, Gutachten, aber auch Bebauungspläne überlassen. Die Region Hannover hat sekundärstatistisches Material bereitgestellt (Kap. 6.2). Den gesammelten und hier aufgeführten zusätzlichen Datenmaterialien kommt

107 Dementsprechend gelten objektive Daten nicht als sinnrekonstruktiv, sondern sinnentwertend, da sie im Gelingensfall zur ergänzenden Formulierung „typologisch prägnanter Fallgestalten“ führen (Wenzl/Wernet 2015: 86). Konkret heißt das, dass ein Foto eines zwei Meter hohen, blickdichten Zauns mit an der Klingel angebrachter Videokamera und einem Schild mit der Aufschrift „Warnung vor dem bissigen Hund“ schon vor der Interviewinterpretation einen Fallentwurf zum Sicherheits- und Rückzugsempfinden des Teilnehmers anbietet.

– trotz enormen Auswertungspotenzials – ein ausschließlich ergänzender Charakter zu, der vorwiegend der forschungsinternen Kontextuierung meines Feldverstehens dient.

4.5 Triangulation der Daten

Im Rahmen des vorliegenden Forschungsdesigns ist unter Triangulation die Anwendung verschiedener qualitativer Methoden zur Untersuchung des Forschungsgegenstandes zu verstehen (Flick 2008: 41 ff.). Da „jede Methode den Gegenstand, der mit ihr erforscht bzw. abgebildet werden soll, auf spezifische Weise konstituiert“ (ebd.: 17), sind bei einer Triangulation der Erhebungsverfahren „unterschiedliche Kategorien von Gegenstandsbereichen miteinander zu verknüpfen bzw. aufeinander zu beziehen“ (Bohnsack/Loos/Schäffer et al. 1995: 428), um zu einer Erkenntniserweiterung beizutragen (Lamnek 1995a: 250; Kelle 2008: 40, 50 ff.). Der gewählte Forschungszugang ermöglicht eine methodeninterne (der Wissensbereiche im explorativ-episodischen Interview) und -externe (Verknüpfung von Interview, Aktionsraumkarte, Go-Along) Triangulation unterschiedlich produzierter Datensorten in ihrer inhaltlichen, zeitlichen und räumlichen Ausrichtung. „Dass dies nur zur Erweiterung der empirischen Forschung, nicht aber zu einer ‚wechselseitigen Validierung der Daten‘ beitragen kann, liegt auf der Hand“ (Flick 2008: 18; dazu auch Nohl 2017: 112). „What is important is to choose at least one method which is specifically suited to exploring the structural aspects of the problem and at least one which can capture the essential elements of its meaning to those involved“ (Fielding/Fielding 1986: 34). Es geht bei der Verknüpfung der Daten einerseits um die Aufdeckung von Relevanzsetzungen ((inter)subjektiv verfügbarer Wissensbestände) hinsichtlich der Raumwahrnehmung und -nutzung aus den Interviews, andererseits um die Herausstellung des individuellen Tuns wie sozialer Praktiken ((Inter)aktionen), die im Rahmen der Go-Alongs erhoben worden sind. Beide Aspekte können in der Aktionsraumkarte verortet werden. Obwohl diese Methode gemeinhin den quantitativen Erhebungsverfahren zugerechnet wird (durch ihren „Vorab-Charakter“ mittels einfachen Auszählens der gesetzten Punkte in der Karte), ist sie als integraler Bestandteil des Interviews (Verbildlichung des Gesagten) in den qualitativen Auswertungsprozess eingeflossen. Damit stellt sie ein Brückenelement qualitativer und quantitativer Methoden im Rahmen der Triangulation dar (Flick 2008: 41). Das Ziel der

Methodenkombination – im Sinne der Lebensweltanalyse – ist es, den Forschungsgegenstand möglichst „ganzheitlich“ zu erfassen, was durch die Einbettung vielfältiger Realitätsbezüge und Sichtweisen gelingt (Schütze 1994: 235), um schließlich zu komplementären Aussagen zu gelangen, die ein „breiteres, umfassenderes oder ggf. vollständigeres Bild des untersuchten Gegenstandes liefern“ (Flick 2008: 49).

5 Datenauswertung – Methoden

In Kapitel 3 erläutere ich zunächst die Aufbereitung und die gesetzlichen Bestimmungen zum Umgang mit Daten. Es folgt eine Beschreibung der verwendeten Verfahren zur Auswertung des Datenmaterials anhand einer Methodendarstellung – der dokumentarischen Methode sowie der dichten Beschreibung –, der vorgenommenen Anpassungen für die Durchführung sowie deren reflexiver Bewertung (Abb. 17). Es wurden zwei Auswertungsmethoden eingesetzt, um unterschiedliche Aspekte der Fälle und unterschiedliche Perspektiven auf die Fälle zu berücksichtigen. Während bei der dichten Beschreibung aus der Verflechtung von *beschreiben*, *verstehen* und *deuten* Schlussfolgerungen am Einzelfall nachvollzogen werden, erfolgt die Modus-Rekonstruktion bei der dokumentarischen Methode schematischer und mit dem Ziel einer Typenbildung. Obwohl ich mich in Teil C primär auf die Auswertung mit der dokumentarischen Methode beziehe, habe ich zur besseren Nachvollziehbarkeit von Gleichzeitigkeiten, Wechselseitigkeiten und Widersprüchlichkeiten der subjektiven Lebensweltkonstruktion und der in diesem Zusammenhang explizierten (motivationalen) Relevanzsetzung der Untersuchungsteilnehmer ebenfalls Erkenntnisse der dichten Beschreibung einfließen lassen.

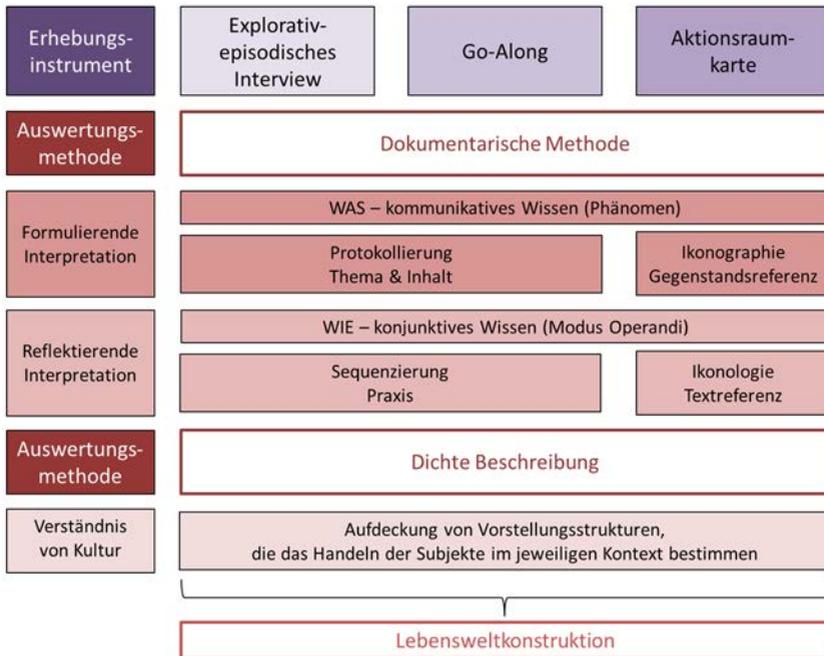


Abbildung 17: Übersicht über die Datenauswertungsmethoden. Quelle: A. Göb

5.1 Transkription und Anonymisierung

Grundlegend für die Auswertung des erhobenen Datenmaterials ist das Vorliegen in Textform, d. h. als Protokoll. Vor Verschriftung des Audiomaterials ist daher der Transkriptionsgrad – in Abhängigkeit von dem Forschungsgegenstand und dem Auswertungsverfahren – festzulegen (Glinka 1998: 23). Das verwendete Transkriptionsregelsystem entspricht Vorgaben gängiger sozialwissenschaftlicher Studien und ist nur zur leichteren Lesbarkeit angepasst worden (Kowal/O’Connell 2000: 445; Dittmar 2004). Zwar wurden in den Transkripten Betonungen, Pausen, Füllwörter und nonverbale Kommunikationsweisen dokumentiert, aber keine Tonhöhen oder Sprechgeschwindigkeiten (Südmersen 1983: 298). Die Audiomitschnitte des explorativ-epi-

sodischen Interviews (inkl. Aktionsraumkarten) wurden vollständig¹⁰⁸, die des Go-Alongs sequentiell¹⁰⁹ transkribiert.¹¹⁰

Bestandteil der Transkription ist auch die Anonymisierung. „Da die Anonymisierung ein Akt der Datenverarbeitung ist, muss die befragte Person der Datenverarbeitung vorher zustimmen“ (Helfferich 2011: 191). Dieser Akt wurde vor dem Interview im „Einführungsgespräch“ mit den Untersuchungsteilnehmern umgesetzt. Neben der mündlichen Information haben die Teilnehmer ein Informationsblatt und eine Einwilligungserklärung zur Datenverarbeitung und -nutzung erhalten. Hopf (2000) weist in diesem Zusammenhang auf die beiden Prinzipien der „informierten Einwilligung“ (informed consent gem. Art. 4 (11) DSGVO) und der „Nicht-Schädigung“ hin. Hierzu zählt die transparente Information (Art. 13 DSGVO zur Informationspflicht) und die anschließende freiwillige Zustimmung zur Teilnahme. Auf der Basis des „Rechts auf informationelle Selbstbestimmung“ sind die Teilnehmer auch über die „Rechte des Betroffenen“ (Art. 15–21 DSGVO) aufgeklärt worden, darunter z. B. über das Recht auf Löschung (Art. 17 DSGVO) der Daten nach Beendigung der Forschungsarbeiten sowie das Widerspruchsrecht (Art. 21 DSGVO) bezüglich der (Weiter-)Verarbeitung der Daten.

Zur Anonymisierung gehört auch das Verändern personenbezogener Daten¹¹¹ in der Art, „dass die Einzelangaben über persönliche oder sachliche Verhältnisse nicht mehr oder nur mit einem unverhältnismäßig großen Aufwand an Zeit, Kosten und Arbeitskraft einer bestimmten oder bestimmbaren natürlichen Person zugeordnet werden können“ (§ 3 (6) Bundesdatenschutzgesetz BDSG alt¹¹²). Generell ist sicherzustellen, dass eine Re-Identifikation

108 Der Grund hierfür lag im Verlauf der Interviews, die zahlreiche Themensprünge, d. h. Re-Thematisierungen einer Frage an anderer Stelle, enthielten und durch fortwährende, latent raumbezogene Aussagen gekennzeichnet waren.

109 Die Tonbandaufnahmen sind selektiv, gezielt nach forschungsrelevanten Aussagen, verschriftlicht worden. Die nicht verschriftlichten Inhalte gingen als Kontextwissen in die Auswertung ein.

110 Die Transkription der 45 Interviews und 16 Go-Alongs habe ich persönlich durchgeführt.

111 „Personenbezogene Daten sind Einzelangaben über persönliche oder sachliche Verhältnisse einer bestimmten oder bestimmbaren natürlichen Person (Betroffener)“ nach § 3 (1) BDSG (alt).

112 Seit 2018 gilt das BDSG (neu) als Teil des Datenschutz-Anpassungs- und -Umsetzungsgesetzes der EU (DSAnpUG-EU). Dieses ist im Zusammenhang mit der Erlassung der DSGVO als höherer Rechtsquelle zu lesen.

der Teilnehmer nur mit unverhältnismäßigem Aufwand möglich ist (Metschke/Wellbrock 2002: 21). Weil mit der Anonymisierung „notwendigerweise ein Verlust von Informationen und damit Analysepotenzial einhergeht, sind unnötige Einschränkungen zu vermeiden“ (FDZ 2014: 5). Aus diesem Grund sind die in dieser Arbeit veröffentlichten Zitate anonymisiert bzw. die Sprecher (Untersuchungsteilnehmer) pseudonymisiert¹¹³ worden. D. h., dass die im Teil C verwendeten Namen (hinter den Zitaten stehend) frei erfunden sind. Das Pseudonym dient ausschließlich als Bezug auf dahinterstehende subjektive Lebensweltkonstruktionen der Teilnehmer und wird an den Stellen um soziostrukturelle Merkmale ergänzt, die das Wahrnehmen und Handeln prägen (können). Aus Gründen des Datenschutzes wurden in den Zitaten alle eindeutig einer Person zuordenbare Elemente, wie spezifische Berufsbezeichnungen und Tätigkeiten sowie Verweise auf Wohnquartiere, Straßen u. Ä. umschrieben oder als Merkmal gelöscht und durch Platzhalter ersetzt.

5.2 Die dokumentarische Methode

Zur Methode

Menschen konstruieren ihre alltägliche Lebenswelt „unter Bezugnahme auf gesellschaftliche Bedingungen und auf der Grundlage ihres Alltagswissens durch ihr praktisches Tun“ (Kleemann/Krähnke/Matuschek 2013: 156). Dieses Zusammenspiel – von Orientierungen und Erfahrungen – zu rekonstruieren, ist das Ziel der dokumentarischen Methode der Interpretation (Nohl 2017: 5). Dazu werden zwei (handlungsleitende) Wissensformen unterschieden: zum einen Orientierungsschemata, die auf „institutionalisierten normativen Vorgaben der Gesellschaft“ beruhen, zum anderen Orientierungsrahmen, die durch „konkrete Sozialisationserfahrungen erworbene, sozial geprägte Denk- und Handlungsmuster“ widerspiegeln (Kleemann/Krähnke/ Matuschek 2013: 157; Bohnsack 1997; Bohnsack 1998). In ihrer Wechselseitigkeit begründen sie das Alltagswissen und -handeln der Menschen. „Die Tatsache, dass die Lebenswelt des Alltags nicht eine private, sondern eine intersubjektive und somit soziale Wirklichkeit ist“, hat zur Folge, dass „Erfahrungssedi-

¹¹³ „Pseudonymisieren ist das Ersetzen des Namens und anderer Identifikationsmerkmale durch ein Kennzeichen zu dem Zweck, die Bestimmung des Betroffenen auszuschließen oder wesentlich zu erschweren“ (§ 3 Abs. 6a BDSG) (FDZ 2014: 7).

mentierungen, da sie auf den sozial bedingten subjektiven Relevanzstrukturen beruhen, mittelbar auch sozial mitbestimmt [...] und ‚Inhalte‘ des subjektiven Wissensvorrates, weitgehend nicht in eigenen Auslegungsvorgängen gewonnen, sondern sozial abgeleitet“ sind (Schütz/Luckmann 2017: 331). Das bedeutet, dass Erfahrungen (als Grundelemente des Wissensvorrats) in „strukturell ähnlichen“ Gesellschaften typische Handlungsabläufe evozieren und dennoch soziale und kulturelle Differenzen aufweisen können. Beispielsweise zeigen sich bei der Betrachtung von „In-Groups“¹¹⁴ eingespielte Praktiken, die Fremden nicht unmittelbar zugänglich sind. Mannheim (1980) bezeichnet diese autochthone Kollektivität als Konjunktion, ein menschliches Miteinandersein, das sich in der gelebten Praxis selbstverständlich und fraglos vollzieht (Przyborski/Wohlrab-Saar 2014: 282). „Das Wissen, das in der Praxis angeeignet wird und das diese Praxis zugleich orientiert, ist damit ein präreflexives, ‚atheoretisches Wissen‘“ (ebd.: 285; dazu auch Mannheim 1964: 100). Bourdieu spricht in diesem Zusammenhang vom inkorporierten Erfahrungswissen, dem praktischen Sinn bzw. Habitus (1982: 729), Polanyi von tacit knowledge (1985).

Von diesem handlungspraktischen Wissen ist ein kommunikativ generalisiertes Wissen zu unterscheiden, das begrifflich explizierbar ist (Bohnsack 2007a: 323). Es wird als immanenter Sinngehalt bezeichnet, weil es das „Was“ fokussiert, also die in der Praxis ausgedrückten Themen. Hingegen ist der dokumentarische Sinngehalt im konjunktiven Erfahrungsraum verhaftet, daher situativ latent und nur über das „Wie“ in Routinen zu ermitteln. Daneben können subjektiv gemeinte Motive und Absichten über den intentionalen Ausdruckssinn¹¹⁵ erfasst werden bzw. sind – mangels direkten Zugangs und/oder Rahmung – implizit und werden als Sinnenebene in der dokumentarischen Methode normalerweise nicht analysiert¹¹⁶.

114 Eigengruppe, der man sich zugehörig fühlt, mit der man sich identifiziert und die ausgestattet ist mit einem standardisierten Schema kultureller und zivilisatorischer Muster (im Sinne eines „denken wie üblich“) (Schütz 1972).

115 Der intentionale Ausdruckssinn ist dem außenstehenden Beobachter (Forscher) ebenso wenig „wie dem in seine eigene Vergangenheit zurückblickenden Akteur unmittelbar und valide zugänglich“ (Nohl 2017: 5); er kann diese Intention nur einer Handlung unterstellen.

116 Bei meiner Auswertung wird der intentionale Ausdruckssinn berücksichtigt, da dieser für die Lebenswelt- bzw. Sinnkonstitution des Handelnden von Relevanz ist (sog. motivationale Relevanzstruktur, Schütz/Luckmann 2017: 286 ff.). Weil die Interviews in Gänze ausgewertet und um weitere Erhebungsverfahren ergänzt wurden, kann das Ausschluss-

Zur Durchführung

Die Interpretation des Datenmaterials in Form von (Text-)Protokollen (Transkripte der Interviews und Go-Alongs sowie Abbildungen der Aktionsraumkarten) umfasst bei der dokumentarischen Methode drei Stufen mit jeweils zwei Zwischenstufen (Bohnsack/Nohl 2007: 303 ff.; Kleemann/Krähnke/Matuschek 2013: 173 ff.; Przyborski/Wohlrab-Sahr 2014: 292 ff.) (Abb. 18). Im ersten Verfahrensschritt, der formulierenden Interpretation (1), werden die im vorliegenden Text behandelten Themen (das „Was“ des Objektsinns) in ihrem Verlauf dargestellt (a) und anschließend paraphrasiert (b). Der zweite Verfahrensschritt, die reflektierende Interpretation (2), setzt sich aus der Textsortentrennung (in Erzählungen, Beschreibungen, Argumentationen und Bewertungen) (a) und der komparativen Sequenz-analyse (b) zusammen. In dieser Phase ist das „Wie“ (Dokumentsinn) zu ermitteln, um praktische Erfahrung (Orientierungsrahmen) sowie Kontinuitäten (implizite Regelmäßigkeiten) anhand des sog. Tertium Comparationis herauszustellen. Dies erfolgt durch die Gegenüberstellung von Bearbeitungsweisen (Modi) eines Themas, die entweder homolog, also strukturgleich (minimale Kontrastierung), oder heterolog (maximale Kontrastierung) sind. Die Kontrastierung wird fallimmanent (Erkennen von (un)gleichen Mustern innerhalb des Einzelfalls) und fallvergleichend durchgeführt. Dabei werden Vergleichshorizonte¹¹⁷ zwischen den Fällen zur methodischen Validierung der Interpretation gebildet, die gleichzeitig der Standortgebundenheit des Forschers und seiner Normalitätskonstruktion entgegengehalten werden. Der dritte Verfahrensschritt, die Typenbildung (3), ist von dem vorangegangenen Schritt nur analytisch zu trennen. Denn die iterative Komparation der in und zwischen den Fällen eingelagerten, unterschiedlichen Handlungsweisen ist, unter Betrachtung verschiedener soziodemographischer Merkmale, Themen- oder Problemstellungen, bereits für die sinngenetische (a) wie soziogenetische (b) Typenbildung heranzuziehen. Infolge von Abstraktionen (Ablösung vom

kriterium der fehlenden Rahmung zurückgestellt werden. Zudem kann und soll über die Schütz'sche Grundannahme der Reziprozität der Perspektiven argumentiert werden, dass Fremdverstehen generell und im „praktischen Gebrauch“ möglich ist, Intentionalität als handlungsmotivierender Faktor – antizipatorisch als Um-Zu-Motiv, retrospektiv als Weil-Motiv – expliziert werden kann.

117 Vergleichshorizonte stellen „Kontrollinstanzen“ zur Steigerung der intersubjektiven Überprüfbarkeit dar.

Einzelfall) erlangen die bis dahin rekonstruierten Orientierungsrahmen, unter Einbeziehung weiteren Kontextwissens (sozialstruktureller Zusammenhänge), Evidenz. „Ziel ist es, zu einer Typologie zu gelangen, die darauf fokussiert, wie soziale Wirklichkeit durch die Beforschten vor dem Hintergrund ihrer Erfahrungen und ihres Alltagswissens hergestellt wird“ (Kleemann/Krähnke/Matuschek 2013: 168).

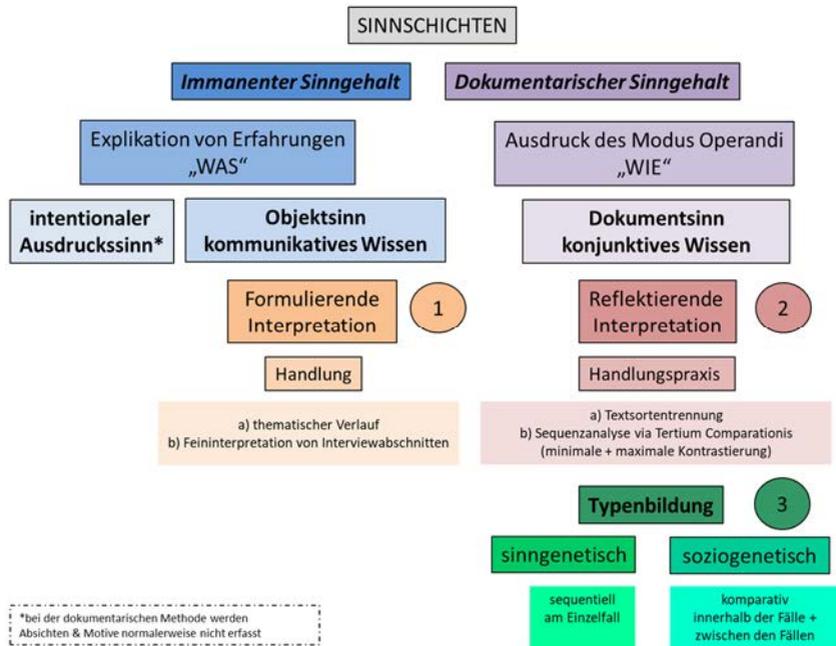


Abbildung 18: Idealtypischer Auswertungsablauf der dokumentarischen Methode (nach Nohl 2017: 30). Quelle: A. Göb

Anders als bei Textprotokollen generieren Objektivationen in Aktionsraumkarten andere Daten und müssen entsprechend anders ausgewertet werden. Bohnsack (2007b, 2009) hat dazu die dokumentarische Methode auf Bilder und Fotografien übertragen (nach Panofsky 1979, 2002; Imdahl 1994, 1996). Diese Anwendungsmöglichkeit nutze ich für die Auswertung der Karten als Abbild sozialer Wirklichkeiten, als Dokument eines Erfahrungsraums mit

konjunktiver Bedeutung (Bohnsack 2013: 81). Hierfür werden unterschiedliche Sinnstrukturen voneinander differenziert. In einem ersten Schritt (im Sinne der formulierenden Interpretation) geht es um die Herausstellung des „Was“ über das Sujet der Darstellung durch ikonographische Beschreibung der Bildkomposition. Ausgehend von der Referenzialität des Bildes resp. der Karte folgt im zweiten Schritt die Hinzuziehung textreferenzieller Daten (Interviewtranskripte) zur ikonologischen Kontextuierung („Wie“), d. h. zur Aufdeckung der Herstellungsweise des Abgebildeten (im Sinne der reflektierenden Interpretation). Schließlich werden anhand von Kompositionsvariationen der vorliegenden empirischen Fälle Vergleichshorizonte gebildet (jedoch nicht sequenziell wie bei den Interviews, da Bildern eine Simultaneität inhärent ist), die zur Typenbildung herangezogen werden (ebd.: 85 ff.).

Da jeder qualitative Forschungsprozess einzigartig ist, begreife ich die beiden Ausprägungsarten der dokumentarische Methode (für Text- und Bildprotokolle) als hilfstellende „Auswertungsanleitung“, die nicht in Reinform angewendet, sondern entsprechend des Erkenntnisinteresses wie folgt von mir angepasst wurden: Weil ich mich für eine vollständige Verschriftung der explorativ-episodischen Interviews entschieden habe, wurde Stufe 1a) übersprungen und direkt mit der Paraphrase 1b) begonnen (nicht so bei den Go-Alongs). Die Textsortentrennung 2a) zur Differenzierung von kommunikativem (Argumentation und Bewertung) und konjunktivem (Erfahrung und Beschreibung) Wissen wurde zwar durchgeführt, doch weniger fokussiert, denn sprachliche Äußerungen, als kommunikative Performanz, werden in wechselseitiger Abhängigkeit aller Textsorten hergestellt. In Verbalisierungen werden sie stets um raum-zeitliche Einordnungen sowie Erklärungen zur Veranschaulichung, bspw. als Rechtfertigung einer Handlung, komplementiert (zur Gleichwertigkeit der Textsorten Kap. 4.1). Die nachfolgenden Verfahrensschritte (2b, 3a, 3b) habe ich zunächst an fünf Eckfällen in extenso durchgeführt (Entwurf zentraler Modi der Lebensweltkonstruktion¹¹⁸). Anschließend wurden die 40 verbliebenen Fälle und 16 Protokolle der Go-Alongs konzentrierter interpretiert.

118 Diese berücksichtigen theoretische Grundlage des Lebensweltkonzepts aber auch Vorüberlegungen, die in die Fragen des Interviews eingeflossen sind.

Die Analyse erfolgte händisch direkt am Material begleitet von zusätzlichen Beschreibungen und Zeichnungen.

Auch für die Auswertung der Aktionsraumkarten bin ich von der oben beschriebenen Methode abgewichen, da die Daten in einem partizipatorisch integrativen Akt des Interviews entstanden sind, der eine andere „Rahmung“ als Fotos oder Bilder aufweist (Bohnsack 2009, 2013). Weil die Gegenstandskomposition durch die Vorgabe des immer gleichen Kartenausschnitts (von der Forscherin) nur mittelbar an den Relevanzsetzungen der Teilnehmer orientiert ist, wurden die von Imdahl verwendeten Analyseschritte zum kompositionalen Aufbau des Bildes verworfen (1996: 17 ff.). Daneben war den Untersuchungsteilnehmern auch die „szenische Choreographie“ (Bohnsack 2013: 89), durch die Spezifizierung des Themas, mehr oder minder vorgegeben, weshalb diese nur noch Markierungen und Relationen in die Karte einzeichnen konnten, d. h. ihren Aktionsraum in Bezug auf den gegebenen Kartenausschnitt. Dennoch trägt die kartographische Manifestation der z. T. abfrageähnlichen Situation von Aktivitäten in einem Kartenausschnitt den Objekt- und Dokumentsinn in sich, da verortete Inhalte (was wurde eingezeichnet und vor allem: was wurde – auch im Vergleich zum Textprotokoll – weggelassen) sowie Formen der Darstellung (wie wurde was eingezeichnet: verwendete Farben, Symbole, Erläuterungen, Legenden usw.) in ihr ablesbar sind. Die planimetrische Ganzheitsstruktur des Bildes bzw. dessen „Organisation“¹¹⁹ (ebd.: 21) ist schließlich als Bestandteil der ikonographischen Interpretation zu bewerten, spielt aber für die Analyse an dieser Stelle eine untergeordnete Rolle. Deswegen habe ich im ersten Auswertungsschritt, bezugnehmend auf die „abgefragten“ Themen, quantitativ mittels Auszählung gesetzter Kartenmarkierungen gearbeitet, um auf Kongruenzen zwischen Text- und Gegenstandsreferenz hinweisen zu können. Im zweiten Auswertungsschritt habe ich dann das explizierte (kommunikative) und performative (konjunktive) Wissen des Kartengestalters analysiert, um darauf aufbauend die empirischen Fälle vergleichen zu können.

Basierend auf dieser angepassten Analyseform der dokumentarischen Methode (für Bild und Text) ist das gesamte empirische Material interpretiert worden. So konnten zu den verschriftlichten bzw. verbildlichten Äußerungen der Untersuchungsteilnehmer, auch in Kombination mit dem vorliegenden Kontextwissen (GPS-Tracks, Fotografien, Postskripts, Kurzfragebögen etc.), für

119 Als ganzheitliches System, in dem „die einzelnen Bildwerte durch Größe, Form, Richtung und Lokalisierung im Bildfeld auf das Bildformat Bezug nehmen und dessen Organisationsform bilden“ (Imdahl 1996: 21).

alle erhobenen Datensorten Ergebnisse zum „Was“ (Elemente) und „Wie“ (Handlungsmodi) der Lebensweltkonstruktion generiert werden. Zusätzlich wurde das von den Teilnehmern konstruierte „Warum“ (Absichten, Motive) berücksichtigt und in der Verschränkung mit sowie der Kontextualisierung von verschiedenen Wissens- und Datenformen für die Sinnsetzung – dessen, was und wie etwas getan wird – herangezogen.

Zur Methodenreflexion

Da die dokumentarische Methode auf Methodentriangulation ausgerichtet ist, bietet sie sich als Verfahren zur Analyse verschiedener Datensorten an (Przyborski/Wohlraab-Sahr 2014: 278). Wie in der Durchführung beschrieben, greift die dokumentarische Methode bei dem Verfahrensschritt der formulierenden Interpretation auf Elemente der qualitativen Inhaltsanalyse (vgl. Mayring 2015; Kuckartz 2018), bei der reflektierenden Interpretation auf hermeneutische Auswertungsweisen sowie Formen der Konversations- und Narrationsanalyse zurück (vgl. Kleemann/Krähnke/Matuschek 2013: 192), um das „Was“ und „Wie“ der sozialen Wirklichkeit – wechselseitig verschränkt – zu erfassen. Im Entwurf eines Mittelweges sieht die dokumentarische Methode das „implizite handlungsleitende Wissen der Akteure im Forschungsfeld [als] strukturbildend [an, das] als solches den zentralen Gegenstand der empirischen Analyse bildet“ (Bohnsack 2003: 551). Weil bei der Rekonstruktion der Daten auch auf Relevanzsetzungen der Teilnehmer abgestellt wird, wurde die Auswertungsmethode um die Erfassung des intentionalen Ausdruckssinns und ein ergänzendes Auswertungsverfahren (Kap. 5.2) erweitert.

Kritisch ist die Datenfülle in Hinblick auf eine idealtypische Anwendung der Methode zu bewerten. Eine frühere Konzentration auf weniger Fälle wäre dem Untersuchungsgegenstand auch gerecht geworden, denn: Je mehr Fälle analysiert werden, desto mehr Variablen können bzw. sollten berücksichtigt werden. Andererseits gilt auch: „Je mehr theoretische Fälle in die komparative Analyse einbezogen werden, desto tiefer sind die theoretischen Abstraktionen im empirischen Material verankert“ (Przyborski/Wohlraab-Sahr 2014: 282). Mit Verweis auf mein Sample von 45 Teilnehmern kann ich gewährleisten, dass ausreichend empirisch überprüfbare Vergleichshorizonte vorliegen und die eigene Positionalität nur noch ein Standpunkt unter anderen ist (Bohnsack 2001). Aufgrund der frühzeitigen Offenlegung der persönlichen Nähe zum For-

schungsgegenstand war es zudem unproblematisch, diese im gesamten Forschungsprozesses (auto)kritisch mit zu reflektieren und für die Interpretation „nutzbar“ zu machen – ohne die Anforderungen an wissenschaftliche Qualitätsmaßstäbe zu verletzen. „Es [ist] kein Schaden für die Sozialwissenschaften [...], dass sie den sozialen Menschen als Voraussetzung haben“ (Mannheim 1980: 84). Daraus folgen lediglich ein transparenter Umgang sowie ein Gegebenenhalten von empirischen Gegebenheiten durch Vergleich.

5.3 Die dichte Beschreibung

Zur Methode

Die dichte Beschreibung nach Geertz (1979) ist eine Methode zur Erfassung von kulturell (resp. gesellschaftlich) geprägten Bedeutungsstrukturen. „Die Untersuchung von Kultur besteht darin (oder sollte darin bestehen), Vermutungen über Bedeutungen anzustellen, diese Vermutungen zu bewerten und aus den besseren Vermutungen erklärende Schlüsse zu ziehen“ (ebd.: 29 f.). Die dichte Beschreibung ist insofern keine reine Nacherzählung des mikroskopisch kontextuellen Geschehens, sondern eine Interpretation, die „uns mitten hinein in das [versetzt], was interpretiert wird“ (ebd.: 26). So wird die „Vielfalt komplexer, oft übereinander gelagerter oder ineinander verwobener Vorstellungsstrukturen, die fremdartig und zugleich ungeordnet und verborgen sind“ (ebd.: 15), zu fassen versucht. Eine Kultur zu verstehen heißt deshalb, sie möglichst dicht zu beschreiben, um auf dieser Basis Deutungen vornehmen zu können. Das bedeutet allerdings, dass ich interpretiere, was die Teilnehmer meinen oder was sie meiner Auffassung nach meinen. Dabei geht es auch um die „Erweiterung des menschlichen Diskursuniversums“ (ebd.: 20), das wechselseitige Verstehen bzw. Verstehen-lernen-Können, das (Kultur-)Gemeinschaften übergreifend mittels Kommunikation (d. h. den Zeichen- und Sprachgebrauch) gelingen kann.

Zur Durchführung

Konstitutiv für die Methode ist das „Festhalten“ der Bedeutungen, die soziale Handlungen¹²⁰ für ihre Akteure besitzen (subjektive Sinnsetzung). Daneben

120 „Soziales Handeln“ soll ein solches Handeln heißen, welches seinem von dem oder den Handelnden gemeinten Sinn nach auf das Verhalten Anderer bezogen wird und daran in

sollen „möglichst explizite [...] Aussagen darüber [gemacht werden], was das so erworbene Wissen über die Gesellschaft, in der man sie vorfand, und darüber hinaus über das soziale Leben im allgemeinen mitteilt“ (intersubjektive Sinnsetzung) (ebd.: 39). Zusammengefasst dient die dichte Beschreibung der Entwicklung eines analytischen Begriffssystems zur Herausstellung von typischen Deutungsstrukturen der Handelnden. Dabei besteht die „Erwartung, dass jedes Feld über eine Sozio-Logik, eine kulturelle ‚Ordentlichkeit‘ verfügt“ sowie „die Erwartung, dass der schrittweisen Positionierung und ‚Eichung‘ der Ethnographin im Feld diese Sozio-Logik handhabbar gemacht und als empirisches Wissen mobilisiert werden kann“ (Strübing 2018: 79). Angepasst wird die dichte Beschreibung in dieser Arbeit an den vorliegenden Forschungsgegenstand dadurch, dass versucht wird, den „suburbanen Kontext“ als ein Phänomen bzw. als kulturelle Ausdrucksweise des Lebens im Suburbanen einzubeziehen – über teilnehmende Beobachtung bzw. beobachtende Teilnahme aber v. a. über Bild- und Textprotokolle. Diese Zeichen appäsentieren soziale Phänomene der Verständigung bzw. des Verstehens (Vermittlung von Wissen und somit Bedeutung) (Schütz/Luckmann 2017: 652). Das heißt, dass Explikationen in Form von Karten und Praktiken möglichst verschiedener Kontexte in Raum und Zeit berücksichtigt werden sollten, um ein möglichst ganzheitliches Bild der alltäglichen Lebenswelt der Bewohner im suburbanen Raum zu erhalten.

Stellvertretend wurden sechs Fälle (drei je Untersuchungsraum) mit der dichten Beschreibung ausgewertet. In Abgleich und in Verbindung mit der dokumentarischen Methode, habe ich eine inhaltlich begründete Fallauswahl zur Aufdeckung von (inter)subjektiven Bedeutungsstrukturen getroffen. Neben der Kontrastierung in Bezug auf den Modus der Lebensweltkonstruktion bildet die Auswahl beispielhaft die Bandbreite des Samples ab, weshalb sowohl alleinstehende Personen als auch Paare wie Familien, Männer wie Frauen zwischen 37 und 80 Jahren, mit unterschiedlich langer Wohndauer und verschiedenen Wohnformen (Einfamilienhaus, Reihen-, Doppelhaus und Geschosswohnung, zur Miete oder im Eigentum) berücksichtigt worden sind. Neben der Darstellung der (motivationalen) Relevanzsetzungen, die das Handeln der Subjekte im jeweiligen Kontext (mit)bestimmen, fokussierte die

seinem Ablauf orientiert ist“ (Schütz 1932: 161 nach Weber 1921). Hinter dem „Handeln“ steht ein subjektiver Sinn, wobei Schütz die Webersche Definition um die Differenzierung von eigenen und fremden Bewusstseinserebnissen erweitert.

dichte Beschreibung auf die Einstellungs- und Verhaltensweisen der Bewohner gegenüber dem Wohnort und den dort lebenden Menschen unter Berücksichtigung ihrer sozial-räumlichen (Selbst-)Positionierung.

Die dichte Beschreibung habe ich anhand sprachlicher (Protokolle der Interviews) und bildlicher (Mobilitätsmuster, GPS-Tracks) Explikationen durchgeführt. Von den ausgewählten sechs Fällen wurden zusätzlich drei Go-Alongs (für den Untersuchungsraum Altwarmbüchen) und drei Aktionsraumkarten (für den Untersuchungsraum Hemmingen-Westerfeld) analysiert. Da nicht für alle der ausgewählten sechs Fälle GPS-Tracks vorlagen und die Methode versuchsweise auf bildliches Material übertragen werden sollte, habe ich mich bei der Auswertung für diese Aufteilung entschieden. Um der Besonderheit des visuellen Datenmaterials gerecht zu werden, habe ich die Interpretation der objektiven Daten zunächst separiert von den Textprotokollen vollzogen. Weil es sich um konjunktivistische Schlussfolgerungen handelt, zeigen diese in pointierter Weise vorbehaltliche Vermutungen über die Raumeignung und Verhaltensweisen auf.¹²¹ Mit der Einbettung der so gewonnenen „Deutungs-Idee“ in den Einzelfall erfolgt schließlich die Sinnrekonstruktion. Diese erfolgt nach Geertz in essayistischer Form, die „das natürliche Genre für die Präsentation kultureller Interpretationen und der ihnen zugrundeliegenden Theorien“ darstellt (1979: 36). Die dichte Beschreibung müsse „Motivlagen von Akteuren und Lesarten von sozialen und kulturellen Phänomenen (sozialen Handlungen, Artefakten, Objektivationen) mittels sinnhaft strukturierter narrativer Praktiken nachvollziehen“ (Meyer/Meier zu Verl 2014: 247).

Zur Methodenreflexion

Die Auswahl der Fälle kann immer kritisch bewertet werden. Da es um eine Exemplifizierung von Wahrnehmungs-, Handlungs- und Deutungsweisen im Suburbanen anhand eines Falls geht, steht der anschauliche, tiefe Einblick in eine Lebenswelt unter den jeweils als restriktiv und/oder ermöglichend wahrgenommenen Rahmenbedingungen im Vordergrund der Auswertung und nicht etwa die Persönlichkeit des Teilnehmers (wenngleich diese Bestandteil seiner Lebensweltkonstruktion ist). Um aufbauend auf der Einzelfallanalyse zu fallübergreifenden Aussagen zu kommen, werden die Ergebnisse der

121 Ohne Kontextualisierung, d. h. das Hinzuziehen von Teilnehmerinformationen, Datum, Uhrzeit, Dauer und anderen Angaben, die für die Situations(er)klärung relevant sind.

dichten Beschreibung in einen Zusammenhang mit den Auswertungsergebnissen aller Untersuchungsteilnehmer gebracht (Teil C).

Kritik zur dichten Beschreibung bezieht sich v. a. auf deren Darstellungsform und die Tatsache, dass der Forscher die Untersuchungsteilnehmer über die Ergebnisdarstellung prädominiert und ihnen damit jegliche Möglichkeit zur Selbstrepräsentation nimmt (Crapanzano 1996). Dieser Kritik wird durch das Einbeziehen wörtlicher Aussagen der Teilnehmer nachgekommen. Kritiker führen weiterhin an, dass es dem Wissenschaftscharakter der Geisteswissenschaften schade, wenn sich „ihre Forschungspraxis als literarische Kunst positioniere und damit die Grenzen zur Dichtung verwische statt plausible, datenbasierte wissenschaftliche Begründungen für ihre Aussagen zu fordern“ (Meyer/Meier zu Verl 2014: 247; dazu auch Shankman 1984). Diesem Vorbehalt kann dadurch begegnet werden, dass die Angemessenheit der Darstellungsform zuvorderst vom Forschungsgegenstand selbst bestimmt wird sowie von den „individuellen Präferenzen und institutionellen Kontexten des Forschers“ (ebd.: 248). Sofern diese Kriterien erfüllt sind, steht der Anwendung, wie vorliegend, nichts entgegen. Für die Gesamtdarstellung der Auswertungsergebnisse und deren Diskussion in Teil C wird auf die essayistische Darstellungsweise jedoch verzichtet, wenngleich der „Inkorporation“ von wörtlichen Zitaten ein großer Stellenwert zur Veranschaulichung des vom Teilnehmer unmittelbar Gesagten zukommt. Generell gilt für die Auswertung, dass „Kultur [...] das [ist], was gestaltbar ist, also auch immer anders sein könnte“ (Antweiler 2018: 249). Die folgende Interpretation und Diskussion der Ergebnisse ist somit meine subjektive, die zwar intersubjektiv nachvollziehbar gemacht wird, aber von anderen Forschern oder mir selbst – in einem anderen kontextuellen Zusammenhang (sozialer wie raumzeitlicher Einbettung) – auch immer anders ausfallen könnte. Daher sind die hier vorgestellten Fälle und „typischen“ Rekonstruktionen weder als statisch-unveränderlich noch vollständig anzusehen. Zudem beziehen sich die getroffenen Aussagen ausschließlich auf die zwei vorliegenden Erhebungskontexte, weshalb die Übertragbarkeit bzw. Reichweite auf andere Typen suburbaner Räume diskutiert und v. a. empirisch nachgewiesen werden muss.

Zur sozialwissenschaftlichen Typenbildung

„Weil die Welt, in der wir leben, genormt ist und ‚typisierte‘ Menschen ‚produziert‘, haben wir Anlaß, nach psychologischen Typen zu suchen“ (Adorno 1950: 307). Typologien haben immer den Anspruch, soziale Strukturen in

Lebenswelten aufzudecken und sind deshalb als forschungsmethodische Reaktion auf die prinzipielle Begrenztheit der Individualität von Menschen und Phänomenen zu lesen. Für Schütz (1971) stellt die Typenbildung dementsprechend nicht nur eine wissenschaftliche Methode, sondern einen alltäglichen (unbewussten) Akt der sinnhaften Einordnung von Erfahrungen und Erwartungen dar, auf deren Basis Individuen ihre Alltagswelt konstruieren. „Die Wissenschaften, die menschliches Handeln und Denken deuten und erklären wollen, müssen mit einer Beschreibung der Grundstrukturen der vorwissenschaftlichen, für den – in der natürlichen Einstellung verharrenden – Menschen selbstverständlichen Wirklichkeit beginnen“ (Schütz/Luckmann 2017: 29). Dabei sollte sich Forschung an dem „Postulat der subjektiven Interpretation“ und dem „Postulat der Adäquanz“ orientieren (Schütz 1971: 49 f.). Ersteres besagt, „dass sozialwissenschaftliche Erklärungen auf den subjektiven Handlungssinn rekurrieren müssen. Theoriebautechnisch heißt das, dass aufgrund typischer Muster eines beobachteten Handlungsablaufs ein Homunculus, ein Modell eines Handelnden konstruiert wird, dem ein Bewusstsein mit typischen Um-zu und Weil-Motiven zugeordnet wird“ (Eberle 1999: 71). Letzteres verlangt, „dass die Konstruktionen des Sozialwissenschaftlers mit den Konstruktionen der Alltagshandelnden konsistent sind, d. h. sie müssen verständlich sein und ein Handeln zutreffend erklären“ (ebd.: 71). Folglich sind Typologien „Ergebnis eines Gruppierungsprozesses“ (Kelle/Kluge 2010: 85) und eine Strategie der Abstraktion bei gleichzeitiger Spezifizierung von Information und Wissen. Die in den Typologien enthaltenen Gruppen (empirische Fälle) sind als „Typen“¹²², mit jeweils charakteristischer Anordnung verschiedener Merkmalsausprägungen und Eigenschaften, zu bezeichnen. Aufgrund der Darstellung des Materials eo ipso und der angewandten Auswertungsverfahren, habe ich mich bei der Auswertung auf Wahrnehmungs- und Handlungsmuster sowie Strategien fokussiert, die als „typisch(er)“¹²³ für die Lebensweltkonstruktion im Suburbanen apostrophiert werden können und die Ergebnisdarstellung leiten (Kelle/Kluge 2010: 86, 111).

122 Dabei sollten die Elemente innerhalb eines Typus über ein möglichst hohes Maß an interner Homogenität und gleichzeitig über ein hohes Maß an externer Heterogenität zwischen den Typen verfügen (Kluge 1999: 41).

123 Aufgrund dessen kann es sein, dass möglicherweise derselbe Datenerhebungsfall (derselbe Teilnehmer) mehreren Typen (Strategien) zugeordnet werden kann (z. B. durch unterschiedliche Reaktion des Interviewten im Verlauf der Zeit und in Abhängigkeit von der jeweils vorliegenden situativen Einbettung des Gesagten).

6 Die Untersuchungsräume

In Kapitel 6 beschäftige ich mich mit der Auswahl der Untersuchungsräume und deren Profilen (Abb. 19) anhand von Lagebeschreibungen, Statistiken, historischen Entwicklungsphasen, städtebaulichen und raumordnerischen Plänen, aber auch anhand ihrer Selbstdarstellung auf den jeweiligen Homepages.



Abbildung 19: Impressionen aus Altwarmbüchen (Untersuchungsgebiet I, l.) und aus Hemmingen-Westerfeld (Untersuchungsgebiet II, r.). Quelle: A. Göb

6.1 Auswahl der Untersuchungsräume

Den Untersuchungsräumen kommt in dieser Arbeit eine rahmende Funktion zu („Schauplatz“). In Bezug auf suburbane Räume als Handlungskontext alltäglicher Lebenswelten von Bewohnern fällt auf, dass „apart from a few exceptions [...] people are not accustomed to using the classical terminologies of space-related planning and research in their everyday lives“ (Hesse 2015: 312). Deswegen musste ich für meine Arbeit suburbane Räume vorab (als Untersuchungsräume) festlegen und damit Vorannahmen treffen,

wie ich „Suburbia“ definiere und abgrenze.¹²⁴ Da ich davon ausgehe, dass sich suburbane Räume phänomenologisch von Stadt und Land (noch/nur marginal) unterscheiden, habe ich die Auswahl nicht entlang von Statistiken (soziodemographischer Daten, Pendlerbewegungen etc.)¹²⁵ betrieben, sondern in Anlehnung an Sieverts nach „„Feldern‘ unterschiedlicher Nutzungen, Bebauungsformen und Topographien [...], [die] sowohl städtische als auch ländliche Eigenschaften [haben]“, gesucht (1997: 14). Suburbane Räume als Phänotyp (Sieverts/Koch/Stein et al. 2005: 33, 155) weisen beschreibbare, aber nicht abschließend definierbare Eigenschaften auf, sind räumlich nicht scharf abzugrenzen, aber unterscheiden sich von anderen Elementen der Stadtregion. Es lassen sich also typische (raum-zeitliche) Strukturen erkennen (wie Einfamilienhausgebiete, Gewerbegebiete am Rand, Reste von Dörfern), die diese Räume und/oder Teilräume (z. B. auch auf der Innenseite des Stadtrands, Neubaugebiete, Gartenstädte) als (potenziell) suburban charakterisieren.¹²⁶

Aus forschungspraktischen Gründen, die sich in dem mehrstufigen Forschungsdesign mit intensiver Feldphase widerspiegeln (Kap. 3), habe ich Untersuchungsräume in der Region Hannover¹²⁷, in räumlicher Nähe zu meinem Arbeitsort, gewählt. Um die Suche zu vereinfachen, bin ich von der administrativen Stadtgrenze Hannovers ausgegangen.¹²⁸ Darauf aufbauend

124 In diesem Sinne entspricht die Abgrenzung einem administrativ territorial-abgegrenzten Gebiet (Erdraumausschnitt) der sichtbaren materiellen Welt bzw. eines „Containers“, in den alles Materielle eingebettet ist (Weichhart 2008: 78).

125 Wie bspw. bei den BBSR-Großstadtregionen (Teil A, Kap. 1.1).

126 Eine These, die durch die erhobene Sichtweise der Bewohner ggf. bestätigt und/oder widerlegt werden kann, da nur diese Experten ihrer Lebenswelt sind.

127 „Die Region Hannover ist im Jahr 2001 aus dem Zusammenschluss des Landkreises Hannover und des Kommunalverbandes Großraum Hannover hervorgegangen und bündelt als Gebietskörperschaft die Leistungen der Daseinsvorsorge für 1,2 Millionen Einwohnerinnen und Einwohner in 21 Städten und Gemeinden – die Landeshauptstadt Hannover eingeschlossen“ (<https://www.hannover.de/Leben-in-der-Region-Hannover/Verwaltungs-Kommunen/Die-Verwaltung-der-Region-Hannover/Stellt-sich-vor>, letzter Abruf: Juli 2020). Das Instrument „Region Hannover“ kann konsensual (über das Regionale Raumordnungsprogramm RROP) Zersiedlungstendenzen vermeiden und Wachstum entlang von festgelegten Entwicklungsachsen (z. B. des ÖPNV-Schienenetzes) lenken und steuern.

128 Diese Vorgehensweise stellt einen forschungspraktischen Rückgriff auf die administrative Stadtgrenze als Unterscheidungsmerkmal von Stadt und Umland dar, wengleich diese in erster Linie einen politischen Beschluss widerspiegelt. Empirisch konnte bereits nachge-

erfolgte die Gebietsfestlegung sukzessive. In einem ersten Schritt habe ich mir mittels Luftbildanalyse einen Überblick über die Region Hannover verschafft und über die beschriebenen „Felder“ (Sieverts 1997: 14) eine Vorauswahl möglicher Untersuchungsräume getroffen. Aufgrund der Standortverwertung (funktionalen und baulichen Anreicherung und Heterogenisierung) vieler suburbaner Räume, sind reine Wohngebiete bei der Suche nicht weiter berücksichtigt worden. Im zweiten Schritt fand ein Austausch mit dem ehemaligen Dezernenten für Umwelt, Planung und Bauen der Region Hannover und Erstem Regionsrat der Region Hannover Prof. Dr. Axel Priebis statt, der mich mit seiner praktischen Kenntnis vom „Feld“ und fachlichen Expertise bei der räumlichen Zuspitzung meiner Auswahl unterstützt hat. Darauf aufbauend habe ich im dritten Schritt mehr als 20 Exkursionen in die verbliebenen, vorselektierten suburbanen Räume gemacht mit dem Ziel, die Auswahl „authentischer“ (phänomenologisch-lebensweltlicher) zu machen. Schließlich standen vier „geeignete“ Räume für die Untersuchung zur Auswahl, über die ich mit den hiesigen Planungsamtsleitern gesprochen habe (Schritt vier). Da nicht in allen Standorten eine Unterstützung (z. B. durch die Bereitstellung von Unterlagen oder freies wissenschaftliches Arbeiten vor Ort) in Aussicht gestellt werden konnte, habe ich mich schließlich für die Untersuchungsräume Altwarmbüchen in der Gemeinde Isernhagen und Hemmingen-Westerfeld in der Stadt Hemmingen entschieden.

Beide Untersuchungsräume liegen im Übergangsbereich nordöstlich bzw. südwestlich der Stadt Hannover (im ersten Ring der Region Hannover). Sie „teilen“ sich die administrative Stadtgrenze bzw. werden durch diese voneinander „getrennt“. Beide Untersuchungsräume sind als Grundzentren zur Deckung des alltäglichen Bedarfs, der Grund- und Nahversorgung, ausgewiesen (definiert als „zentrale Siedlungsgebiete“ nach den Vorgaben des RROP 2016: 27) (Karte 2). Beide Untersuchungsräume sind in der Nachkriegszeit planmäßig entwickelt worden. Neben einem Dorfkern im östlichen, sind Gewerbeflächen im westlichen Gebietsbereich vorhanden, die nicht unmittelbar in den Ort integriert sind. Die Gemeinde Isernhagen hat rd.

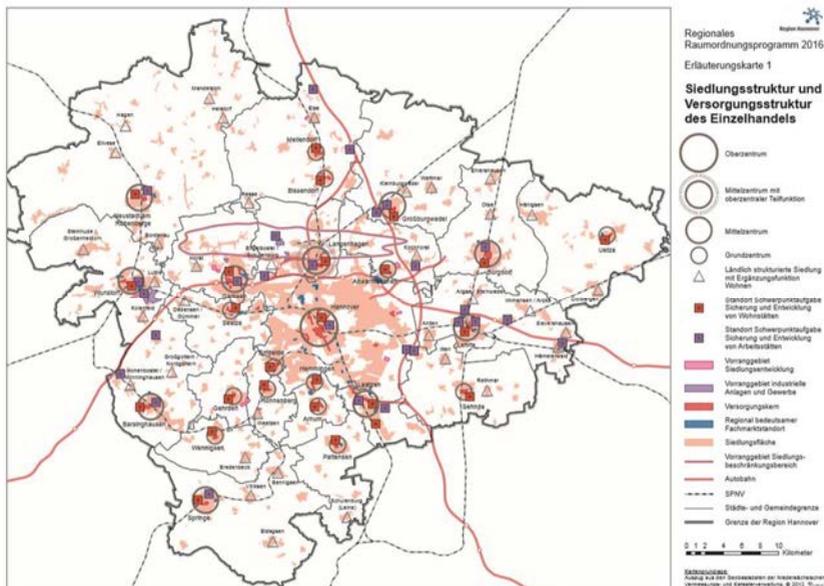
wiesen werden, dass die administrative Grenze kein Kriterium von Suburbanisierungsprozessen ist (z. B. Frank 2011, 2014a, 2014b, 2018).

24.200 Einwohner (LSN 2017)¹²⁹, die Stadt Hemmingen rd. 18.900 Einwohner (LSN 2017). Der Verwaltungssitz und zentrale Funktionen liegen in den Untersuchungsorten Altwarmbüchen mit rd. 9.000 bzw. Hemmingen-Westerfeld mit rd. 7.000 Einwohnern (HOR*st 2017)¹³⁰. Entsprechend ihrer Zuordnung im Regionalen Raumordnungsprogramm RROP 2016 verfügen beide Orte über eine äquivalente infrastrukturelle Grundausstattung (in den Bereichen Bildung, Sport und Freizeit, Gesundheit und Einzelhandel, aber auch mit Behörden) sowie vergleichbare Verkehrsanbindungen an die Landeshauptstadt Hannover. Die Zusammenlegung der je sieben Orts-/Stadtteile der Gemeinde Isernhagen bzw. der Stadt Hemmingen beruht auf dem Gesetz zur kommunalen Neugliederung im Raum Hannover vom 11.02.1974, erlassen durch den Landtag des Landes Niedersachsen (Koberg 1984: 5). Über den künstlichen Zusammenschluss wurden die Orts- bzw. Stadtteile formal miteinander verbunden, obwohl ihre Entwicklung und phänotypische Ausprägung stark variiert, z. B. hinsichtlich ihrer Eigenart (eher städtisch vs. dörflich) und landschaftlichen Prägung (eher dicht vs. locker bebaut), ihrer Bautypologie (Einfamilienhäuser, Reihenhäuser, Geschosswohnungsbauten vs. Fachwerkhäuser, Bauernhöfe), ihrer Größe (bezogen auf die Fläche und Einwohnerzahl) und Lage (angebunden vs. isoliert im Grünen). Mit der Beschränkung der Untersuchung auf die Auswahl der „Hauptzentren“ (Altwarmbüchen und Hemmingen-Westerfeld) der Gemeinde bzw. der Stadt habe ich einen Betrachtungsmaßstab gewählt, der nur „feld-kongruente“ Lebenswelten einschließt.

129 Landesamt für Statistik Niedersachsen: <https://www.statistik.niedersachsen.de> (letzter Abruf: Juli 2020).

130 HOR*st, Hannoversche Online Regionsstatistik, bereitgestellt von der Region Hannover, Team Regionalplanung aus dem Jahr 2017.

Zum Zeitpunkt der Abfrage waren keine aktuelleren Statistiken verfügbar; Kenndaten auf Orts-/Stadtteilebene werden oftmals nicht erhoben. Da die Erhebung darauf abzielt zu erfahren, wie die Bewohnerschaft ihre Umgebung wahrnimmt und nutzt, kommt der statistischen Raumbeschreibung nur ein informierender Stellenwert zu. Zudem liegen für die zwei Untersuchungsgebiete z. T. unterschiedliche Sekundärquellen vor, die eine direkte Vergleichbarkeit erschweren.



Karte 2: Thematische Karte zur „Siedlungsstruktur und Versorgungsstruktur des Einzelhandels“ in der Region Hannover. Quelle: RROP 2016

Die Auswahl strukturell ähnlicher Untersuchungsgebiete erfolgte vor dem Hintergrund einer allgemein unzureichenden empirischen Datenlage für Suburbanisierungsgemeinden in Deutschland. Vergleichbare qualitative Daten hat bislang nur Menzl (2007) erhoben. Sein Untersuchungsgebiet lag 20 km entfernt von der Kernstadt Hamburgs im 2. Ring der Stadtregion.¹³¹ Diese Daten möchte ich mit meiner Erhebung ergänzen. Daneben zielt die Auswahl auf eine Gegenüberstellung zur „internen Validierung“ ab, weshalb keine kontrastierenden Gebiete ausgewählt worden sind. Im Fokus steht die Relativierung sowie Spezifizierung der Untersuchungsergebnisse hinsichtlich der Frage, ob in strukturell ähnlichen Gebieten ähnliche Lebenswelten konstruiert werden (und wenn nicht, woran dies liegt). Altwarmbüchen und

131 Mit Bezug auf die Studie des BMVBS 2013 ist dieser Raum hinsichtlich seiner baulichen, siedlungsstrukturellen, ökonomischen und soziodemographischen Entwicklung einem anderen Typ zuzuordnen. Zudem hat Menzl die gesamte Gemeinde Henstedt-Ulzburg in seine Untersuchung einbezogen, darunter auch dörflich geprägte Ortsteile (2007: 61 ff.).

Hemmingen-Westerfeld werden hiernach universalisierend und variationenfindend gegenübergestellt.¹³² Ein universalisierender Vergleich zeigt, dass „spezifische Phänomene immer nach den gleichen Schemata bzw. Mechanismen funktionieren und daher strukturelle Rückschlüsse ermöglichen“ (Vogelpohl 2013: 64). Beim Variationenfinden geht es darum, die Graduierungen des Phänomens, d. h. die Variationen (in Art und Intensität) innerhalb der Gemeinsamkeit, herauszustellen (ebd.: 64). Zur Einordnung der Untersuchungsergebnisse werden sowohl die Suburbia-Studie von Menzl (2007) als auch empirische Studien mit Schwerpunkt auf städtischen und/oder ländlichen Räume herangezogen (z. B. Wirth 1938; Fischer 1982; Schneider/Spellerberg 1999; Spellerberg 2006; Otte/Baur 2008¹³³; Spellerberg 2014). Da die Auswahl der Untersuchungsräume exemplarisch ist, spiegeln diese „nur“ einen Typ suburbaner Räume wider, weshalb die gewonnenen Untersuchungsergebnisse nicht ohne Weiteres auf andere suburbane Räume übertragbar sind. Da auch die Fülle und Komplexität suburbaner Raumtypisierungen (je nach Studie, Definition und Abgrenzung, Teil A, Kap. 1.1.) in dieser Arbeit weder zeitlich noch räumlich abgebildet werden kann, fokussiere ich mich mittels Intensivanalyse auf die zwei gewählten Räume in ihrer strukturellen Ähnlichkeit und (als ähnlich angenommenen) Konstruktionsweise. Die Gegenüberstellung soll also zeigen, was verallgemeinerbar und was einzigartig in den Untersuchungsräumen ist.

132 Die theoretische Herleitung der Komparation beruht auf einer Typisierung nach Tilly (1984).

133 Dass es generell (zu) wenig Arbeiten gibt, die räumliche Variationen in Hinblick auf Lebensstil, Lebensführung und Lebensweisen berücksichtigen, stellten 2008 bereits Otte/Baur heraus, was die Einordnung meiner Ergebnisse in einen (v. a. aktuellen und auf Deutschland bezogenen) empirisch fundierten Kontext erschwert.

6.2 Profile der Untersuchungsräume

Altwarmbüchen



Abbildung 20: Altwarmbüchen in den 1970er-Jahren und heute: Wohnpark (o.), Blocksberg-siedlung (u.). Quellen: Koberg 1984: 85, 89; A. Göb

Altwarmbüchen, der mit 9.091 Einwohnern¹³⁴ bevölkerungsreichste Ortsteil der Gemeinde Isernhagen, grenzt im Nordosten unmittelbar an das Stadtgebiet Hannovers an (Abb. 20). Der Siedlungsbereich auf einer Fläche von ca. 8,47 km²¹³⁵ liegt an seiner äußersten Stelle weniger als 15 km von der Landeshauptstadt entfernt. 54 % der Flächen des Ortsteils entfallen auf die Nutzungen Landwirtschaft, Wald, sonstige Vegetation sowie den Altwarmbüchener See, 10 % auf Gewerbe sowie Industrie und 17 % sind als Wohnbauflächen ausgewiesen (die verbleibenden 19 % verteilen sich auf Nutzungen

134 Einwohnermelderegister, Stand: 30.06.2017.

135 <https://www.isernhagen.de/Wohnen-und-Wirtschaft/Wirtschaft/Zahlen-und-Fakten> (letzter Abruf: Juli 2020).

besonderer funktionaler Prägung, Verkehr und Sport- wie Erholungsflächen).¹³⁶ Im Zuge der Verwaltungs- und Gebietsreform zur kommunalen Neugliederung wurde am 01. März 1974 aus den bis dahin selbständigen Gemeinden Altwarmbüchen, Kirchhorst und Neuwarmbüchen sowie den vier Isernhagen-Dörfern die neue Gemeinde Warmbüchen gebildet, die am 01. Juni 1975 den Namen Isernhagen erhielt (Koberg 1984: 5). Seit dem Zusammenschluss stellt Altwarmbüchen den Sitz der Gemeinde und das (Verwaltungs-) Zentrum der Orte Kirchhorst (3.229 Einwohner), Neuwarmbüchen (2.683 Einwohner) und für die Bauerschaften Isernhagen K. B. (1.673 Einwohner), H. B. (4.118 Einwohner), f. B. (1.483 Einwohner) und N. B. (2.843 Einwohner) dar.¹³⁷

Altwarmbüchen ist eingebunden in das übergeordnete Verkehrsnetz Hannovers. Neben der Anbindung an die Nord-Süd- (A7) und Ost-West-Autobahn (A2) sowie an die BAB A37 Celle-Hannover-Messe, ist auch der Flughafen Hannover nur 13 km von der Ortschaft entfernt. Seit 2006 liegt der Endhaltepunkt der Stadtbahnlinie 3 in Altwarmbüchen (mit 26 Minuten Fahrtzeit bis Hannover). Die Binnenerschließung und Verbindung mit den anderen Ortschaften und umliegenden Gemeinden erfolgt über zwei Kreisstraßen sowie Busse (6 Linien, darunter ein Nachtbus und das Angebot für Anrufsammeltaxen) des Großraum-Verkehrs Hannover (GVH). Dem Ortsteil kommt nach dem Regionalen Raumordnungsprogramm der Region Hannover RROP 2016 die Funktion eines Grundzentrums mit einer „Schwerpunktaufgabe zur Sicherung und Entwicklung von Wohnstätten“ (mit einem Vorranggebiet Siedlungsentwicklung im Bereich des jetzigen Neubaugebietes Wietzeau im Nordosten, der Endhaltestelle der Stadtbahn) mit Versorgungszentrum im Siedlungskern zu (RROP 2016: 20). Das RROP 2016 weist dem Ort einen regional bedeutsamen Fachmarktstandort zu, der an bzw. z. T. auf der Stadtgrenze Hannovers liegt (das A2 Center belegt Flächen zu beiden Seiten der Grenze), durch Gewerbe und großflächigen Einzelhandel geprägt ist und von der Lagegunst am Autobahnkreuz 46 Hannover-Lahe profitiert. Von den insgesamt 21.951 sozialversicherungspflichtig Beschäftigten in Isernhagen im Jahr 2016 arbeiteten 10.574 am Wohnort, 10.010 am Arbeitsort (bei 1.367

136 Amtliches Topographisch-Kartographisches Informationssystem (ATKIS).

137 <https://www.isernhagen.de/Wohnen-und-Wirtschaft/Wirtschaft/Zahlen-und-Fakten/> (letzter Abruf: Juli 2020).

Personen fallen Wohn- und Arbeitsort zusammen) bei 8.639 Ein- und 6.942 Auspendlern im gleichen Jahr.¹³⁸

Altwarmbüchen verfügt über vier Kindertagesstätten, eine Grundschule, eine Integrierte Gesamtschule (IGS) mit gymnasialem Zweig, eine Realschule und eine Hauptschule (die in Kürze geschlossen und in die IGS integriert werden). Neben Jungendtreffs, Spiel- und Bolzplätzen werden auch Ferienprogramme für Kinder angeboten (im Rahmen der Jugendpflege). Es gibt eine Volkshochschule (Ostkreis Hannover), eine Bücherei sowie eine Begegnungsstätte, eine evangelische und eine katholische Kirchengemeinde. Zahlreiche Vereine wie der TUS Altwarmbüchen 1954 e. V. ermöglichen ein vielfältiges Sport- und Freizeitangebot, das durch ein Hallenbad, einen Badensee, Rad- und Wanderwege sowie Fitnessstudios ergänzt wird. Heimat-, Schützen- und Reitvereine befinden sich nur in den Bauerschaften. Dafür vervollständigen eine Freiwillige Feuerwehr, soziale Institutionen (zu den Themen „Familie“, „Integration von Flüchtlingen“, „Prävention“), diverse (Fach-)Ärzte, ein Seniorenheim und Seniorentreffen das Infrastrukturangebot. Zur Wahrung der örtlichen Belange gibt es einen Ortsrat, der politikberatend bzw. -entscheidend agiert. Dieser muss bei allen wichtigen Fragen, die die Ortsentwicklung betreffen, gehört werden (z. B. Investitionsvorhaben, Flächennutzungsplanänderungen, Umwidmung öffentlicher Einrichtungen) und wird durch einen Ortsbürgermeister repräsentiert. Der Frauen- und Männeranteil ist in Altwarmbüchen ausgeglichen (51 % zu 49 %). Von den Bewohnern haben 28 % einen Migrationshintergrund bei einem Ausländeranteil von 11 %.¹³⁹ Rd. 20 % der Bewohner verteilen sich jeweils auf die Altersgruppen 30 bis 49 Jahre, 45 bis 59 Jahre und 60 bis 74 Jahre, rd. 15 % sind jeweils unter 18 Jahre sowie über 75 Jahre alt. Diese Anteile haben sich im Zeitraum zwischen 2007 und 2017 kaum verändert. Der natürliche Bevölkerungssaldo lag 2016 bei -25 (79 Geburten, 104 Sterbefälle) und hat sich in den letzten zehn Jahren verfünffacht. Durch die Zuzüge außerhalb und aus der Region (+206 im Jahr 2016 – bei einem Null-Saldo innergemeindlicher Zu- und Fortzügen) ist die Bewohnerentwicklung positiv und seit 2007 um 7 % angestiegen.¹⁴⁰

138 HOR*st 31.12.2016.

139 HOR*st 30.06.2017.

140 HOR*st 31.12.2016.

Zu dieser anhaltend positiven Bevölkerungsentwicklung hat die kontinuierliche Entwicklung des ehemaligen bäuerlichen Dorfs zu einer „Kleinstadt“ mit entsprechenden Infrastruktureinrichtungen beigetragen. Die planmäßige Anlage begann in den 1960er-Jahren als Entlastungsstandort für die Stadt Hannover, die zwar im Wiederaufbau war, aber nur unzureichend Wohnraum für ihre Bewohner bereitstellen konnte. In einem der ersten Bebauungspläne Altwarmbüchens, Nr. 3 „Füllenfeld II“, steht in der Begründung: „Altwarmbüchen ist eine aufstrebende Gemeinde im Umland der Hauptstadt Hannover. Neben der Befriedigung eines erheblichen Eigenbedarfs erscheint es wünschenswert, die ungewöhnlich große Zahl der Auspendler des Kreises Burgdorf, die in der Hauptstadt Hannover ihren Arbeitsplatz gefunden haben, in größerer Nähe zu diesem Arbeitsplatz anzusiedeln. Die landschaftlich schöne Lage des neu zu erschließenden Ortsteils ist selbstverständlich auch für die Einwohner der Hauptstadt Hannover nicht ohne Reiz. Geplant ist die Errichtung von rund 670 Wohnungen.“ Bei diesem Baugebiet im Zentrum Altwarmbüchens (nördlich der Bothfelder Straße) handelt es sich um eines der ersten entwickelten Gebiete, den sog. Wohnpark I („Engelhardt-Häuser“). Die lockere Bauweise aus L-förmig angeordneten Wohnzeilen (drei bis acht Geschosse) bildet halb-geschlossene Grünflächen, die den Charakter von Innenhöfen annehmen. Die Erweiterung des Wohnparks II in den frühen 1970er-Jahren grenzt sich morphologisch durch die engere Bebauung und gestalterisch durch die gelben Klinkerfassaden ab. Die erste kleinere Erweiterung des Wohnparks (1967 Bebauungsplan Nr. 7 „Neue Heimat“) verwies in der Begründung des Bebauungsplans bereits auf die Absicht der Planer, dass „neben den im Bau befindlichen zahlreichen Eigentumswohnungen im „Füllenfeld II“, die Erstellung von ausreichenden Mietwohnungen in steigendem Maße erforderlich [ist], um den im Gewerbegebiet geschaffenen Arbeitsplätzen in genügender Zahl Wohnungen zuzuordnen.“¹⁴¹ Ausgehend von diesem zentralen Bereich, zu dem auch ein Quartier mit Siedlungshäusern (mit über 1.000 m² großen Grundstücken zur Selbstversorgung) zählt, wuchs Altwarmbüchen fortan sukzessive, nahezu konzentrisch von innen nach außen an das „Altdorf“ im Osten heran. Mit dem Neubaugebiet „Wietzeau II“ (im Nordosten befindliches Gebiet, das derzeit entwickelt

141 Entspricht dem städtebaulichen Leitbild der kurzen Wege und weist auf eine eigenständige Entwicklung der Arbeitsplatz- und Wohnraumversorgung in enger Verzahnung hin.

wird) wird die Wohnbauentwicklung zum Schutz des angrenzenden Natur- und Freiraums (vermutlich) ihr Ende finden. Auch die Gewerbegebietentwicklung, die parallel zur Wohnbauentwicklung vollzogen wurde (Baubeginn Ende der 1960er-Jahre mit Erweiterungen und Änderungen in den 1990er- und 2000er-Jahren), ist aufgrund fehlender Flächenpotenziale mittlerweile abgeschlossen.

Die regionalplanerischen Zielvorstellungen der 1960er-Jahre sahen für Altwarmbüchen eine Entwicklung zur Trabantenstadt vor (wie in den Städten Laatzen und Garbsen der Region Hannover), die mit abnehmendem Siedlungsdruck aus der Landeshauptstadt verworfen wurde (Koberg 1984: 88). Zu den historischen Entwicklungsimpulsen Altwarmbüchens zählt der Bau der Kunststraße 1779 von Hannover nach Celle für die Reit- und Fahrpost und der Bau der Ziegelei mit Stilllegung 1914 (Revitalisierung des Gebiets zum Wohngebiet „Seerosenviertel“ Ende der 1980er-Jahre) sowie die Anlage der Autobahn Berlin-Ruhrgebiet 1935, der Nord-Süd-Autobahn 1962 wie auch der Moorautobahn 1982 (A37), welche die beiden anderen Autobahnen über ein Kreuzungsbauwerk zu einem System zusammenschließt (ebd.: 94). Weil Altwarmbüchen 1974 als Ortszentrum schon so ausgestattet war, dass es alle Funktionen für alle Gemeindeteile übernehmen konnte, ist in der Zielplanung der Gemeinde Isernhagen Altwarmbüchen zum Zentrum mit vielen übergeordneten Funktionen ernannt worden (unter Kritik der Bauerschaften) (ebd.: 99). Die Entwicklung des sog. Gemeindezentrums mit Markt- und Begegnungsplatz begann 1982 räumlich konzentriert um ein Büro- und Geschäftshaus, welches das Rathaus, die Post, Polizei, aber auch Arztpraxen und Einzelhandelsgeschäfte beherbergt und heute immer noch zahlreiche Versorgungsfunktionen erfüllt. Aber „territoriale Neuordnungen, wie sie das Hannoversgesetz geschaffen hat, ziehen nicht automatisch ein Gemeinschaftsgefühl nach sich. [...] Vor der Verwaltungs- und Gebietsreform haben nicht wenige Bürger erbittert gegen die Neuordnung opponiert. [...] Das für jeden Ortsteil typische Eigenleben wurde zur behutsamen Erhaltung als Aufgabe den Ortsräten zugewiesen. Es ist ein wichtiger Bestandteil des Begriffs Heimat. Dazu gehört, daß die alten Namen und Wappen¹⁴² nicht verschwinden dürfen“ (Koberg 1984: 104). Auf diesen „Kompromiss“ verweist die Bei-

142 Im Wappen stehen die Lilien für Alt- und Neuwarmbüchen sowie Kirchhorst, die vier Hufeisen für die Bauerschaften, die durch die Wietze getrennt werden.

behaltung der Bezeichnung Gemeinde (statt Stadt) zum Stolz der „Dörf[l]er“, die nie angestrebt hatten, sich weiterzuentwickeln (ebd.: 103).

Hemmingen-Westerfeld



Abbildung 21: Hemmingen-Westerfeld in den 1970er-Jahren und heute: Punkthochhäuser um den Rathausplatz. Quellen: Zehnpfennigs, A. Göb

Hemmingen-Westerfeld, der mit 6.935 Einwohnern¹⁴³ zweitbevölkerungsreichste Ortsteil der Stadt Hemmingen, grenzt im Südwesten unmittelbar an das Stadtgebiet Hannovers an (Abb. 21). Der Siedlungsbereich auf einer Fläche von ca. 5,32 km²¹⁴⁴ liegt an seiner äußersten Stelle weniger als 10 km von der Landeshauptstadt entfernt. 57 % der Flächen des Stadtteils entfallen auf die Nutzungen Landwirtschaft, Wald, sonstige Vegetation sowie Kies- teiche, 6 % auf Gewerbe sowie Industrie und 28 % sind als Wohnbauflächen ausgewiesen (die verbleibenden 9 % verteilen sich auf Nutzungen besonderer funktionaler Prägung, Verkehr und Sport- wie Erholungsflächen).¹⁴⁵ Im Zuge der Verwaltungs- und Gebietsreform wurde am 01. März 1974 Hemmingen-Westerfeld in die neue Gemeinde Hemmingen eingegliedert und am 01. März 1999 zur Stadt Hemmingen ernannt. Seit der kommunalen Neugliederung stellt Hemmingen-Westerfeld den Sitz der Gemeinde und das

143 Einwohnermelderegister, Stand: 30.06.2017.

144 <https://www.stadthemmingen.de/portal/suche.html?suchbegriff=neub%C3%BCrgerbrosch%C3%BCre&x=0&y=0#> (letzter Abruf: Juli 2020).

145 Amtliches Topographisch-Kartographisches Informationssystem (ATKIS).

(Verwaltungs-)Zentrum der Orte Arnum (7.135 Einwohner), Devese (1.507 Einwohner), Harkenbleck (974 Einwohner), Hiddestorf (1.447 Einwohner), Ohlendorf (220 Einwohner) und Wilkenburg (932 Einwohner) dar.¹⁴⁶

Hemmingen-Westerfeld ist über die Nord-Süd-Achse B3 (Hannover-Göttingen) verkehrlich an Hannover angebunden. Die noch im Bau befindliche Ortsumgehung soll die Hauptverkehrsstraße entlasten, die hiernach durch den Aus- und Umbau für den Stadtbahnanschluss aufgewertet wird (Baubeginn voraussichtlich 2020). Die Binnenerschließung und Verbindung mit den anderen Stadtteilen und umliegenden Gemeinden erfolgt über eine Landesstraße und sechs Kreisstraßen sowie Busse (5 Linien inklusive eines Nachtbusses) des Großraum-Verkehrs Hannover (GVH). Dem Ortsteil kommt nach dem Regionalen Raumordnungsprogramm der Region Hannover RROP 2016 die Funktion eines Grundzentrums (wie auch dem Stadtteil Arnum) mit der Schwerpunktaufgabe „Sicherung und Entwicklung von Wohnstätten“ mit einem Versorgungszentrum im Siedlungskern zu (RROP 2016: 20). Das RROP 2016 weist dem Ort einen regional bedeutsamen Fachmarktstandort zu, der mit großflächigem Einzelhandel westlich der B3 im Gewerbegebiet liegt. Von den insgesamt 12.909 sozialversicherungspflichtig Beschäftigten in Hemmingen im Jahr 2016 arbeiteten 8.307 am Wohnort, 3.766 am Arbeitsort (bei 836 Personen fallen Wohn- und Arbeitsort zusammen) bei 2.927 Ein- und 5.674 Auspendlern im gleichen Jahr.¹⁴⁷

Hemmingen-Westerfeld verfügt über drei städtische Kindertagesstätten und eine private Kita, eine Grundschule, eine Kooperative Gesamtschule (KGS) mit den Schulzweigen Haupt-, Realschule und Gymnasium, mit übergreifenden Fächern und Projekten sowie einer Ganztagsbetreuung. Neben einem Jugendkulturhaus, Räumen für Jugendliche und Jugendtreffs, Spiel- und Bolzplätzen, werden auch Ferienprogramme für Kinder angeboten (im Rahmen der Jugendpflege). Es gibt VHS-Kurse, eine Bücherei, eine Musikschule, eine evangelische und eine katholische Kirchengemeinde. Zahlreiche Vereine wie der SC Hemmingen e. V. ermöglichen ein vielfältiges Sport- und Freizeitangebot, das durch ein Hallenbad mit Sauna und ein (Strand-)Freibad ergänzt wird. Eine Freiwillige Feuerwehr, ein Seniorenheim, aber auch Selbsthilfe-

146 <https://www.stadthemmingen.de/portal/suche.html?suchbegriff=neub%C3%BCrgerbrosch%C3%BCre&x=0&y=0#> (letzter Abruf: Juli 2020).

147 HOR*st 31.12.2016.

gruppen (z. B. Nachbarn helfen Nachbarn) und diverse (Fach-)Ärzte vervollständigen das Infrastrukturangebot. Einen Ortsrat gibt es in der Stadt nicht, dafür aber einen Seniorenbeirat. Der Frauen- und Männeranteil ist in Hemmingen-Westerfeld ausgeglichen (52 % zu 48 %). Von den Bewohnern haben 21 % einen Migrationshintergrund bei einem Ausländeranteil von 11 %.¹⁴⁸ Rd. 30 % der Bewohner sind bis 29 Jahre alt und zwischen 45 und 74 Jahre alt, rd. 20 % sind zwischen 30 und 44 Jahre und über 75 Jahre alt¹⁴⁹. Diese Anteile haben sich im Zeitraum zwischen 2007 und 2017 kaum verändert. Der natürliche Bevölkerungssaldo lag 2016 bei -37 (55 Geburten, 92 Sterbefälle) und entspricht dem Wert aus dem Jahr 2007, der sich bis 2011 zunächst verdoppelt hat und seither wieder gesunken ist. Durch die Zuzüge außerhalb und aus der Region (+121 im Jahr 2016 – bei annäherndem Null-Saldo innergemeindlicher Zu- und Fortzügen) ist die Bewohnerentwicklung leicht positiv. Während zwischen 2007 und 2011 das Wachstum stagnierte, stieg es seitdem kontinuierlich um 4 % an.¹⁵⁰ Die Gemeinde geht für die Zukunft aber davon aus, dass der demographische Wandel (Bevölkerungsrückgang bei gleichzeitiger Alterung) sich erheblich (negativ) auf die Bewohnerentwicklung auswirken wird und nicht durch Wohngebietsausweisungen für Familien mit Kindern aufgefangen werden kann, da hierfür keine Flächen zur Verfügung stehen, obwohl die „Nachfrage nach Baugrundstücken im Speckgürtel der Stadt Hannover erheblich ist“ (ISEK Vorentwurf 2017: 22).

Die kontinuierliche, planmäßige Entwicklung des ehemaligen Dorfes verlief in zwei Phasen: Zwischen 1935 und 1939 fand eine erste städtebauliche Entwicklung zwischen dem im Südosten befindlichen Quartier „Altes Dorf“ und der Bundesstraße 3 unter dem Namen „Siedlung Westerfeld“ statt (Neubürgerbroschüre 2011: 6 f.). Seit 1956 folgten zahlreiche bauliche Erweiterungen, die als Entwicklungsmaßnahme durch den Rat und den Gemeindevorstand zunächst im zentralen Bereich, östlich der B3, umgesetzt wurden. Von 1958 bis 1962 entstand auf 18 ha der Bereich „Ortsmitte“ mit fast 400 Eigenheimen und 300 Mietwohnungen in 3- und 7-stöckigen Gebäuden. Die Arbeit des Architekten Peter Delleman, der für die Niedersächsische Heim-

148 HOR*st 30.06.2017.

149 HOR*st 30.06.2017.

150 HOR*st 31.12.2016.

stätte das „Demonstrativbauvorhaben“ errichtete, ist gekennzeichnet durch acht Punkthochhäuser, die das „Skelett“ bilden, sowie dazwischenliegende Reihenhäuser in dichter, gleichförmiger Gestaltung mit Garten und Abstandsgrün, fußläufigen und autofreien Erschließungswegen (dafür mit Garagenzeilen an den Straßenenden) als beliebtester Wohnform dieser Zeit (Wersch 2005: 129). Die Bebauung schließt das „Einkaufszentrum“ als deren Mitte ein, das mit Geschäften zur täglichen Versorgung ausgestattet war und teilweise heute noch ist. Mit der ev.-luth. Kirche und dem Rathaus bildete dieses „Zentrum“ auch räumlich den Ortsmittelpunkt von Hemmingen-Westerfeld (Neubürgerbroschüre 2011: 8). Geschützt wird das „Demonstrativbauvorhaben“ nicht (z. B. via Gestaltungssatzung), da die Gemeindeverwaltung einer Weiterentwicklung des Gebietes, d. h. den Anpassungsbedarfen an moderne Wohn- und Lebensformen, nicht im Wege stehen will. Die sukzessive Siedlungserweiterung erfolgte auch über Quartierserschließungen mit „neuartigen“ Wohnformen wie Gartenhof- und Terrassenhäusern (wie im Siecum, an der Börrie oder im Baumgarten in den 1970er- bis 1980er-Jahren) sowie durch den Bau einer Wohnsiedlung mit ineinander verschachtelten vierstöckigen Gebäudezeilen und begrünten Innenhöfen zwischen der Berliner Straße und der B3. Das letzte größere Neubaugebiet wurde Ende der 1990er-Jahre entwickelt und befindet sich am südöstlichen Siedlungsrand. Aufgrund der Ausweisung als Vorranggebiet Hochwasserschutz im RROP 2016 sind der Entwicklung Hemmingen-Westerfelds erhebliche Grenzen gesetzt.

Zusätzlich wirkt sich die von Defiziten und einer steigenden Verschuldung beeinflusste Haushaltsslage restriktiv auf die Handlungsspielräume der Stadt aus. Zur Standortstärkung wurde daher ein integriertes städtebauliches Entwicklungskonzept (ISEK) in Auftrag gegeben, das als Rahmenplanung „das Profil der Stadt sichtbar, planbar und erfahrbar“ machen soll (ISEK Vorentwurf 2017: 19 f.). Die „innovative“ Entwicklung Hemmingen-Westerfelds wurde bereits im Jahr 2003 mit dem Neubau des Rathausplatzes eingeläutet. Durch Revitalisierungsmaßnahmen wurde die Versorgungslage im Zentrum erheblich verbessert und veränderten Nutzungsansprüchen angepasst. Neben der Etablierung eines Wochenmarktes wird über die Ansiedlung von Gastronomie der Versuch unternommen, dem Platz einen „städtischen Charakter“ zu geben und diesen zu beleben (ebd.: 54). Zur nachhaltigen Gestaltung der Zukunft hat sich die Stadt bereits in den 1990er-Jahren dazu entschlossen,

Verantwortung und eine Vorbildfunktion zu übernehmen. Dieses Vorhaben drückt sich in dem Leitbild „Stadt Hemmingen, familienfreundlich im Grünen“¹⁵¹ aus, in der städtischen Beteiligung am Klimaschutzaktionsprogramm zur Verringerung des CO₂-Ausstoßes sowie in weiteren Förderprogrammen zur Unterstützung von Kindern, Privatleuten, Unternehmen, aber auch zur Erhaltung und Pflege der naturräumlichen Qualität des Standorts (z. B. auch durch Verringerung der Versiegelung und der Einrichtung eines Stadtparks).

6.3 Selbstdarstellung der Untersuchungsräume

Die Gemeinde Isernhagen

Mit der Überschrift „Wohnen – sich wohlfühlen ...“¹⁵² leitet die Gemeinde Isernhagen ihre Selbstbeschreibung auf der Homepage ein. Der Fokus der Illustration liegt auf der Wohnfunktion des Standortes und kündigt über die Pause (Gedankenstrich) das Wohlgefühl an, das mit dieser funktionalen Ausrichtung einhergehen soll. Was weiter folgen kann, soll offenbleiben (Auslassungspunkte). Die Zeile bietet eine Lesart an, die dem (potenziellen) Bewohner ermöglicht, eigene positive Eigenschaften mit dem Wohnort zu verknüpfen oder aber zeigt die Ratlosigkeit des Textproduzenten, dem nichts Konkretes einfällt, was den Ort auszeichnet. Bei der folgenden Spezifizierung erhält der Leser eine Lage- und Eigenschaftsbeschreibung mit den Worten „am Rande von Hannover“ und „keine Stadt und doch kein Dorf“. Indem die Pole negiert werden, aber ein (sich unterordnender) Bezug zu Hannover hergestellt wird, versucht man den Ort, der nichts substantiell Eigenes darzustellen scheint, in seiner Unbestimmtheit interessant zu machen und den Lesern eine Option – weder Stadt noch Dorf – bieten zu wollen. In Anführungszeichen gesetzt wird die Gemeinde nun (selbstabwertend) als grünes „Zwischending“ beschrieben mit distinktem „Flair“ von Ländlichkeit, „wieherndem Getier und eindrucksvollen Häusern“ (eine Beschreibung, die sich ausschließlich auf die Bauerschaften bezieht). Danach kommt es zur Wiederholung der Lagerelation unter Betonung dieser Idealität. Bezug wird

151 Das Logo, bestehend aus sieben grünen Strichen in Form eines Baums, die stellvertretend die sieben Ortsteile abbilden, ersetzt das Wappen der Stadt Hemmingen.

152 Alle Zitate sind der Homepage der Gemeinde entnommen: <https://www.isernhagen.de/Wohnen-und-Wirtschaft/Wohnen> (letzter Abruf: Juli 2020).

hierbei aber nicht auf die unmittelbare Umgebung genommen (Erreichbarkeit Hannovers), sondern auf Ausflugsziele an Nord- und Ostsee, den Harz und das Weserbergland, die man in „Null.Komma-Nix [sic!]“ erreichen kann. Dabei ist das Verkehrsmittel egal, denn „sollten Sie Isernhagen verlassen müssen, so geht dies auf schnellen Wegen“. Warum man bleiben sollte, wird im nächsten Absatz durch das Wort „Reize“ erläutert. Diese „Reize“ hat „jedes Fleckchen Land“ (nichts Typisches für Altwarmbüchen also), aber auch „Nachteile“. Diese werden nicht beschönigt, sondern wiederholt vorgebracht. Durch ein Abtun als subjektive Empfindung ist „objektiv betrachtet [...] Isernhagen ein verkehrsgünstiges, grünes Fleckchen, dass sich weiter entwickelt nahe zu Hannover gelegen und doch ausreichend Distanz dazu hat.“ Erneut wird die „beschmutzte Stelle“ in Relation zu Hannover gesetzt. Die „gute Infrastruktur entfaltet sich“ und „macht das Leben in Isernhagen angenehm“. Die potenziellen Bewohner können also kommen und schnell wieder wegfahren bzw. sich zu Hause wohlfühlen, ohne etwas dafür zu tun. Es werden weder die einzelnen Ortsteile und ihre Besonderheiten („Ambivalenz“ und Konkurrenz zwischen den dörflich-traditionellen Bauerschaften mit Fachwerkhäusern, Schützenverein und Reitsportkultur und den eher städtisch überprägten Orten mit Einfamilienhausgebieten zur Selbstverwirklichung, Gewerbe und Arbeitsplätzen) herausgestellt, noch zwischenmenschliche Interaktionen z. B. im Vereinsleben und Ehrenamt. Die Startseite der Homepage zeigt das Bild einer Pferdekoppel unter dem Schriftzug „Gemeinde zwischen Stadt und Natur“, wobei diese Botschaft durch das Bild nicht transferiert wird. Dadurch, dass die Gegenüberstellung nicht mit den Stereotypen Stadt – Land, Kultur – Natur arbeitet und die Gemeinde sich stattdessen in einem Kontinuum verortet, das nichts von all dem hat, wirkt die Beschreibung eher wie ein Anti-Bildnis, das möglichst keine Fremden, d. h. Zuzügler, ansprechen soll; als ob man lieber unter sich bleiben möchte.

Die Stadt Hemmingen

Hemmingen wirbt für sich mit dem Foto einer Häuserfront unter dem Titel „Leben in Hemmingen – das ist unsere Stadt“¹⁵³. Der persönliche Bezug (unsere Stadt) fokussiert auf das Leben und nicht nur auf das Wohnen. Mit

153 Alle Zitate sind der Homepage der Stadt entnommen: <https://www.stadthemmingen.de/hemminger-sein/das-ist-unsere-stadt/> (letzter Abruf: Juli 2020).

dem Selbstverständnis als Stadt wird nachfolgend für jeden Stadtteil ausgeführt, was Hemmingen besonders macht. Dass die Kommune die flächenmäßig kleinste in der Region ist, heißt nicht, dass man sich „verstecken muss“, da man „liebens- und lebenswert“, eben eine „Kleinstadt“ ist. Diese „verbindet Tradition [...] mit dem lebendigen Flair eines modernen Wohn- und Wirtschaftsstandortes“. Hier wird mit den Antipoden gespielt, um dann auf die Vorzüge, nämlich die kurzen Wege und alle wichtigen Infrastruktureinrichtungen, zu sprechen zu kommen, die als städtisch deklariert und dann dem Grün, der Natur und den dörflichen Strukturen entgegengestellt werden. Statt eines Weder-nochs der Duale Stadt/Land wird betont: „Hemmingen kann beides!“ Dies wird bekräftigt durch die Verwendung des Ausrufezeichens. Daraus wird sogleich eine Kausalität abgeleitet, die sich darin zeigen soll, dass sich die vielen Einwohner hier „so wohlfühlen“. Auch in Hemmingen darf die Lagebeschreibung nicht fehlen, die neben dem Verweis auf Hannover im Norden durch eine naturräumliche Einbettung ins angrenzende Umfeld erfolgt. Über das „auf der einen Seite, auf der anderen Seite“ und „einerseits, andererseits“ werden die Gegenpole explizit gemacht, um damit die vermeintlichen Nachteile des Standortes (Landschafts-/Naturschutzgebiete, Freiraumsicherungszonen, Hochwasserschutz) in Qualitäten zu verwandeln, die eine Besonderheit des Standortes darstellen. Das Bevölkerungswachstum legt sich die Stadt als Erfolg ihrer zukunftsorientierten Entwicklung aus und betont beim Stadtteil Westerfeld dessen „städtische Prägung“. Auf den potenziellen Bewohner wirkt der Text wie eine Werbeschrift, der zum Zuzug motivieren soll. Durch Abwechslung und Kontrastierung stellt sich Hemmingen als eigenständige Stadt mit eigener Qualität dar, die das Sowohl-als-auch aus „Stadt und Natur“ vereint und zu einem „besseren Ort“, mit menschlichen Eigenschaften, nämlich „liebenswert“ macht.

Das gewählte Beispiel „Homepage“ zeigt nur eine Möglichkeit auf, wie sich die Gebiete selbst darstellen und hätte z. B. auch über die Mitteilungsblätter („Der Blick‘ in unsere Gemeinde“ in Isernhagen und „rings um uns“ in der Stadt Hemmingen), Informationsbroschüren oder Vereinszeitungen erfolgen können. Das Selbstporträt über die jeweiligen Homepages bietet jedoch einen freien Zugang für jeden potenziell Interessierten und entspricht, mehr oder weniger aktuell (Homepage-Aktualisierungen von 2018), den Leitlinien der Gemeinde- bzw. Stadtentwicklung. Die Selbstdarstellungen über die Internetseiten zeigen zwar ein Selbstbild für den jeweiligen Gesamtstandort

auf, verweisen damit aber auch auf den Umgang mit interner räumlicher Differenzierung. Die hierbei vorgebrachten Aspekte zur Darstellung der Untersuchungsräume könnten – im Gegensatz zur Lage, Nutzung und Bebauung sowie zu den statistischen Daten – kaum konträrer sein. Dieser von den Homepages abgeleitete Eindruck wurde mir auch so in informellen Gesprächen vor Ort vermittelt. Während Isernhagen als sehr gespalten beschrieben wird, weil die Dörfer für sich bleiben wollen (als Dörfer), moderne Entwicklungen ablehnen (z. B. Umbenennung zur Stadt, neues Logo und Leitbild) und sich eher nach Burgwedel orientieren als ins Ortszentrum Altwarmbüchen oder in Richtung Stadt Hannover, scheint den Dörfern in Hemmingen kein besonderer Stellenwert zuzukommen.

Für die Zentren beider Untersuchungsräume lässt sich feststellen, dass eine Entwicklung Richtung („richtiger“) Stadt von Seiten der Politik und Verwaltung forciert wird (eingeleitet durch die Stadtbahnanbindung): So wird in Altwarmbüchen eine Nachverdichtung auf den Freiflächen des Wohnparks diskutiert, Spielplatzschließungen und das Abmontieren von Parkbänken im öffentlichen Raum. Gleichzeitig werden Kontrollen initiiert, die eine Totalabschottung – in Form von nicht mehr genehmigungsfähigen Zäunen (hinsichtlich einer Höhe von über 2 m) – im Neubaugebiet verhindern. In diesem Zusammenhang ist festzustellen: Je dichter das Wohngebiet bebaut ist, desto höher werden die Zäune.

Hemmingens Verwaltung versucht hingegen über einen neuen Bürokomplex mit 13 Stockwerken – 25.000 m² Bürofläche für Gastronomie und Geschäfte – ein urbaneres Image zu kreieren oder, wie der „Star-Architekt“ Max Dudler es nennt, „eine Identität für den Ort zu schaffen“¹⁵⁴. Zudem sieht man von einer Gestaltungssatzung im Gebiet des Demonstrativbauvorhabens ab (trotz architektonischer Auszeichnung keine „Konservierung“ der Stadtstruktur), um dem aktuellen Zeitgeist nachkommen zu können. Vor diesem Hintergrund war ich gespannt zu erfahren, ob sich diese unterschiedlichen Selbstverständnisse der Kommunen – bei ähnlichen strukturellen Rahmenbedingungen – auch in differenten Lebensweltkonstruktionen der Bewohner widerspiegeln würden.

154 <https://www.haz.de/Umland/Hemmingen/Nachrichten/Star-Architekt-Max-Dudler-entwirft-Plan-fuer-Bueroensemble-an-B3-in-Hemmingen-Westerfeld> (letzter Abruf: Juli 2020).

Teil C

Forschungsbefunde

7 Zur (Re)konstruktion von Lebenswelten im Suburbanen

Die Lebenswelt repräsentiert den Sinnzusammenhang, den die Menschen ihr im Wahrnehmen und Handeln geben. Beide Aneignungsweisen – das Wahrnehmen und das Handeln (als Entscheidung nach Abwägung eines Handlungsentwurfs) – sind konstitutiv für die Lebensweltkonstruktion und deshalb rahmengebend für die nun anschließende Ergebnispräsentation (Abb. 22).

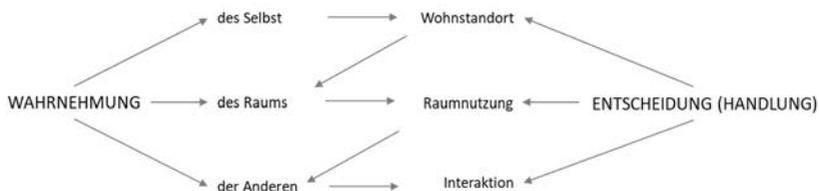


Abbildung 22: Übersicht über die übergeordneten Konstruktionselemente der Lebenswelt (Wahrnehmung und Entscheidung) und deren Bezugseinheiten (Analysefelder). Die Pfeile in der Mitte der Abbildung illustrieren die Reihenfolge der Ergebnisauswertung. Quelle: A. Göb

Den übergeordneten Konstruktionselementen der Lebenswelt können jeweils drei zentrale Felder zugeordnet werden (Bezugseinheiten), die sich als richtungsweisend für die Beantwortung der Forschungsfrage erwiesen haben. Diese wurden aus dem empirischen Material gewonnen und geben die Analysestruktur des Kapitels vor. Zu den drei „Wahrnehmungsfeldern“ zählen die Wahrnehmung des Selbst, des Raums und der Anderen, zu den drei „Handlungsfeldern“¹⁵⁵ die Entscheidung für den suburbanen Raum¹⁵⁶

155 Die Entscheidung soll als Handlungsverwirklichung verstanden werden, d. h. den Entschluss einer Wahl zwischen Alternativen aufzeigen, dem ein Eingriff in die physische und soziale Welt folgt (Werlen 1997).

156 Wenn im Folgenden vom suburbanen Raum oder dem Leben im Suburbanen gesprochen wird, rekurriere ich immer auf die Untersuchungsräume Altwambüchen und Hemmingen-

als Wohnstandort, für die Ausübung von Tätigkeiten im Rahmen der Raumnutzung und der Interaktion. In ihrer Zusammenschau¹⁵⁷ stellen sie die Facetten der Sinnggebung der Lebenswelt aus Sicht ihrer Bewohner dar.

Die Auswertungsergebnisse werden deskriptiv-interpretatorisch, entlang des durch Triangulation synthetisierten Datenmaterials, vorgebracht. Die Präsentation der Forschungsbefunde erfolgt im Rückgriff auf Zitate¹⁵⁸ der Untersuchungsteilnehmer aus beiden Untersuchungsräumen¹⁵⁹. Implizit wird dabei immer auf das Lebensweltkonzept von Schütz (Teil A, Kap. 2) – unter Verknüpfung von Empirie und Theorie – Bezug genommen.¹⁶⁰

Ausgehend vom Ich (Untersuchungsteilnehmer) als Mittelpunkt der subjektiven Lebenswelt, gehe ich zunächst auf dessen Selbstpositionierung zur Konstruktion seiner Ich-Identität anhand folgender Fragen ein: Wer bin ich, wie bin ich und wo bin ich? (Kap. 8). Hiernach betrachte ich die Verortung des Ichs im suburbanen Raum, die durch die Wohnstandortsentscheidung (Anlässe, Motive, Suchraum) räumlich „fixiert“ wird (Kap. 9). Der bei der Standortsuche gewonnene erste Eindruck vom neuen Lebensumfeld wird im Alltag der Bewohner¹⁶¹ vor Ort¹⁶² aktualisiert; im Erleben und Bewerten

Westerfeld, die als Repräsentanten eines Suburbia-Typs (Stadtaußenrand) ausgewählt worden sind (Teil B, Kap. 6).

- 157 Für die Ergebnisauswertung (Abb. 22) werden die Wahrnehmungs- und Entscheidungszusammenhänge analytisch getrennt voneinander betrachtet, die in der Konstruktion der alltäglichen Lebenswelt unmittelbar miteinander verflochten sind.
- 158 Die Zitate sind zur besseren Lesbarkeit und Verständlichkeit geglättet worden (Anpassung der Grammatik und des Satzbaus z. B. bei Satzabbrüchen, der Nutzung von Füllwörtern, Pausen, aber auch unter Bezugnahme auf die nonverbale Kommunikation).
- 159 Von einer Verortung der Untersuchungsteilnehmer im jeweiligen Untersuchungsraum (Altwarmbüchen bzw. Hemmingen-Westerfeld) wird abgesehen und nur an den Stellen expliziert, wo es kontextuell relevant erscheint. Eine Gegenüberstellung der Untersuchungs-räume erfolgt im Fazit.
- 160 Schütz' Konzept der alltäglichen Lebenswelt, die er selbst nie empirisch überprüft hat, kann durch die vorliegenden qualitativ erhobenen Daten mit konkreten Alltagsbefunden angereichert und präzisiert werden.
- 161 Die Bezugnahme auf den Begriff „Bewohner“ meint in dieser Arbeit immer die Untersuchungsteilnehmer (Teil B, Kap. 3.2). Werden Zitate angeführt, steht der Name der Person, die die entsprechende Aussage getroffen hat, jeweils in Klammern hinter dem Wortlaut.
- 162 Unter dem Begriff „Ort“ sind im Folgenden die Untersuchungs-räume Altwarmbüchen und Hemmingen-Westerfeld subsumiert (als lokalisierbarer Stand-Ort (Orts- bzw. Stadtteil) der Gemeinde Isernhagen bzw. der Stadt Hemmingen).

(Raumwahrnehmung) sinnhaft und handlungsrelevant. Dazu gehört auch die (Er)klärung der Frage, wie der suburbane Raum als konkreter Wohnort benannt, beschrieben und gegenüber anderen Räumen abgegrenzt wird (Kap. 10). Vom subjektiv erlebten Raum aus geht die Betrachtung über zum Aktionsraum der Bewohner, der über die Raumnutzung erläutert wird (Kap. 11). Bevor ich auf die Interaktionen zwischen Bewohnern und deren Beziehungskonstellationen auf unterschiedlichen Maßstabsebenen eingehe (Kap. 13), zeige ich, wie das Ich andere Bewohner als ähnliche oder unähnliche Andere wahrnimmt, d. h. attribuiert und zuordnet, und welche Auswirkungen dies auf das Zusammenleben im Suburbanen hat (Kap. 12).

Nach jedem dieser sechs Analysefelder des Wahrnehmens und Handelns der Bewohner in ihrer Lebenswelt schließt ein Fazit an, das um eine Diskussion und Rückbindung der Ergebnisse an den Forschungsgegenstand ergänzt wird.¹⁶³ Teil C endet mit einer zusammenfassenden Darstellung zur Selbstpositionierung des Ichs im Suburbanen (Kap. 14.1 und 14.2) und der Inter-subjektivierung der Wahrnehmungs- und Handlungsmodi als Deutungsmuster der Lebensweltkonstruktion (Kap. 14.3).

163 Die Ergebnisdiskussion erfolgt am Ende jeder Feldbeschreibung, um der Vielfalt und Verschiedenartigkeit der gewonnenen Ergebnisse „in situ“ gerecht zu werden. Im Fazit stelle ich dementsprechend nur noch eine komprimierte Rückbindung der Ergebnisse dar.

8 Zur Wahrnehmung des Selbst im Suburbanen

Um zu verstehen, wie Bewohner im Suburbanen ihre Lebenswelt mit Bedeutung versehen, gehe ich zunächst auf die Konstruktion ihrer Ich-Identität¹⁶⁴ ein. Denn im Selbstschema (Selbstkonzept) der Menschen sind (inter)subjektive Erfahrungsschemata¹⁶⁵ eingelagert, die beeinflussen, was jemand wie wahrnimmt, bewertet und (situativ) handlungsrelevant wird bzw. werden kann. Über die Selbst-, Fremd- und vergleichende Wahrnehmung sowie Selbstkategorisierung erfolgt die Selbstpositionierung (wer und wie bin ich) und Verortung des Ichs in der Lebenswelt (wo bin ich). Dabei schreiben sich Bewohner stereotype Eigenschaften zu, die ihr Selbst im Sosein und „Wosein“ charakterisieren (Abb. 23). Besonderes Augenmerk kommt nachfolgend der raumbezogenen Identifikation zu, d. h. der Identifikation der Bewohner mit Elementen und Eigenschaften ihrer sozial-räumlichen Lebenswelt.

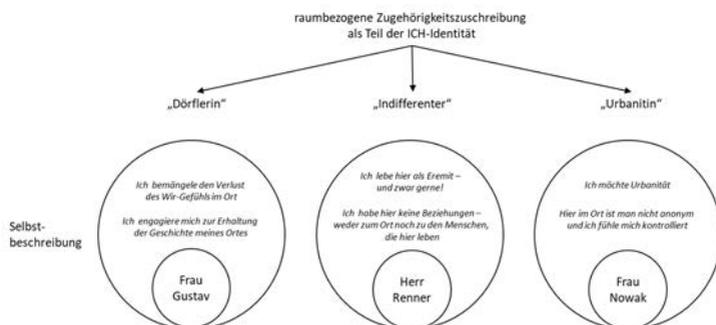


Abbildung 23: Raumbezogene Zugehörigkeitszuschreibungen am Beispiel der Untersuchungsteilnehmer Frau Gustav, Herr Renner und Frau Nowak (schematische Darstellung). Quelle: A. Göb

164 Die Ich-Identität ist zu verstehen als reflexive Bewusstseinsleistung der Subjekte im Rahmen ihrer Erfahrungsverarbeitung (Teil A, Kap. 2.3).

165 Erfahrungsschemata bzw. Deutungsmuster (synonyme Begriffe) werden durch neue Erfahrungen ergänzt und erweitert, sofern sie als sinnhaft markiert und sedimentiert werden.

8.1 Wer bin ich?

Zur Klärung der Frage „Wer bin ich?“ greifen Menschen auf Merkmale und Eigenschaften zurück, die sie als das Selbst beschreiben, das sie sein wollen bzw. meinen zu sein. Dafür werden auch raumbezogene Zugehörigkeitszuschreibungen getroffen (in Form von Selbststereotypisierungen¹⁶⁶), sofern diese als salient für die Positionierung des Ichs für sich und/oder neben Anderen (Gruppenidentifikation) erachtet werden. Mit der Positionierung als „X“ machen die Bewohner im- oder explizit deutlich, für wen sie sich raumbezogen halten: Einen „Urbaniten“¹⁶⁷, einen „Dörfler“ oder einen „Indifferenten“^{168, 169}. Auch wenn in den Selbstbeschreibungen der Bewohner diese Begrifflichkeiten nicht unmittelbar verwendet werden (mit Ausnahme der Städter resp. Urbaniten), dienen sie im Folgenden der Zuordnung der Bewohner zu „ihrer“ Raumkategorie, die sie in ihrem Selbstkonzept verankert haben. Dabei fällt auf, dass die Bewohner, die eine Raumzuschreibung vornehmen, meist auf die für sie „dahinterliegenden“ Einstellungs- und Verhaltensweisen rekurren, d. h. sich eigentlich auf städtische oder ländliche Lebensweisen beziehen. Diese werden, aufgrund ihrer Klischeebehaftung, als allgemein bekannte Vorstellungen bzw. Vorurteile (zur Abgrenzung gegenüber Anderen) angeführt und deswegen nicht näher erläutert.

166 Stereotype sind Erfahrungsschemata, die im Wissensvorrat eines jeden Menschen gespeichert sind und durch individuelle Erfahrungen, soziokulturelle Faktoren und wahrnehmungs- sowie verhaltensleitende Faktoren (Motive, Bedürfnisse, Haltungen, Einstellungen) beeinflusst werden.

167 Synonym zum Begriff „Urbanit“ wird im Anschluss auch der Begriff „Städter“ verwendet, da die Untersuchungsteilnehmer hierzwischen nicht differenzieren.

168 Indifferent verstanden als neutrale, (innerlich) unbeteiligte Position eines Subjekts. Entsprechend des Begriffs „Gleichgültigkeit“ soll Indifferenz nicht auf Interesselosigkeit, sondern auf eine Sichtweise von gleicher Gültigkeit verweisen: „Man behandelt Dinge, die an sich verschieden sind, so, daß man sie gleich viel gelten läßt, obwohl man ihnen bei einer anderen Interessenlage vielleicht auch eine unterschiedliche Wertigkeit zuschreiben könnte“ (Stichweh o.J.: 5).

169 Auf die Verwendung von Anführungszeichen bei den Zuordnungskategorien Urbanit, Dörfler und Indifferent wird nachfolgend verzichtet, wengleich diese als Ergebnis einer wissenschaftlichen Konstruktion (Vereinfachung bzw. idealisierende Typisierung) zu lesen und im Folgenden zu berücksichtigen sind.

„Also wir sind Hannoveraner und verstehen uns als Städter und sehen Westerfeld [...] eigentlich als Stadtteil zwischen Döhren und Ricklingen [Stadtteile Hannovers].“ (Herr Jungbauer)

„Ich würde von mir nie sagen, dass ich irgendwie Altwarmbüchenerin bin oder so etwas. Ich bin Hannoveranerin und fertig.“ (Frau Quellhorst)

„Ich fühle mich nicht als Isernhagener in dem Sinne, sondern mehr als Hannoveraner, ganz eindeutig. Was man nicht nur am Kennzeichen erkennt, sondern so ist auch meine mentalen [Einstellung].“ (Herr Ribbek)

Auch Herr Dedendorf sagt über sich: „[ich] fühle mich als Hannoveraner“ genauso wie bspw. Herr Ginter, Herr Lingen-Issel, Frau Nowak, Frau Gehring und Frau Assmann. Die Bewohner identifizieren sich mit der Stadt, fühlen sich als Städter. Ihr (räumlicher und sozialer) Bezugspunkt ist Hannover und nicht etwa ihr jetziger Wohnort.

„Dass ich sage ‚ich bin Hemmingerin‘, das fällt mir im Moment noch schwer, das muss ich wirklich sagen. Manchmal werde ich korrigiert von Freunden die sagen ‚du bist keine Hannoveranerin mehr, du bist jetzt Hemmingerin‘. Das ist Umland, Region.“ (Frau Nowak)

Frau Nowak wohnt noch nicht lange im Ort, will nicht für immer bleiben, sich aber doch integrieren, um sich zuhause zu fühlen. Als eingefleischte Urbanitin fällt ihr dies schwer, da sie den neuen Wohnort nicht mit ihren Bedürfnissen, Einstellungen und Werthaltungen zusammenbringen kann. Denn das „Hier“ ist „absolut nicht urban, was das Lebensgefühl betrifft“. Es fehlt ihr an Offenheit, Toleranz und Freiheit durch Anonymität, die sie – in der für sie gewohnten Weise – im Zusammenleben vor Ort nicht finden kann. Ein Grund, neben fehlender (für sie gewohnter) Ausstattung, warum sie nach wie vor fast all ihren Aktivitäten in Hannover nachkommt.

Auch Frau Jablonski empfindet sich als Städterin, entsprechend ihrer Primärsozialisation jedoch als [Hanseatin]. Gleiches gilt für Frau Vohwinkel, die sich als „[Stadtname], keine Hannoveranerin, keine Hemmingerin“ bezeichnet. Herr Lingen-Issel verortet sich mehrfach – zeitlich, räumlich und sozial –, stellt mehrere Heimaten heraus, die ihn und sein Leben prägen:

„Ich empfinde mich heute noch als geborener Berliner, Berlin als meine Heimat. Ich empfinde Lübeck als meine zweite Heimat, wo ich

also meine Jugendzeit verbracht habe, wesentliche Jahre, wo ich harte Nachkriegsjahre erlebt habe. Das ist für mich meine zweite Heimat und Altwarmbüchen ist für mich meine dritte Heimat. Denn auch hier habe ich Anbindung, zwischenmenschliche Kontakte, Freundschaften, die also ein Gefühl von Heimat geben können.“ (Herr Lingen-Issel)

Frau Jüngst erklärt: „Ich bin gebürtig Altwarmbüchenerin“ und durch ihre Rückkehr aus der Stadt ist sie auch wieder zu einer geworden. Dies zeigt sich auch darin, dass sie den Altwarmbüchener See nur auf der „richtigen“ Seite aufsucht, denn „da [hinten] ist der Hannover-Teil, da fahren die ganzen Stadtleute hin, da gehen wir nie hin“. Mit der emotiven Aneignung kann sich also ein Heimatgefühl bzw. eine Ortsloyalität ausbilden, die nicht nur an räumliche (Altwarmbüchener See), sondern auch an soziale Entitäten (zwischenmenschliche Kontakte) gebunden ist und eine Verbindung – unterschiedlichster Art und Intensität – schafft.

Die Betitelung „Dörfler“ nutzt keiner der im Dorf sozialisierten (situative Zuschreibung) oder dem dörflichen Leben verbundenen Bewohner zur Selbstbeschreibung – wenn, dann „kommt man aus [Gemeindenname] im Landkreis Celle“ (Frau Ahlers) oder „[Dorf], in der Nähe von Hameln“ (Jaeger), „aus einer [norddeutschen Gegend]“ (Ribbeks), „[Ortsname], das ist ein Stadtteil von Pattensen, ein Dorf vor Hannover“ (Joswig) oder „unserem Dorf in [Ortsname], an der Fulda“ (Frey). Die Verortung im Dörflichen gelingt nur über eine räumliche Einbettung, d. h. Kontextualisierung des Dorfes und Relationierung zu einer größeren Stadt oder einem Landkreis. Auch Altwarmbüchen war „wie ich groß geworden bin [...] ein Dorf und jetzt wird es so städtisch und [...] diese ganze Natur und [der] dörfliche Charakter ist alles verloren gegangen“ so Frau Gustav, die den Wandel miterlebt hat und bedauert, weil sie gerne immer noch im Dorf leben würde, genauso wie Frau Jaeger, die eine Überprägung Altwarmbüchens wahrnimmt, die ihr als Dorfbewohnerin aufoktroziert wurde. Mit dem Wandel zum Städtischen geht für beide Bewohnerinnen ein Verlust von Zu- und Zusammengehörigkeit einher, dem Kennzeichen des Dorflebens, das Altwarmbüchen geprägt hat und ihrer Meinung nach immer noch prägen sollte.

Andere Bewohner nehmen wiederum räumliche Zuordnungen in Form von Verneinungen vor, ohne sich in einem „Extrem“ zu positionieren:

„Ich bin – glaube ich – nicht so ein Stadtkind.“ (Herr Oberhaus)

„Es ist ein toller Standort [Altwarmbüchen], wenn man nicht so eine Stadtpflanze ist.“ (Frau Quandt)

Während sich Herr Oberhaus als gemeinschaftsliebender Mensch mit spezifischer Ernährungs- und Lebensweise bei einer räumlichen Neupositionierung nicht zwischen einem städtischen und einem ländlichen Wohnstandort entscheiden könnte, da für ihn die Stadt Subkultur, das Land Gemeinschaft verkörpert – er aber beides will –, hat Frau Quandt schon verschiedene „Raumerfahrungen“ gesammelt (Ausbildung in der Stadt, Betrieb auf dem Land). Sie hat sich mittlerweile festgelegt und würde „heute wahrscheinlich wieder diesen Standort wählen“.

Selbst als „Großstadtkind“ (Grund) „fühle [ich] mich hier sehr wohl und da hat natürlich auch die Straßenbahn schon noch einen großen, positiven Einfluss gehabt“. Obwohl sich Frau Grund der Stadt und der städtischen Kultur verbunden fühlt, hat sie sich nach 25 Jahren in Altwarmbüchen damit abgefunden, am Rande der Stadt zu wohnen, die ihr durch die Stadtbahn mittlerweile nicht mehr so weit weg erscheint, das Er-Leben von Urbanität jederzeit möglich macht. Bzgl. ihrer Selbstidentifikation scheint aus dem Standort Dazwischen keine Dissonanz zu resultieren, weil sie sich im Suburbanen städtisch fühlen kann. Denn für sie ist Hannover nicht nur raum-zeitlich nah, sondern auch habituell.

Auch, wenn sich Herr Althaus selbst als „begeisterter Hemminger“ bezeichnet, ist er immer noch „emotional[er] Hannoveraner“. Dennoch findet er, dass „Hemmingen schon meine Heimat ist, ich bin kein Hannoveraner mehr“. Weil für ihn Hemmingen Hannover, Hannover Hemmingen ist, sind seine Sprechakte nicht ambivalent, sondern drücken seine Zugehörigkeit zu beiden Räumen als „einem“ aus. Mit der „mentalen Grenzverschiebung“ ist es ihm möglich, sich auch physisch als Städter zu verorten, genauso wie Herr Ribbek und Herr Dedendorf, die Altwarmbüchen bereits als Stadtteil Hannovers betrachten. Andersherum gelingt es auch Frau Jaeger, Frau Gustav und Herrn Raab, sich trotz Verstädterungstendenzen weiterhin als „Dorfmenschen“ zu sehen, indem sie die Grenze nicht räumlich, sondern zeitlich

verschieben: Sie erinnern sich an Altwarmbüchen als Dorf und halten sich diese Erinnerung in ihren Sprechakten stets präsent.¹⁷⁰

Bei einem Großteil der Bewohner bleibt eine univoke Raumzuordnung aus, variiert situativ,¹⁷¹ in Abhängigkeit vom Thema oder der Bezugsgruppe. Für viele Bewohner ist eine raumbezogene Zugehörigkeitszuschreibung also keine saliente Kategorie für die Selbstbeschreibung, d. h. irrelevant. Ihre Positionierungspraxis fällt demgemäß nur durch Absenz entsprechender Attribuierungen (im unmittelbaren Vergleich mit den Städtern und Dörflern) auf. Ihre neutrale bzw. indifferente Haltung gegenüber Räumen und spezifischen raumbezogenen Verhaltensweisen ist aber weder problematisch noch erklärungsbedürftig, weil unwesentlich. Für ihren Alltag spielt es keine Rolle, wo man ist, solange man wer ist. Dieser Jemand kann man par préférence zu Hause sein. Denn das Zuhause ist der Ort, an dem man sich ungestört entfalten und sein kann, wer man will – egal, ob dieses in der Stadt, auf dem Land oder im Dazwischen liegt.

„Ich bin halt glücklich hier mit meiner Familie. Wir sind gesund, es fehlt uns an nichts und das ist so ein persönlicher Rückzugsort.“
(Frau Gödecke)

Selbst bei der Dörflerin Frau Gustav hat sich ein Wohlgefühl eingestellt, ebenso wie bei dem Städter Herrn Dedendorf. Beide fühlen sich in ihrem Heim heimisch und können dort ihrem Habitus entsprechend agieren.

„Ich habe den großen Garten, wir haben Tiere, es ist halt so... [...].
Ich finde es passt für mich alles.“ (Frau Gustav)

„Zuhause ist da, wo man gerne hin zurückkommt auch aus dem Urlaub, wo man sich wohlfühlt und wo [...] man sich eingerichtet hat, wie man es selber mag.“ (Herr Dedendorf)

Daneben wird die raumbezogene Positionierung auch für die Selbstprofilierung, z. B. als „Mann von Welt“, verwendet. Selbsternannte Urbaniten greifen hierfür auf ihren „urbanen Beruf“, der mit Eigenschaften der Modernität

170 Gleiches gilt bspw. auch für Frau Vohwinkel, die im Interview von der DDR spricht, als würde sie noch existieren.

171 Einen situativen Wechsel der Raumzugehörigkeitsbeschreibung oder Vernachlässigung nehmen z. T. aber auch die vermeintlich eindeutig Positionierten vor.

und Innovationskraft, Finesse und Eloquenz gleichgesetzt wird, zurück. Dieser wird zum Distinktionsmerkmal¹⁷² erkoren.

„[Ich hatte] viel mit der Planung der Stadt zu tun [...], wie gesagt, ich war für den [Verkehr] hier in Norddeutschland zuständig [...]. Das konnte ich hier durchsetzen und heute liebt jeder [dieses Bauwerk].“ (Herr Ribbek)

„Ich bin auch international sehr viel unterwegs, [...] bin in ganz vielen Großstädten [Asiens] ...“ (Herr Dedendorf)

Wenn der Wohnort als prestigelos empfunden wird, kann man sich selbst umso prestigeträchtiger präsentieren. Herr Lingen-Issel stellt bspw. heraus, dass er in Altwarmbüchen „immerhin mal eine [öffentliche Einrichtung] gegründet“ hat und Herr Dombrindt „eine Plakette da irgendwo hat“, weil er sich ebenfalls um [eine öffentliche Einrichtung] verdient gemacht hat. Und auch Herr Frey kann sich profilieren, da er in Hemmingen-Westerfeld [ein Wohnquartier] mit geplant hat.

„[Denn] [...] ich habe ja diese Annonce aufgegeben in der Hannoverischen Allgemeinen [...]. [...] Hemmingen kam durch meinen ehemaligen Kommilitonen [Name]. Der war später bei [der Stadt angestellt] und hatte gesagt: ‚Du, komm zu uns. Da ist ein Bebauungsplan in Hemmingen, [...] da könnt ihr euch dann aus dem Bebauungsplan Grundstücke aussuchen.‘“ (Herr Frey)

Ein Raum, der nichts ausstrahlt, kann leichter von der jeweiligen Persönlichkeit der Bewohner überstrahlt werden. Dies kann nicht nur durch die Benutzung des Ortes für die eigene Überhöhung gelingen, sondern auch durch persönliches Engagement bzw. Beruf(ung). Herr Abels verweist in diesem Zusammenhang auf die Taten, die er, im Kontext seines politischen Wirkens vor Ort, vollbracht hat.

„Aber wir haben zum Beispiel auch noch drum gekämpft, dass auf dem Autobahnschild Altwarmbüchen draufsteht, das war früher nicht. Da stand Isernhagen. [...] Leute, die da lang an die Nordsee fahren,

172 Zum Teil liegt die Überbetonung des „Ichs“ (des Teilnehmers) in der Interviewsituation, der „angeforderten“ persönlichen Sichtweise und Schilderung durch die Interviewerin, begründet.

die kennen jetzt Altwarmbüchen durch das Autobahnschild, nicht?!“
(Herr Abel)

Auch der Ortsbürgermeister profitiert von der Unbekanntheit Altwarmbüchens: Mit 21 Jahren er ist zum jüngsten Ortsbürgermeister Niedersachsens gewählt geworden. Diese Tatsache reichte dem Magazin „Taff“ (ProSieben) und der „Bild“ (Zeitung) aus, um ihm zu flüchtiger Berühmtheit zu verhelfen. Im Alltag verschaffte ihm dies eine gewisse „Prominenz“, einen herausgehobenen Status, weil er im Vergleich zu den „normalen anderen Menschen“ immer erkannt und gesehen wird. Diese Bewohner zeigen, dass ein als prestigeloses empfundener Ort als „Rahmen“ genutzt werden kann, um sich – qua Distinktionsnarrative – von ihm abzuheben.

8.2 Das Ich im Zentrum: Hier oder Hier – oder Dort?

Auffällig bei der Selbstpositionierung ist, dass alle Bewohner gleichzeitig verschiedene „Hier-Positionierungen“ in ihren Erzählungen vornehmen. Dabei handelt es sich um ein ich-zentriertes Hier, dessen Mittelpunkt das jeweilige Selbst ist. Das „Hier“ bezieht sich, je nach Kontext, auf verschiedene räumliche Ebenen und wird abgegrenzt gegen das „Dort“, das außerhalb des Ichs liegt.¹⁷³

Für Frau Jüngst ist das „Hier“ die Stadt Hannover genauso wie der Ort Altwarmbüchen:

„Ich habe immer gesagt, ich wohne gerne hier in [...] Hannover.“

„Ich wohne hier einfach gern, weil ich hier groß geworden bin und weil ich jetzt hier auch heimisch bin, ne?! [...] Gefühlt kenne ich hier jeden.“

Aus den verschiedentlich gebrauchten Hiers entsteht aber kein Widerspruch, denn im ersten Sprechakt bezieht sich Frau Jüngst auf ihre Selbstpositionierung als „Altwarmbüchenerin“, die sich und ihr Wohnumfeld als Teil Hannovers sieht. Zwischen Altwarmbüchen, als dem Ort ihrer Kindheit, und

173 Auf ich-bezogene Hier-Formen der Alltagswelt verweisen auch Hahn/Steinbusch 2006 und Aring/Butzin/Danielzyk et al. 1989 zur Darstellung der Räumlichkeit von Situationen. Das „Hier“ stellt weniger eine Distanz denn eine Situation des handlungspraktisch orientierten Ichs dar.

Hannover, als dem Ort ihrer Ausbildung, bestehen enge Verbindungen, die für sie nicht voneinander zu trennen sind. So kann Frau Jüngst in ihrer Selbstdarstellung unproblematisch Altwarmbüchenerin und zugleich Hannoveranerin sein (ohne Städterin zu sein), weil beides in ihrem Hier und Jetzt verortet liegt. Dieses erweitert sie auch auf die Maßstabebene darunter:

„Nachbarschaft ist für mich: Ich sage jedem hier ‚Hallo‘.“

Im Reden über ihr unmittelbares Wohnumfeld nutzt Frau Jüngst das Hier, wie auch für die Beschreibung ihres Lebens zu Hause:

„Wo sehe ich mich [in der Zukunft] ..., ja genau hier, wo ich gerade bin, glücklich und zufrieden mit den [Anzahl] Kindern...“

Frau Jüngst positioniert sich auf vier Ebenen des „Hier“, die allesamt ihren Handlungsraum markieren und Bedeutungsrelevanz in ihrem Alltag haben.

Bei Herrn Ribbek lassen sich dieselben Maßstabebenen eines verräumlichten Hiers finden: In seinem Heim, im [Name-]Viertel (Nachbarschaft), in Altwarmbüchen (Ort) sowie in Hannover (Stadt).

„Wie Sie hier auch sehen, ist das hier alles recht [...] ansprechend.“

„Und hier haben sich alle Treffen abgespielt...“

„Ist natürlich auch ideal hier... also Sie können hier fußläufig einkaufen alles, was Sie brauchen...“

„Durch meine berufliche Tätigkeit hier, ...“

Beim ersten Zitat verweist Herr Ribbek auf sein Haus, das er in den letzten 25 Jahren als privates Hier seinen Vorstellungen nach eingerichtet und umgebaut hat. Im zweiten Zitat erklärt er die Rolle, die sein Grundstück als Mittelpunkt der Nachbarschaft gespielt hat, während im dritten Zitat die Versorgungsmöglichkeiten im Ort angesprochen werden. Als letztes verweist Herr Ribbek auf sein berufliches Hier in Hannover, das für ihn, seit er in Pension ist, zeitlich, aber nicht habituell in größere Entfernung gerückt ist.

Dass das „Dort“ immer ein „Hier“ ist, das nicht in der Reichweite der Bewohner liegt, zeigt sich auch darin, dass die Anderen (Bewohner) immer „Dort“ sind. Aber auch das Hier der Bewohner kann durch Bewegung in Raum und Zeit zum Dort, das Dort zum Hier werden und auf unterschiedli-

che Maßstabsebenen übertragen werden. So zeigt sich bei Herrn Ribbek eine Veränderung des aktuellen Hiers zum Dort, wenn sich der Bezug ändert:

„... und heute liebt jeder dieses [Bauwerk Hannovers] dort.“

„... auch dort [am Marktplatz] muss man sagen, [herrscht] durchgehend Verkehr...“

In diesen Zitaten von Herrn Ribbek „entfernt“ sich Hannover zum „Dort“, ebenso wie das Ortsgeschehen, das in eine Handlungs-Distanz – verglichen mit den vorherigen Zitaten – rückt, weil es in diesem Moment nicht mehr bedeutsam ist. „Hier“ und „Dort“ sind raum-zeitliche Verweise auf die Handlungspraktiken der Bewohner, die sich durch Verschiebung des Relevanzfokus jederzeit ändern können. Generell zeigt die semantische Nutzung des Hiers (bzw. Dorts) an, welches Hier (bzw. Dort) für welchen Bewohner und seine Verortung wie bedeutsam ist.

Fazit: Zur Wahrnehmung des Selbst im Suburbanen

Im Rahmen ihrer Selbstpositionierung identifizieren sich einige Bewohner als Städter bzw. städtisch, Dörfler bzw. dörflich oder zeigen sich indifferent gegenüber raumbezogene Zugehörigkeitszuschreibungen (Abb. 24). Diese Selbstzuordnung verweist auf relativ persistente persönliche Präferenzen (Dispositionen) hinsichtlich bestimmter räumlicher Merkmale und Eigenschaften, die man für sich und sein Selbstkonzept proklamieren möchte. Folglich spiegelt die (Nicht-)Identifikation mit dem Raum bzw. mit der (sozial praktizierten) Räumlichkeit die Selbstwahrnehmung und -kategorisierung der Bewohner wider. Dafür greifen die Bewohner auf Stereotype zurück: So ist man als Urbanit offen, tolerant und selbstbestimmt, während man sich als Dörfler Werten, die mit Tradition, Konformismus und Gemeinschaft in Zusammenhang gebracht werden, verschrieben fühlt. Daneben gibt es aber auch zahlreiche Bewohner, für die ein Raumbezug zur Selbstvergewisserung irrelevant ist. Diese Bewohner weisen eine neutrale Haltung auf und ordnen ihr „Wosein“ als Teil ihres „Wieseins“ ihrem allgemeinen Sosein unter. Der Wohnstandort spielt für das Selbst-Bewusstsein dieser Bewohner keine Rolle, solange sie ihre Bedürfnisse und Ziele an dem gewählten Ort umsetzen können. Zum Wohlfühlen und zur Verwirklichung eines gelingenden Alltags im Suburbanen bedarf es keiner sozial-räumlichen Festlegung

des Ichs, und so wird eine neutrale Position von vielen Bewohnern im Dazwischen ein- und positiv wahrgenommen, weil man frei wählen kann, wer man wo und wie sein will – aber auch nicht muss.

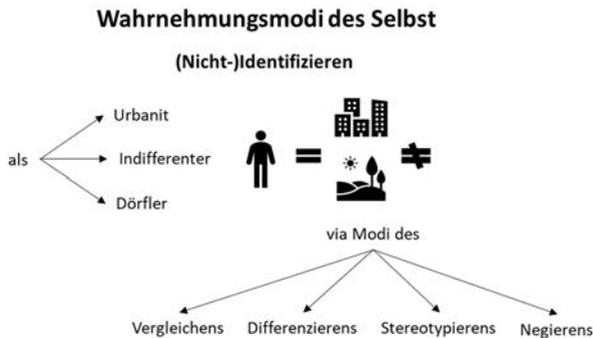


Abbildung 24: Neben- und Miteinander von Wahrnehmungsmodi des Selbst im Suburbanen.
Quelle: A. Göb

Für die Bewohner, die eine Selbstbeschreibung vornehmen, z. B. als Städter, ist es unerlässlich, diese Zugehörigkeit zu betonen, um ihr Selbstbild – im Suburbanen – zu bewahren. Da sie in einem Raum leben, der nicht mit ihrer Selbstpositionierung übereinstimmt, findet eine „Grenzverschiebung“ statt: Die Bewohner projizieren sich in den „richtigen Raum“ hinein, also in den, dem man sich zugehörig fühlt, inklusive der damit in Verbindung gebrachten Einstellungs- und Verhaltensweisen. Hierfür kommt der räumlichen Nähe zur Stadt, die meist mit einer sozialen bzw. habituellen Nähe gleichgesetzt wird, ein zentraler Stellenwert zu, denn sie intensiviert das Gefühl, in der Stadt zu sein („mentale Grenzverschiebung“). Bei Bewohnern, die sich als Dörfler positionieren, findet ebenfalls eine „Grenzverschiebung“ statt: Sie konservieren den Zustand des Vergangenen, des als Dorf wahrgenommenen Ortes, und transferieren diese Erinnerung in ihr aktuelles Hier und Jetzt. Dazu bringen sie das Dorf in ihre zeitliche Nähe („zeitliche Grenzverschiebung“) und verweisen auf Orte von früher oder auf diejenigen, die für sie dörfliche Charakteristika wie Zusammenhalt verkörpern (z. B. den Friedhof, wo man langjährige Bekannte trifft). Daneben nutzen manche Bewohner die Prestigelosigkeit des Ortes zur Distinktion, also um sich über diesen hinweg (Urbaniten) oder „mit“ diesem (Indifferente, Dörfler) zu profilieren, sich

noch urbaner oder überhaupt erst zu jemand Besonderem zu machen. Wichtig ist den Bewohnern bei ihrer Identifikation mit stereotypisierten Raum- und Eigenschaftszuschreibungen, dass sie diese auch erleben können. Daraus leitet sich die Frage ab, wie sie ihr gewünschtes (urbanes bis dörfliches) Leben im Suburbanen führen können, dabei Dissonanzen (in Hinblick auf ihre Raumpräferenz und -zuordnung) vermeiden und welche Anpassungsmaßnahmen sie hierfür treffen müssen.

Diskussion und Rückbindung der Ergebnisse an den Forschungsgegenstand

Eine Identifikation des Selbst über eine raumbezogene Zugehörigkeitszuschreibung nehmen nicht alle Bewohner (in gleicher Intensität und Persistenz) vor. Die Zuordnung zu einem Raum bzw. zu einer der diesem Raumtyp zugewiesenen Einstellungs- und Verhaltensweisen beanspruchen Dörfler wie Städter gleichermaßen. Dabei greifen sie auf Stereotype zurück, die sie auch für ihre eigene Identitätskonstruktion nutzen, die aber nicht immer eindeutig (inhaltlich und sprachlich explizit) sind. Als Idealtypen stellt auch Dirksmeier (2009) diese zwei Antipoden einander gegenüber, um einen urbanen Habitus und diesen konstituierende Umgangsweisen im arkadischen Raum¹⁷⁴ nachzuvollziehen. Dirksmeier weist nach, dass „Dörfler“ und „Städter“ unterschiedliche Einstellungs- und Verhaltensweisen – bezogen auf Praktiken der Individuation (in der Reflexion des Selbst) und der Begegnung mit Fremden – aufzeigen, die sich in einem differenziellen Handlungsspielraum (Kontingenzrahmen) manifestieren. Wenngleich es in seiner Arbeit um die Bestätigung der These der Urbanisierung der Gegenwartsgesellschaft geht, zeigt Dirksmeier über die Kontrastierung „städtisch-ländlich“, dass es mindestens zwei Deutungsweisen im und auf den arkadischen Raum gibt. Die Varianz zwischen den „Extremen“ wird nicht herausgestellt und ist auch in meiner Arbeit nur rekonstruktiv möglich, da die Selbstidentifikation und -reflexion als „Zwischenmensch“ von den Bewohnern verbal nicht erfasst wird, werden kann oder soll. Denn ein „Sich-nicht-entscheiden-Können“ oder „-Wollen“ für die eine oder andere „Seite“ stellt man nicht als Charaktereigenschaft

174 Arkadische Räume sind Räume, die eine Mittelstellung einnehmen, d. h. urbanisiert, aber nicht städtisch sind und sich durch eine landschaftlich attraktive Lage auszeichnen (Dirksmeier 2009: 177 ff.).

und Qualität der eigenen Ich-Identität heraus. Als Raumqualität wird diese Unbestimmtheit jedoch überwiegend positiv ausgelegt, weil sie eine Deutungsoffenheit offeriert, die Rechtfertigungsnarrative obsolet macht. So kann jeder Bewohner unproblematisch in einem als uneindeutig charakterisierten Raum uneindeutig agieren, ohne dass dies Fragen aufwirft.

Über die Darstellung der Bewohnerbeziehung zur Großstadt nimmt Menzls Studie (2007: 324 ff.) indirekt Bezug auf Positionierungsweisen der Bewohner, um aufzuzeigen, wie Wohnstandortentscheidungen retrospektiv bewertet werden. Dafür stellt er vier Beziehungstypen heraus: Großstadt-Schwärmer sind stadtaffin und wollen dies, im Rahmen ihrer Wohnstandortwahl, auch bleiben. Lage und Anbindung des neuen Wohnstandortes ermöglichen ihnen die Aufrechterhaltung urbaner Praktiken als Teil ihres Lebensstils, den sie trotz des Umzugs nicht aufgeben wollen. Lebensphasen-Großstädter haben dagegen mit ihrer städtischen Phase abgeschlossen, wenn sie die Stadt verlassen, die sie zur Umsetzung ihres Lebensentwurfs auch nicht benötigen, z. B. für eine Familiengründung. Als dritter Typ werden Großstadt-Indifferente benannt, die – wie auch in meiner Untersuchung gezeigt werden kann – dem Raum als solchem keine Bedeutung beimessen, da sie ausschließlich auf den Mikrostandort „Heim“ fokussiert sind und darüber eine Bindung und Identifikation mit dem Ort entwickeln. Als Großstadt-Feinde werden von Menzl die Bewohner bezeichnet, die die Stadt als Belastung und Bedrohung wahrnehmen, diese meiden und sich ein Leben in dieser nicht (mehr) vorstellen können.

Meine Ergebnisse zeigen, dass manche Bewohner sich durch eine klare Positionierung (in)direkt dazu aufgerufen fühlen, sich zu legitimieren, warum man als Städter nicht in der Stadt, als Dörfler nicht auf dem Land wohnt. Dies geschieht in den Fällen, in denen externe, nicht beeinflussbare Faktoren zum Zuzug geführt haben (hohe Miet- bzw. Grundstückspreise) oder Veränderungen des Raums initiiert wurden (durch baulich-funktionale Diversifizierung), nachdem man dort schon lange wohnhaft war. Dabei verweist die Selbstpositionierung der Untersuchungsteilnehmer in Altwarmbüchen und Hemmingen-Westerfeld darauf, dass man sich als Dörfler wie Städter – trotz vermeintlicher Inkongruenz von Raum und Selbst – im Suburbanen wiederfinden und ein zufriedenes Leben vor Ort führen kann, ohne seine Zugehörigkeitszuschreibung – wie bei Menzl in ähnlicher Weise herausgestellt – aufgeben zu müssen. Anhand meiner Ergebnisse kann ich darlegen, dass die

Fokussierung auf die Stadt („urban bias“-Perspektive) zu kurz greift und dem anderen Pol, dem Dorf bzw. dem ländlichen Raum, im Stadt-Land-Kontinuum eine ebenso wichtige Rolle zur Selbst-Bestimmung (Abgrenzung) der Bewohner-Identität zukommt. Genauso ist der Eigenwert des Dazwischen zu betonen, der aufgrund der Absenz von diesbezüglichen Sprechakten kaum erkennbar wird und in Menzls Studie gänzlich unberücksichtigt bleibt. Doch gibt gerade die Berücksichtigung der raumbezogenen (Nicht-)Identifikation Aufschluss darüber, wer lieber woanders wäre, es aber unter den gegebenen Umständen (die es aufzudecken und zu kontextualisieren gilt) nicht sein kann und wie weit man sich von dem eigenen Raumbild unter welchen Bedingungen zu entfernen bereit ist.

9 Zur Wohnstandortentscheidung

Warum sich Bewohner, die eine in ihrer Ich-Identität verankerte Zuschreibung als Urbanit, Dörfler oder auch Indifferenter haben, im Suburbanen verorten, diesen Wohnstandort also mehr oder weniger bewusst, mehr oder weniger freiwillig als Ausgangspunkt des eigenen Lebens wählen, zeige ich im Folgenden auf (Abb. 25).

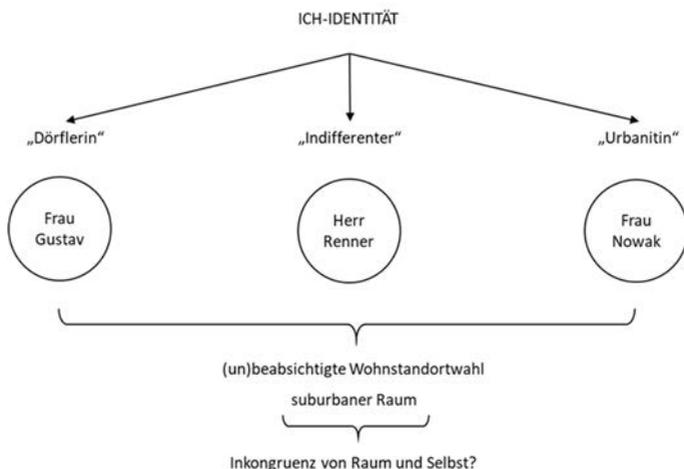


Abbildung 25: Zur Ich-Identität und der Frage nach der „Raum-Passung“ am Beispiel der Untersuchungsteilnehmer Frau Gustav, Herr Renner und Frau Nowak (schematische Darstellung).
Quelle: A. Göb

Wanderungen in den suburbanen Raum – deren Anlässe, Motive und Muster – werden als vorgelagerte Entscheidung für einen Alltag bzw. ein Leben im Suburbanen betrachtet. Dabei wirkt sich die Wahl des Wohnstandortes fördernd und/oder hemmend auf die Ausbildung von (stabilen) Alltagsarrangements und die Verwirklichung von Lebensentwürfen der Bewohner und

ihrer Aktionsräume aus. Um das gegenwärtige Alltagsleben im Suburbanen mit vergangenen und zukünftigen Handlungsabsichten in einen Kontext zu stellen, habe ich die Bewohner im Interview gefragt, wie sie an diesen Ort gekommen sind (Einstiegsfrage) und ob sie – unter welchen Voraussetzungen – bleiben möchten (Abschlussfrage).¹⁷⁵

9.1 Vergangene Zeiten – eine Retrospektive

Bevor sich die Bewohner im Suburbanen wiederfinden, müssen sie eine Reihe von Entscheidungen treffen, die das Was und Wo ihrer Suche betreffen. Ihrem Such- und Findungsprozess geht die Benennung eines Umzugsanlasses voraus, der sich in den meisten Fällen als komplexer Zusammenhang verschiedenster, z. T. konkurrierender Motivlagen darstellt.

Auslöser für die Wanderungsentscheidung der Bewohner war in den meisten Fällen der Wunsch nach einer Wohnraumvergrößerung. Diese wurde oft mit der anstehenden Familienplanung oder -erweiterung (Althaus, Richartz, Jüngst, Reimann, Assmann, Schmitz, Gilles, Jablonski) begründet.

„Als unser erstes Kind unterwegs war haben wir gesagt, wir möchten entweder eine gebrauchte Immobilie [kaufen] oder ein Haus mit Garten bauen; eins von beidem, damit das Kind halt mehr Auslauf hat oder mehr Grün oder bessere Luft.“ (Frau Richartz)

Dabei wird das Bedürfnis nach „mehr Raum“ vielfach ergänzt um das nach dem „eigenen Raum“, d. h. Eigentumserwerb (Dombrindt, Dedendorf, Gustav, Ginter, Baal, Renner, Vohwinkel, Quellhorst). Die Immobilie dient dann als emotionaler Sehnsuchtsort der Selbstverwirklichung und Sesshaftwerdung oder als Wertanlage, die das rationale Kalkül einiger weniger Bewohner widerspiegelt.

„Es ist für uns wirklich eine Altersvorsorge, Strategie der Altersvorsorge und die ist halt erstmal zufällig hier gewesen.“ (Frau Nowak)

Daneben werden auch berufliche Gründe genannt, die, wie damals bei Herrn und Frau Zehnpfennig aus [einer niedersächsischen Großstadt], zum Zuzug bewogen haben:

175 Die Wohndauer der Befragten zum Zeitpunkt der Erhebung lag zwischen drei Monaten und 50 Jahren, im Durchschnitt der 45 Untersuchungsteilnehmer bei 25 Jahren.

„Damals [war] die Wohnungslage noch ziemlich schwierig, nicht wie heute... [...]. Aber jedenfalls damals war es eigentlich nur eine annehmbare Wohnung, [die] auch preislich zu bekommen [war].“ (Herr Zehnpfennig)

Diese wurde mit Bundesmitteln bezuschusst und war mit einem Besetzungsrecht [für bestimmte Berufsgruppen] belegt, welches es Familie Zehnpfennig (als Paar mit zwei Kindern) Anfang der 1970er-Jahre ermöglichte, in den Neubau im Wohnpark Hemmingen-Westerfeld zu ziehen, der obendrein viel moderner ausgestattet war als viele städtische Wohnungen in Hannover. Aufgrund von beruflichen Verpflichtungen zogen auch Ribbeks, Abels und Ginters aus [verschiedenen Bundesländern] zu, die gezielt „im Umfeld“ der Kernstadt Hannovers suchten:

„Fünf bis zwanzig Kilometer entfernt. Das ist das übliche Umfeld, was man sich dann so anschaut [...] wobei man Altwarmbüchen natürlich nicht kannte, aber den Raum schon.“ (Herr Ribbek)

Als restriktiver Faktor ihrer Wohnraumsuche machte sich in den 1960er-Jahren auch bemerkbar, dass...

„... Hannover wie andere Städte, insbesondere auch die Innenstadt, platt gebombt war. [...] An eine Wohnung war in Hannover nicht zu denken. [...] Das heißt, der Drang ging in die Region Hannover. [...] Das war der Trend der '60er- und '70er-Jahre aus der Stadt heraus. Einmal aus der Notwendigkeit, zum anderen aber auch aus dem Bewusstsein, [...] Eigentum zu gründen.“ (Herr Ginter)

Die wohn(bau)lichen Gründe (Wohnungsgröße und -ausstattung, z.B. ein eigener Garten, Garage(n) oder viele frei verfügbare Parkplätze), die von den Bewohnern vorgebracht werden, schließen oftmals das Wohnumfeld als zentrales Kriterium bei der Wohnstandortwahl ein. Darunter fallen verkehrliche und landschaftliche Aspekte der An- und Einbindung, die „stimmen“ müssen, genauso wie infrastrukturelle Ausstattungsmerkmale¹⁷⁶.

176 Unter Infrastruktur subsumieren sich die Begriffe „Soziale Infrastruktur“ wie auch „Technische Infrastruktur“, die „bestimmte unverzichtbare Funktionen für moderne Gesellschaften und eine staatliche Gewährleistungsverantwortung bzw. Trägerschaft [...]“ umfassen (Schmidt/Monstadt 2018: 976 f.). Zur Sozialen Infrastruktur zählen u. a. das Bildungs- und Gesundheitswesen, Sozial-, Kultur-, Erholungs-, Freizeit- und Sporteinrichtungen sowie

„Weil [wir] hier die Infrastruktur aber auch gut fanden. Wir haben jetzt lange in der Stadt gewohnt mit den Kindern [...] und wollten gerne den Stadtbahnanschluss haben, meine Eltern wollten wir gerne haben. Und gut, Altwarmbüchen hat halt alles, was so Familien, finden wir, benötigen. Also wir haben alle Schulformen, wir haben Kindergärten, wir haben viele Sportvereine und so etwas. Also wir sind nicht auf ein Auto angewiesen, das war uns total wichtig, weil wir alles mit dem Fahrrad hier machen. Deswegen sind wir hierhergezogen.“ (Frau Jüngst)

„Was mir gefiel war von vorne rein die stadtnahe Lage bezogen auf meine [Arbeitsstelle]. Also die Erreichbarkeit über die [Autobahn] ... also nicht zu weit weg aber auch nicht zu nah dran. Also die sehr gute Verkehrsanbindung [...]. Im Laufe der Jahre kam natürlich dann mit Kindern die perfekte Schulausstattung hier rings rum zum Tragen... also Gymnasium, da drüben der Kindergarten [Entfernungsangabe]. Was mich zu der Zeit [des Zuzugs als Alleinstehender] ehrlich gesagt überhaupt nicht interessiert hat. Aber war ja eine nette Beigabe später dann.“ (Herr Dombrindt)

Diese Argumentationslinie steht exemplarisch für alle Bewohner. Denn die Ausstattung mit wohnortnahen Versorgungseinrichtungen, Infrastrukturen und deren (fußläufige) Lage ist den Zuzüglern besonders wichtig, „gerade bei berufstätigen Frauen, [sonst] ist man da Chauffeur. [...] Und das ist hier so unglaublich ideal, das können Sie sich gar nicht vorstellen“ (Ribbek).

Für Frau Jablonski stand dabei v. a. die Familien- bzw. Kinderfreundlichkeit des Wohnortes im Fokus, den sie als Single ohne Kind(er) oder als (kinderloses) Paar nie in Betracht gezogen hätte.

„Das Leben mit Kindern ist hier wirklich spitzenmäßig. [...] Der Kindergarten ist fußläufig erreichbar. Dann haben wir hier ein Hallenbad um die Ecke und wenn wir einkaufen wollen, brauchen wir auch nur zu Fuß hinlaufen. Also es ist hier sehr, sehr gut eingebunden alles.

die öffentliche Verwaltung. Die Technische Infrastruktur unterteilt sich in Verkehrs-, Informations- und Kommunikations- sowie Ver- und Entsorgungssysteme (darunter: die Wasserversorgung, die Energiewirtschaft sowie die Abwasser- und Abfallentsorgung).

Gerade eben auch für die Kinder: Schule, Kindergarten, alles in der Nähe...“ (Frau Jablonski)

Für manche Zuzügler ist aber auch das Zusammenleben unter Gleichgesinnten in einem homogenen Wohnumfeld ein relevanter Beweggrund und Faktor bei der Standortwahl. Frau Klötsch und Herr Althaus suchten gezielt „gut situierte Menschen“ bzw. einen „höheren Standard“, ähnliche Menschen in ähnlicher Lebenslage und -phase. Andere Bewohner wollen mit ihrem Zuzug nach Altwarmbüchen bzw. Hemmingen-Westerfeld einen sozialen Aufstieg forcieren. Bei Familie Baal und Kox wird dieser durch den Bau eines Einfamilienhauses, als Kontrast zu den beengten Wohnverhältnissen am vorherigen Wohnort, vorangetrieben und damit auf eine Steigerung der Lebensqualität gehofft.

Das Kriterium der „Nähe zu“ scheint allen Bewohnern wichtig zu sein. So wird sowohl die „Nähe zur Natur“ hervorgehoben als auch die „Nähe zur Stadt“, d. h. die Lage dazwischen, um beides schnell und unkompliziert erreichen zu können. Außerdem ist es die Bezahlbarkeit, die die Wohnstandortwahl (mit) begründet. Denn im Gegensatz zu anderen Standorten ist das Leben in Eigentum oder Miete hier (noch) finanzierbar. Die problematische Situation auf dem Immobilienmarkt wird von vielen neu Zugezogenen als Hemmnis, überhaupt etwas „Passendes“ zu finden, vorgebracht. Aus diesem Grund dauert die Wohnraumsuche bei vielen der „Neuen“ durchschnittlich zwei Jahre. Erst dann haben sie das gefunden, was sie gesucht haben – mehr oder weniger jedenfalls (Klötsch, Althaus, Jüngst, Quellhorst, Baal, Nowak, Gehring, Assmann).

„Wir wären am liebsten in Hannover wohnen geblieben... dort haben wir nichts gefunden, was wir hätten bezahlen können und uns gleichzeitig gefallen hätte. [...] Und mir war wichtig, dass ich auch von dem zukünftigen Wohnort per Fahrrad meinen Arbeitsort erreichen [kann].“ (Frau Nowak)

Neben dem unzureichenden und begrenzten Angebot des Marktes (objektive Faktoren), sind es v. a. die eigenen finanziellen Ressourcen (subjektive Faktoren), die letztlich darüber entscheiden, wo was und in welcher Form verwirklicht werden kann. Zufall und Glück scheinen aber auch dazuzugehören. Daher nehmen es einige Bewohner als Ärgernis wahr, dass Bestandsimmobilien gar nicht erst auf den Markt kommen,

„... denn alle Häuser, die hier verkauft werden, gehen unter der Hand weg. [...] [Wir dachten], da muss doch mal irgendwann was weggehen..., geht auch... alles unter der Hand, alles unter der Hand.“
(Herr Dedendorf)

Von dieser Praxis berichten insbesondere die Bewohner, die davon profitiert haben: Frau Assmann, Frau Gehring und Frau Jüngst haben ihre Häuser nur über informelle Beziehungen erhalten. Die meisten Bewohner suchten auf Online-Portalen, in der Zeitung und bei Sparkassen/Banken, aber auch direkt vor Ort durch das Abfahren von Straßenzügen und im Gespräch mit Eigentümern. In Bezug auf den Wunsch- bzw. Wahlstandort bemängelt Herr Dedendorf deshalb, dass es „keine Baulücken, kein Bauland, keine Gebrauchthäuser“ gab und gibt. Er stand zwar auf der Warteliste für ein Grundstück im damaligen Neubaugebiet, bekam dort aber keinen Bauplatz. Anders verlief es bei Frau Gilles, die im Vergabesystem „besser“ gepunktet wurde.

„Da bewirbt man sich für und sagt, man möchte gerne ein Baugrundstück im Gemeindegebiet haben und dann hat man irgendwann Glück oder Pech [...], wird dann gepunktet und landet dann an gewisser Stelle und kann sich dann Grundstücke aussuchen.“ (Frau Gilles)

Dass „dann“ aber eine lange Zeit sein kann, macht Frau Gilles deutlich, indem sie darauf hinweist, dass sie „zehn Jahre, zehn..., also ich kann es gar nicht so richtig sagen. Also auf jeden Fall war es eine lange Zeit“ auf der Liste gestanden hat.

Obwohl die niedrigeren Kosten immer noch als Argument für die Suche nach Wohnraum im Suburbanen angeführt werden, steigen die Grundstückspreise in den Untersuchungsräumen, wie die kürzlich zugezogenen Bewohner zu ihrem Leidwesen feststellen mussten, seit einigen Jahren rapide an.

„[Mittlerweile liegen] wir hier bei 240 Euro pro Quadratmeter und sobald es über die Grenze geht, über die städtische Grenze [...] sind Sie sofort über 300 Euro, bis zu 400 Euro den Quadratmeter.“
(Herr Dedendorf)

„Die Immobilien sind tatsächlich in den letzten Jahren so teuer geworden, aber überall, das betrifft dann nicht nur Altwarmbüchen, das betrifft alle Städte – glaube ich – und alles Drumherum... Gefühlt ist

es für eine, ich sage mal, Durchschnittsfamilie, und wir sind beide [Beamte], wir sind relativ gut aufgestellt was das angeht, [...] [aber] für Familien [ist es] sehr schwierig hier zu bauen.“ (Frau Jüngst)

Selbst für Gutverdiener ist Altwarmbüchen bzw. Hemmingen-Westerfeld inzwischen fast zu teuer geworden, was die Suche nach dem passenden Wohnraum, insbesondere für Familien, erheblich erschwert. Zwar werden durch den Generationenwechsel sukzessive Bestandsimmobilien frei, doch drängen zu viele Interessierte aus der Stadt Hannover in ihr „nächstes“ Umfeld, um Wohnraum zu finden: In Altwarmbüchen und Hemmingen-Westerfeld übersteigt die Nachfrage das Angebot. Die meisten der aktuell Zugezogenen kommen aus der Stadt, von der Stadtinnenrandgrenze Hannovers. Bei diesem Wanderungsstrom zeigt sich, dass diejenigen, die vorher im südwestlichen Randbereich der Stadt wohnten, nach Hemmingen-Westerfeld, diejenigen, die im nordöstlichen Randbereich wohnten, nach Altwarmbüchen gezogen sind, also in ihrem unmittelbaren Umkreis auf Wohnungssuche gegangen sind. Diese „Bekanntheit“ spielt eine nicht unbedeutende Rolle für die Zuzügler, da mit dieser ein Gefühl von Vertrautheit verbunden ist – das Gefühl, zu wissen, worauf man sich einlässt. Für Herrn Althaus war „Hemmingen [...] ja nicht unbekannt. Meine Frau hat hier ihre Jugend verbracht.“ Mit der Festlegung eines Such-Trajekts („Nordosten von Hannover“) haben sich z.B. Quellhorsts gezielt von „innen nach außen“, von der Stadt ins Umland, vorgearbeitet.

„Es sind Luftlinie 2,1 Kilometer von dort, wo wir bis dahin gewohnt hatten. Unsere Nachbarschaft, haben wir immer noch das Gefühl, die ist eigentlich in [einem Stadtteil Hannovers] und wir fühlen uns immer noch [...] zugehörig, ja.“ (Frau Nowak)

Infolge der Nahwanderung – von der Randinnen- zur -außenseite – müssen nicht alle Netzwerke abgebrochen werden. Dadurch können viele Orientierungsmuster der Bewohner (vorerst oder ganz) beibehalten und die z.T. unfreiwillige räumliche Veränderung (keinen Wohnraum in der Stadt gefunden zu haben) kompensiert werden.

Bei Herrn Engel lag seine „Wohn-Destination“ auf dem Arbeitsweg. Er „fuhr auf der Autobahn an Altwarmbüchen vorbei und [da] habe ich unter anderem mal gesagt, ‚guckste mal da rein‘“. Ähnlich war es bei Herrn Dombrindt, der Freunde im Ort besucht hatte und ein Schild im Fenster

eines Hauses mit der Aufschrift „Zu verkaufen“ sah. Zur Strategie der Wohnraumsuche gehört, dass zuerst die Festlegung auf einen Ort erfolgt, auf den sich die Bewohner fortan konzentrieren, um ihre „Raum-Suche“ nicht immer wieder von vorne anfangen zu müssen.

„Altwarmbüchen hat mich immer gereizt. [...] Deswegen haben wir gesagt, okay wir suchen hier was...“ (Frau Klötsch)

Sobald die „must haves“ an Standortanforderungen gegeben waren und/oder als fehlend akzeptiert worden sind, fokussierte sich die Suche der heutigen Bewohner meist auf Angebote im Ort und, mangels Auswahl, weniger entlang von bestimmten Wohnquartieren.

9.2 Hier und Heute – der Blick auf die gegenwärtige Situation

Aus den Erzählungen der Bewohner wird ersichtlich, dass Umzugsanlass, Motive und die Verräumlichung der Suche ineinander spielen und im Suchprozess kaum voneinander separiert werden können – aber auch nicht müssen. Erschwerend kommt hinzu, dass Begründungen für die Wohnstandortentscheidung ex post zur Explikation gebracht werden, sich an der (Un)zufriedenheit der gegenwärtigen Wohnsituation orientieren und abhängig von der Wohndauer sind. Dadurch werden einstige Motive und Entscheidungszusammenhänge vielfach anders wahrgenommen und bewertet, z. T. auch verklärt.¹⁷⁷ Die Zurückweisung bei der Grundstücksvergabe im Neubaugebiet wird im Nachgang sogar affirmativ ausgelegt:

„Ich würde da übrigens nicht hinbauen, weil ich da den hohen Grundwasserspiegel sehe [...] und dann halte ich es für sehr wagemutig dort zu bauen.“ (Herr Dedendorf)

177 „Das Eingeständnis, dass man in einer ausgesprochen schlechten Wohngegend wohnt, die Wohnung zu eng, die Raumaufteilung ausgesprochen ungünstig ist und die Wohngebäude baufällig und heruntergekommen sind, steht im Widerspruch zu dem Wunsch nach einem positiven Selbstbildnis und dem Bedürfnis nach Anerkennung: Man wäre ja ein Versager, wenn man es nicht fertig brächte, hier wegzuziehen. Das Ergebnis von Wohnzufriedenheitsbefragungen gibt also weniger die wahre Wohnzufriedenheit wieder, sondern legt vielmehr Mechanismen der Selbstverteidigung offen“ (Flade 1987: 73 zitiert nach Köppen 2005: 45).

„... nachdem wir da [Adresse] fündig geworden sind, haben wir uns da von der Liste runtergenommen, weil sonst hätten wir da bestimmt was gebaut. [...] Ich bin ja im [Ehrenamt tätig], also muss ich zusehen, dass mein Lebensmittelpunkt irgendwo in diesem Bereich [lokalisiert] ist.“ (Herr Rütten)

Auch Frau Assmann wollte lieber selbst bauen, sagt aber jetzt:

„Das ist schon gut gewesen so ein gebrauchtes Haus zu haben, wo man einfach sich sozusagen reinpflanzen muss und irgendwie auch mit klarkommen muss, sonst denkt man da immer hundertmal drüber nach und würde zu groß bauen.“ (Frau Assmann)

Die vielfältigen und komplexen – vor allem individuellen (Lebensphasen-, -lagen- und lebensentwurfsbezogenen) – Entscheidungskonstellationen der Bewohner zeigen, dass es nicht den einzelnen Faktor bei der Standortentscheidung gibt, sondern eine Reihe von internen und externen Bedingungen (wahrgenommen als Restriktion oder Chance) zusammenkommen (müssen), bis der Wohnstandort „da“ ist.

„Wir wollten einen ganz tollen Blick, das war uns unheimlich wichtig und den haben wir jetzt eigentlich nicht [lacht und zeigt aus dem Fenster]. [...] Wir wollten unbedingt einen Keller... diese Häuser haben aber keinen Keller. [...] Und dann war es die Nähe zur Stadt, dann war es gleichzeitig die Nähe zur Natur... und im Nachhinein sind Kriterien entstanden, die ich so hätte aufschreiben wollen aber so vorher gar nicht kannte.“ (Frau Assmann)

Neben der unvollständigen Information über den Ort – „nähere Infos über Altwarmbüchen hatte ich zu der Zeit gar nicht“ (Dombrindt) –, die dort lebenden Menschen (insbesondere die Nachbarn), aber auch die eigene Unklarheit, was wirklich wichtig bzw. wichtiger ist oder wird – „ich habe damals nicht bedacht, da näher [an die Grundschule] ran zu ziehen“ (Baal) –, scheint es letztlich das Gefühl zu sein, das sich in dem Haus bzw. der Wohnung einstellt und die Entscheidung bringt. Der emotive Eindruck wird zur Antwort auf die Frage, ob man sich vorstellen kann, sich hier (langfristig) niederlassen zu wollen.

„Als ich hier reinkam, dachte ich gleich: Das ist es...“ (Frau Gehring)

..., obwohl sie von Hemmingen-Westerfeld als Wohnstandort zunächst gar nicht begeistert war. Ihr Entscheidungsfokus lag in diesem Moment nur noch auf den eigenen vier Wänden, weshalb Bedenken vernachlässigt bzw. in der Hoffnung schöngeredet wurden, dass sich der Rest schon finden werde.

Dass Altwarmbüchen und Hemmingen-Westerfeld nicht die „erste Wahl“ bei der Wohnstandortsuche waren, ein Um- bzw. Zuzug in „die Region“, das Umland von Hannover, nicht unmittelbar intendiert war, schildern viele Bewohner. Sie verweisen damit auf eine Ausweichstrategie, die dem Wohnraummangel (damals wegen der Kriegszerstörung) durch erhöhte Nachfrage geschuldet ist. Der Entschluss zum Zuzug geht in den meisten Fällen mit einer rational-pragmatischen Abwägung der Vor- und Nachteile einher, zeigt sich als Kompromiss, der nicht nur auf das Preis-Leistungs-Verhältnis Bezug nimmt, sondern auch die unterschiedlichen Wohn(ort)präferenzen von Paaren widerspiegelt.

„Ich hätte schon gerne eigentlich stadtnäher gewohnt. Mein Mann hätte es tatsächlich auch fast noch ein bisschen weiter draußen haben können, sodass das hier ganz gut der Mittelweg war.“ (Frau Assmann)

Wie Frau Assmann und ihrem Mann geht es einigen Paaren (Zehnpfennig, Quellhorst, Reimann, Ginter, Joswig, Richartz, Reinhold), die die räumliche Mitte der konträren Wohnwünsche wählen, wobei die Frauen meist urbaner, v. a. „ausgestatteter“ leben möchten als ihre Partner.

„Unser gemeinsamer Wunsch war dann, insbesondere dann auch meiner Frau, dass wir nicht an den Deister [Region Hannover, 2. Ring] zogen [...], [weil] sie [...] sagte ‚du fährst nach Hannover und ich sitze hier draußen‘.“ (Herr Ginter)

Bei ihrem Zuzug in den 1960er-Jahren war Frau Ginter in Teilzeit beschäftigt und alleine, d. h. ohne Unterstützung ihres Mannes, für die Kinderbetreuung und Haushaltsführung zuständig (wie auch bei Frau Reinhold und Frau Gerold). Die Nähe zur Stadt war ihr besonders wichtig, da Altwarmbüchen damals ein monofunktionales Wohngebiet war, das, im Gegensatz zu den Orten „weiter draußen“, das Zusammenspiel von Familie und Beruf gerade noch ermöglichte. Die Berücksichtigung dessen scheint Müttern heute immer noch genauso wichtig und ein allgegenwärtiger Faktor bei der Wohnstandortwahl zu sein. Frau Dedendorf ruft in das Interview mit ihrem Mann

hinein: „Die Schulen, die musst du noch erwähnen“, worauf Herr Dedendorf ergänzt: „Genau, meine Frau denkt natürlich an die Schulen“. Stadtnähe und/oder die familienspezifische Infrastruktur stellen eine notwendige Entlastung für die Aufgaben dar, die zum Großteil immer noch von den Bewohnerinnen „in Eigenregie“ erledigt werden.

Eine Kompromissentscheidung „suburbaner Raum“ muss aber nicht negativ in Bezug auf ihre Bewertung sein, sondern kann und wird von den Bewohnern durchaus neutral bis positiv ausgelegt, verbindet für viele Bewohner Qualitäten aus beiden „Raum-Welten“ – der Stadt wie dem Land, schlicht die „Nähe zu“. So steht Frau Klötschs Aussage, dass sie Altwarmbüchen immer „gereizt“ hat wegen der „grüne[n] Fläche, der Nähe zur Innenstadt und alles kombiniert“, stellvertretend für einen zentralen Gedanken der Bewohner: Man muss sich nicht entscheiden, kann beides haben. Vermittelt über die geringe Entfernung („Nähe zu“) herrscht das Gefühl vor, dass es einem an nichts fehlt. Für Frau Klötsch erfüllt sich mit dem Zuzug sogar ein „Traum“ (aber auch für Althaus, Fink, Baal, Kox, Renner, Frey), der bei anderen Bewohnern unfreiwillig endet, weil man wegziehen muss. Das Paar Joswig muss sich wegen einer Eigenbedarfsanmeldung der Eigentümer etwas Neues suchen, etwas, das „genau deckungsgleich ist“ zu ihrem in den letzten 40 Jahren lieb gewonnenen suburbanen (T)Raum.

9.3 Für die Zukunft – prospektive Bestrebungen

Nach dem Zuzug stellt sich bei den meisten Bewohnern – mehr oder weniger schnell und mehr oder weniger intensiv – ein Zufriedenheitsgefühl ein. Dies äußert sich in dem Wunsch, bleiben zu wollen und bezieht sich sowohl auf den gesamten Wohnort als auch auf das unmittelbare Zuhause.

„Ich bin hier groß geworden, ich werde auch hier sterben.“ (Herr Yanko)

„Hier gehe ich nur mit den Füßen vorwärts raus.“ (Herr Engel)

Dass das Bleibenwollen nicht zwingend mit einer Begeisterung für den Ort, die Menschen oder die generelle Situation einhergehen muss, liegt zum einen in der Schließung des jeweiligen Lebensentwurfs, basierend auf biografischen Investitionen (z. B. der Netzwerkbildung vor Ort), zum anderen an der Immobilie, die räumlich (intendiert, z. T. noch finanziell) bindet. Zudem haben sich die meisten Bewohner eingerichtet, gewöhnt und möchten

sich nicht mehr um- oder neu orientieren – insbesondere in fortgeschrittenem Alter.

„Eigentlich müsste man als Rentner wieder zurück in die Stadt, wo ein bisschen mehr los ist... sage ich jetzt mal so ganz knapp. [Denn] Ruhe hat man ja später noch genug... [Aber] es ist wirklich schön hier zu leben. [...] [Obwohl] ich muss sagen, am Anfang fiel es mir sehr schwer hier in Altwarmbüchen. Ich meine nicht jetzt speziell Altwarmbüchen, sondern überhaupt das Land. Eigentlich bin ich ein Stadtkind...“ (Frau Reinhold)

„... jetzt ist alles sehr schön. [...] Ich finde es schön hier mittlerweile. Wenn man älter ist, und alles hier so kurze Wege [sind]... und die Menschen hier sind eigentlich auch alle sehr nett.“ (Frau Grund)

Erzählungen vom „Hierbleiben“ rekurrieren auf eine überwiegend pragmatische Einstellung der Bewohner: „Man kann hier eigentlich ganz zufrieden sein“ (Dombrindt), denn „es war keine schlechte Entscheidung, nach Altwarmbüchen zu ziehen“ (Engel, Abel), „man kann im Großen und Ganzen zufrieden sein“ (Zehnpfennig, Jablonski). Einschränkungen („eigentlich“), doppelte Verneinungen (nicht schlecht, aber eben auch nicht gut) wie oberflächliche Betrachtungsweisen („im Großen und Ganzen“) durchziehen die überwiegend emotionslosen Schilderungen bzw. Bilanzierungen, die das Leben im Suburbanen, mit Fokus auf Funktionalität und Zweckmäßigkeit, kennzeichnen.

„Es besteht kein Grund von hier wegzuziehen. Wobei man das nie ausschließen kann, aber ich wüsste gar nicht..., es gibt eigentlich nichts, also keinen Grund, ist ja alles okay.“ (Herr Dombrindt)

Einige Bewohner sind nach einem Aufenthalt an einem anderen Ort (zur Ausbildung und für den Berufseinstieg) in die Untersuchungsräume, die Orte ihrer Primärsozialisation, zurückgezogen (Jüngst, Fink). Andere haben diesen noch nie (oder nur kurz) verlassen (Ritter, Raabe, Yanko, Gustav, Meier, Ahlers, Joswig, Jaeger, Rütten) und beabsichtigen dies auch nicht.

„Ich war immer in Altwarmbüchen. Ich bin hier zur Schule gegangen die ganzen Jahre, ich habe in Hannover studiert, bin hier auch nicht weggezogen für die Zeit, weil mit der Straßenbahnanbindung das

eigentlich nicht nötig gewesen ist. Ja und so bleibt man hier einfach hängen.“ (Herr Raabe)

Ein „hängen bleiben“ nachdem man dort „gelandet“ ist (Jaeger, Gustav), scheint für einen funktionierenden Alltag und das Einstellen eines Wohlgefühls nicht hinderlich zu sein. Zudem offerieren Altwarmbüchen und Hemmingen-Westerfeld verschiedene Wohnformen für unterschiedliche Einkommensklassen, Haushaltsformen sowie Lebensphasen, weshalb ein Wegzug nicht zwingend ist, wie es die Beispiele von Frau Jaeger (12 Umzüge), Herrn Peters (5 Umzüge), Herrn Raabe (3 Umzüge) sowie der Herren Engel und Abel, Frau Reimann und Jungbauers (1 Umzug) deutlich machen. Der Wunsch, zu bleiben bezieht sich bei fast allen Bewohnern darauf, die eigenen vier Wände nicht mehr verlassen zu müssen, da man sich mit der Standortentscheidung arrangiert hat:

„Aber so wie es jetzt ist, ist es perfekt.“ (Herr Dombrindt)

Den Ort verlassen will hingegen Frau Jablonski, weil dieser ihrer Meinung nach ausschließlich ein Raum für Familien ist:

„... ich bin sehr zufrieden und glücklich so wie es jetzt ist, weil es eben jetzt mit der Familie toll ist aber [...] für mich ist Altwarmbüchen eine Zwischenstation, muss ich ganz ehrlich sagen. [...] Also wenn die Kinder aus dem Haus sind dann denke ich mir oder hoffe ich, dass sich unser Leben dann auch ändert.“ (Jablonski)

Frau Goetz harrt in Hemmingen-Westerfeld noch bis zur Schließung der Praxis ihres Mannes aus und will dann sofort, wegen unerträglicher Nachbarschaftsstreitigkeiten, wegziehen, Frau Schmitz wegen ihrer Präferenz für das Ländliche. Einen Übergangsraum stellt Hemmingen-Westerfeld auch für Frau Nowak dar, denn „es ist nicht so ‚Oh wow, hier bleiben wir jetzt den Rest unseres Lebens!‘, das glaube ich eher nicht.“ Sie macht es sich jetzt so schön wie es geht, sucht aber parallel nach einem anderen Wohnsitz. Andere Bewohner wiederum denken über Alternativen im Ausland nach und möchten evtl. sogar auswandern resp. einen Resthof¹⁷⁸ restaurieren.

178 „Resthöfe sind die Betriebsgrundstücke ehemaliger landwirtschaftlicher Betriebe, die mit einem Wohnhaus (Bauernhaus) und landwirtschaftlichen Betriebsgebäuden (Ställen, Scheunen, etc.) bebaut sind“ (Ruzyzka-Schwob 2004: 37).

„Wenn ich irgendeinen Resthof finde zwischen Hannover und Celle, so einen alten Bauernhof... da sind meine Frau und ich echt gewillt, wenn die Kinder so aus dem Gröbsten raus sind, dahinzuziehen. Jetzt zu kaufen, das aufzubauen. Das ist so ein Traum. Sollte das nicht stattfinden, bleiben wir. Ja, beziehungsweise... vielleicht zieht es mich doch noch nach Österreich zurück, sind wir auch am schwanken. [...] Das sind dann so extreme Dinger. ... Ansonsten werden wir in Altwarmbüchen alt werden. [...] Unser Haus ist halt altersgerecht gebaut [...], also, da kann [man] wirklich alt werden, mit allen Gebrechen was man so sich vorstellen kann. Das funktioniert.“ (Herr Rütten)¹⁷⁹

Während es so zu sein scheint, dass die Frauen eher bestimmen, wo man hinzieht, sind es die Männer in der Paarbeziehung, die eher entscheiden, ob man bleibt.

„Deshalb hat sie [Frau Abel, beide vor mehr als 40 Jahren aus Süddeutschland zugezogen] ein bisschen länger gebraucht bis sie sich da eingelebt hat, aber jetzt kommt halt im Alter die Sehnsucht nach den Bergen, aber mei... [...] Die Berge vermisste ich als Radfahrer nicht so sehr [lacht]. [...] Ich fühl mich hier daheim und wenn ich mich daheim fühle jetzt...“ (Herr Abel)

Manche warten einfach ab, was sich ergibt bzw. machen ihre Entscheidung von äußeren Rahmenbedingungen abhängig wie z.B. Herr Oberhaus, der seine Erwerbsbasis im Ort hat. Sollte er diese verkaufen, wäre er räumlich nicht mehr an Altwarmbüchen gebunden und könnte sich unterschiedlichste Wohnformen an unterschiedlichsten Orten vorstellen.

„... das würde ich mir eigentlich wünschen, so ein gemeinschaftliches Wohnen, wo man auch ein bisschen füreinander da ist... Ich lebe ja hier alleine und ja, manchmal ist es ja schon einsam. [...] Aber [was das Wohnen und Arbeiten anbelangt] bin ich noch recht offen. Das kann alles Mögliche sein. Ich habe da noch keine festen Vorstellungen. Ich kann auch einfach so weiter machen wie ich es bisher gemacht habe, das ist auch okay.“ (Herr Oberhaus)

179 Das sieht Herr Rütten tagtäglich bei seinem mittlerweile mobilitätseingeschränkten Nachbarn, der „nebenan“ alt wird.

Die Frage, ob man in Altwarmbüchen bzw. Hemmingen-Westerfeld bleibt, stellt sich für die meisten Bewohner allerdings erst gar nicht. Denn es ist die Alltagsroutine, die sich eingespielt hat, Bleiben weniger als „Zwang“ denn als „Freiheit“ empfunden wird. Deswegen kommt auch dem Zuhause eine besondere Relevanz zu: Es ist „das Normale, das Tägliche – Heimat, wie man immer so sagt“ (Feger), wo man sich entsprechend seiner eigenen Bedürfnisse eingerichtet hat. Dies scheint den meisten Bewohnern immer irgendwie zu gelingen. So ist auch der Vergleich mit anderen Standorten, verpassten (T)Räumen, im Alltag irrelevant, weil es das Zuhause ist – als Ausgangspunkt der Lebenswelt – das zu einem „passt“ (Reimann) bzw. das man sich über Jahre oft „nett und passig“ (Baal) gemacht hat. Ganz unbewusst, vielleicht auch ungewollt, nimmt bei vielen Bewohnern das Gefühl des „Heimischseins oder -werdens“¹⁸⁰ mit steigender Wohndauer zu, weil man sich zu Hause fühlt, sich ein Zuhause geschaffen hat.

„Das ist meine Heimat geworden würde ich sagen. Ich habe meine Kinder hier bekommen, habe hier geheiratet und mich wieder scheiden lassen. Ich bin schon verwurzelt hier.“ (Frau Jaeger)

Fazit: Zur Wohnstandortentscheidung

Die Wohnstandortwahl erfolgt im Modus des Abwägens. Die Wahl ist zu meist ein Kompromiss, der sich aus komplexen Konstellationen von Vor- und Nachteilen in der Bewertung des Ortes (Infrastrukturangebot, Lage, Anbindung), des Wohnraumangebots, aber auch der eigenen Lebenssituation ergibt (Abb. 26). In der vorwiegend pragmatischen Einstellung der Bewohner muss die Wahl des „Options“-Standortes aber nicht negativ behaftete sein, kann (im Laufe der Jahre) sogar an Bedeutung gewinnen. Im Suchprozess kommt es ohnehin – im Abgleich von Idealität und Realität – zu Anpassungen, einer Öffnung für Alternativen (Ausweichstrategie).

Was letztlich ausschlaggebend für die Wahl des Standortes „suburbaner Raum“ ist, ist das Preis-Leistungs-Verhältnis. So ist es den meisten Bewoh-

180 Ohne dabei den Wohnort als Heimat benennen zu müssen, denn das Zuhause-Empfinden kommt ohne den Heimatbegriff aus. Dieser wird am ehesten noch prozessual, als anzustrebender Zustand resp. Tätigkeit, Gefühl des Heimischseins und/oder -werdens verwendet (Göb 2019a, 2019b).

nern einsichtig, dass man hier (noch) „mehr für weniger“ erhält: Wohnraum, Parkplätze und Freiflächen bei einer soliden Grundausstattung. Auch bietet der suburbane Raum Paaren, die unterschiedliche räumliche Präferenzen haben, die Möglichkeit eines Mittelwegs, sodass beide Partner – mehr oder weniger – zufrieden mit der Wahl des Standortes sein können, weil über die Lage und Anbindung (Nähe zur Stadt und zum ländlichen Raum) das jeweils fehlende Pendant kompensiert werden kann (Kompensationsstrategie).

Im Abgleich mit der Bewohner-Sozialisation¹⁸¹ zeigt sich, dass diese (un)mittelbar Einfluss auf die Standortsuche und -wahl nimmt. Je nachdem, wie viele wohnbiografische Stationen die Bewohner in ihrem Leben bereits durchlaufen haben, d. h. wo sie (städtischer bis ländlicher Raum) wie weit von ihrem sozialisatorischen „Ursprungsort“ entfernt (regional, national, international) und für wie lange gelebt haben, können unterschiedliche Vergleichshorizonte für die Bewertung der aktuellen Wohnstandortsentscheidung herangezogen werden. Beruhend auf diesem Erfahrungswissen gelingen Relativierungen und Kontextualisierungen der wohnlichen Lage schneller, ohne dieser zu viel Wert beizumessen. Der neue, suburbane Wohnstandort ist dann nur noch einer unter vielen, der routiniert angeeignet und bewohnt wird.

Mit dem Erwerb von Wohneigentum wird für viele Menschen die Wohnstandortsentscheidung zu einer dauerhaften. Dabei spielt der Aspekt der Gewöhnung sowie die investierte Lebenszeit in den Aufbau von Wohn- und Alltagsarrangements (Gestaltung der eigenen vier Wände und sozialer Netzwerke) im Ort eine wesentliche Rolle. Heimisch wird man im Prozess der „Einpassung“ auch, wenn man sich habituell (wo)anders positionieren würde. Generell gilt: Man muss den Wohnort nicht mögen, um sich wohlfühlen, aber: Man kann es (erlernen). Indem man das anpasst, was einem wichtig ist, gelingt es allen Bewohnern, sich ein Zuhause zu schaffen. Dazu gehört aber auch die Betonung der Funktionalität und Zweckmäßigkeit des Ortes, die einem grundsätzlich alles ermöglicht, v. a. das unkomplizierte, schnelle Erreichen anderer Orte. Die „Nähe zu“, aber auch der Rückgriff auf relevante Versorgungseinrichtungen im Ort ist zentral für einen gelingenden Alltag

181 Aus dem Sample geht hervor, dass rd. ein Drittel der Bewohner im eher ländlichen Raum aufgewachsen sind und fast zwei Drittel der Bewohner am Stadtinnen- und -außenrand groß geworden sind und/oder dort zuvor gelebt haben.

und ein wichtiger Entscheidungsfaktor der Wohnstandortwahl. Die nüchterne, rational-pragmatische Haltung der Bewohner wird oft erst auf privater Ebene von einem emotionalen Handeln abgelöst und in dem Raum erlebbar, der Selbstbestimmtheit und Handlungsfreiheit verspricht.



Abbildung 26: Neben- und Miteinander von Modi der Wohnstandortentscheidung im Suburbanen.
Quelle: A. Göb

Diskussion und Rückbindung der Ergebnisse an den Forschungsgegenstand

Die Phasen der Wanderung (Abb. 27) und die darin aktualisierten personen-, wohnungs- und wohnumfeldbezogenen, finanziellen, aber auch beruflichen sowie persönlichen Gründe der Wanderung verweisen auf die Komplexität von Wanderungsgeschehnissen. Entscheidungskonstellationen, die bei der Wohnstandortentscheidung vorliegen, sind so spezifisch und z.T. ambivalent, dass sie (retrospektiv) kaum nachvollzogen werden können – weder von dem Untersuchungsteilnehmer noch von dem Forscher. Dennoch lassen sich die von mir gewonnenen Erkenntnisse zur „Standortentscheidung suburbaner Raum“ in die auf Stadt-Umland-Bewohner bezogene Studie des BMVBS (2007: 60 ff.) einbetten. Die in dieser empirischen Arbeit herausgestellten Motivbündel von Rückwanderern (ins Umland wie auch in die Stadt) und deren Wanderungsbewertung (von Wohn- und Mobilitätskosten) decken Entscheidungsmuster auf, die sich – unabhängig von dem Alter der Studie –

für Wanderungsereignisse generalisieren lassen, übertragbar sind und sich kaum zu verändern scheinen. Selbiges gilt für die in Menzls Studie aufgedeckten Wanderungsentscheidungen in den suburbanen Raum (2007: 127 ff.), die mit den hier aufgeführten Ergebnissen kongruent sind und nur in ihrer individuellen Zusammensetzung der jeweiligen „Bewohner-Welten“ variieren.

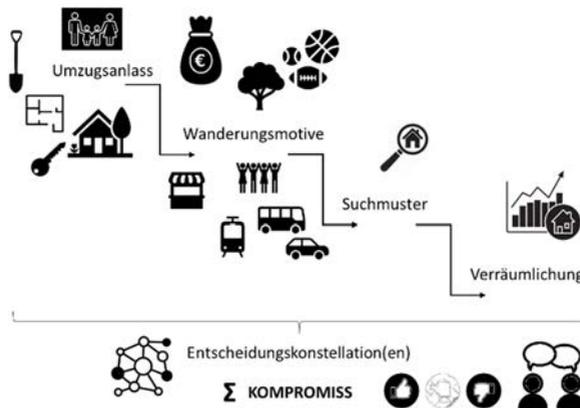


Abbildung 27: Idealtypischer Ablauf einer Wanderung (in Anlehnung an Menzl 2007).
Quelle: A. Göb

Generell ist festzustellen, dass Wanderungsphasen und Motive der Bewohner nur relativ originell resp. individuell sind und immer wieder in anderen Konstellationen auftreten. Die Nachfrage nach größerem Wohnraum, einem besseren Wohnumfeld und Familienfreundlichkeit sind Motive, die nicht nur im Suburbanen auftreten, sondern für den städtischen wie ländlichen Raum Gültigkeit besitzen und in der Verräumlichung von der Einschätzung und Bewertung der „Betroffenen“ abhängen. Was Breckner im Rahmen der Reurbanisierung über die Präferenzmuster städtischen Wohnens am Beispiel Hamburg formuliert, gilt entsprechend auch für suburbane Wohnstandorte: „Entscheidungen für oder gegen städtisches Wohnen [resp. Wohnen im Suburbanen] erfolgen [...] stets in Verbindung mit beruflichen Konstellationen, Mobilitätserfahrungen und -anforderungen sowie Alltagspraktiken in mehr oder minder befriedigenden städtischen Wirklichkeiten [resp. Wirklichkeiten im Suburbanen]. Welche Relevanz unterschiedliche Haushalte diesen Rah-

menbedingungen jeweils zuschreiben und welche Arrangements sich im [sub]urbanen Alltag daraus für welche Zeiträume herausbilden, erweist sich keineswegs als einheitlich. Städtisches Wohnen [resp. das Wohnen im Suburbanen] präsentiert sich empirisch als eine vielschichtige Landschaft von Kompromissen, die einzelne Personen für sich selbst und mehrere Mitglieder eines Haushaltes miteinander und mit ihrem sozialen Umfeld schließen müssen. Ambivalenzen und Widersprüche prägen solche Kompromisse ebenso wie Wissensbestände und Erfahrungshintergründe sowie räumliche gesellschaftliche Wirklichkeiten in bestimmten geschichtlichen Zeitfenstern“ (2019: 100 f.).

Die Bewertung der Untersuchungsteilnehmer hinsichtlich ihres suburbanen Wohnstandortes changiert zwischen „best of both“ und „second-best“-Option (ebd.: 114). Trotz vielfach abgeschwächter Funktionstrennung im Suburbanen konzentrieren sich (bislang) qualifizierte Erwerbsmöglichkeiten in Kernstädten, sodass das Wohnen im Umland für stadtaffine Haushalte einen schlechteren Kompromiss darstellt, „so lange Lebensbedingungen mit Kindern in der Stadt aufgrund von Wohnkosten, Lärm, Gestank und unzureichendem Grün als belastend empfunden werden“ (ebd.: 114). Dennoch (v)erklären die Untersuchungsteilnehmer mit Bekenntnis zur Stadt ihre Wohnstandortwahl als neutralen oder sogar positiven Kompromiss, weil ihnen die „Nähe zu“ im Alltag oftmals ausreicht, um sich eingebunden zu fühlen. Zudem, so die Argumentation, würde sich die Situation am Stadtinnenrand auch nicht anders darstellen, weshalb die Untersuchungsräume mittelbar auch zu einem „constant fit“ werden können. Ähnliches gilt für dorffaffine Bewohner, denen die funktionalen Annehmlichkeiten als „Surplus“ den Alltag erleichtern und allen Bewohnern als Grundlage zur Entwicklung eines „permanent place to be“ – mit zahlreichen Handlungsoptionen – dienen kann.

10 Zur Wahrnehmung des Raums im Suburbanen

Wie und als was die Bewohner den suburbanen Raum, ihren Wohnort, wahrnehmen,¹⁸² spiegelt sich in ihrer Benennung und Attributzuschreibung wider, die vorwiegend auf Stereotypisierungen beruht (Abb. 28).¹⁸³

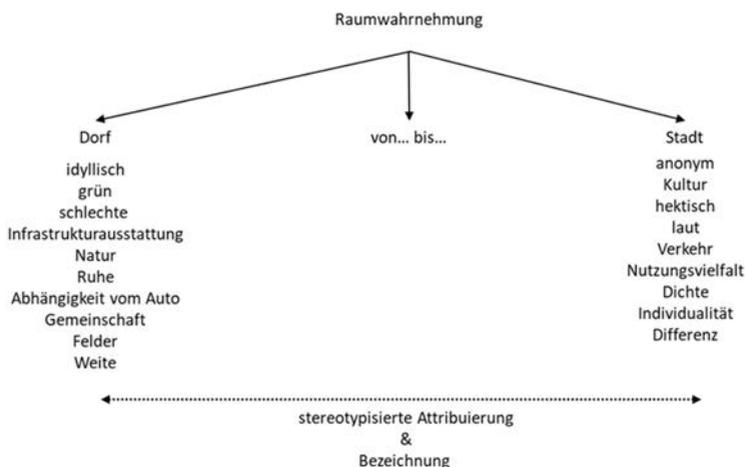


Abbildung 28: Stereotype der Raumwahrnehmung der Bewohner im Suburbanen (abstrahiert).
Quelle: A. Göb

182 Der wahrgenommene Raum stellt ein kognitives Konstrukt eines konkreten Erdraumauschnitts dar. Im Rahmen der Raumwahrnehmung (Deutungsprozess) werden Beziehungen bzw. Relationalitäten zwischen physisch-materiellen Dingen (dem „Räumlichen“) und sozialen Sachverhalten (dem „Sozialen“) wirklich und handlungsrelevant.

183 Im Folgenden werden – gemäß den Beschreibungen der Bewohner – die Begriffe Dorf/dörflich und Land/ländlich bzw. ländlicher Raum weitestgehend synonym verwendet.

Die Wahrnehmung erfolgt in der Auseinandersetzung mit der Lebenswelt, im Raumgebrauch, als interpretativer Akt im Bewusstsein der Bewohner. Dabei ist die kognitive Erfassung von Raumstrukturen subjektiv und selektiv, beruht auf dem Wissensvorrat des Wahrnehmenden, seinen Erfahrungen (subjektiv) und Lernprozessen im Sozialisationsgeschehen (intersubjektiv) sowie seinen Relevanzsetzungen. Der suburbane Raum als erlebter Raum stellt eine sinnhafte, ordnend zusammengefasste Alltagswirklichkeit dar, in der die Bewohner normalerweise selbstverständlich (inter)agieren.

10.1 Wo bin ich?

„Ach Gott. Ja, wie soll ich ihn wahrnehmen? Es ist einfach...“
(Frau Grund)

„Wie soll ich ihn wahrnehmen? Ich lebe mittendrin sage ich einfach.“
(Herr Engel)

So „einfach“ scheint die Beschreibung des Eindrucks bzw. der Charakteristika des Wohnortes jedoch nicht zu sein. Stattdessen rufen Fragen¹⁸⁴ nach Vorstellungsbildern Irritationen und Gegenfragen hervor. Warum sollte man auch den Ort, in dem man lebt, der „einfach“ da ist, hinterfragen – handelt es sich doch um den selbstverständlichen, schlicht gegebenen Alltagsraum der Bewohner.

Die eingeschränkte Explikationsfähigkeit der Bewohner verweist auf ein Nicht-identifizieren-Können; eine mangelnde Affordanz suburbaner Raumstrukturen erschwert eine kognitiv-emotive Erfassung, wodurch eine (affektive) Anregung zur Aneignung ausbleibt.

„[Kurze Pause] Hm [Pause]. Typisch, charakteristisch [Pause]? Hm [Pause] [schnalzt], ähm [Pause]. Weiß ich jetzt nicht, nee, kann ich jetzt nicht sagen. Müssen wir mal zurückstellen die Frage [lacht].“
(Frau Richartz, genauso Frau Quellhorst)

184 Insbesondere bei direkter thematischer Konfrontation im Interview. Diese forschungsgeleitete Einschränkung kann im Laufe des Interviews im Rahmen der allgemeinen Narration „behoben“ werden.

„[Pause] Muss ich mal überlegen. Für mich persönlich? [Pause] Ich glaube, da würde mir so speziell, ad hoc nichts einfallen würde ich sagen.“ (Frau Jüngst, genauso Frau Jablonski und Frau Reinhold)

„Hach! Da fällt mir spontan nichts ein was für Hemmingen nun wieder charakteristisch ist. [Pause] Pfff, nee. Da wüsste ich keine präzise Antwort darauf.“ (Herr Renner)

„[Lange Pause] Typisch für Altwarmbüchen? [Pause] Da ist mir vielleicht jetzt nicht so viel aufgefallen [lacht].“ (Frau Quandt)

Versuche einer typisierenden Beschreibung beginnen meist mit langen Pausen, Satzabbrüchen, Korrekturen und Füllwörtern sowie Interjektionen, die in diesen Sprechakten als Verzögerungslaute („ähm“), Symptomintegrationen („pfff“) oder Konjunktive („wüsste“) manifest werden. Sie illustrieren, wie auch Reaktionen des Lachens, dass es nichts Charakteristisches, Heraushebungsbedürftiges in ihrem „Gebrauchsraum“ gibt.

Die Tatsache, nichts über den Raum sagen zu können, in dem man tagtäglich (zu Hause) ist, scheint manch einem Bewohner unangenehm zu sein. In der Folge führen diese Bewohner Rechtfertigungen an, um ihr „Nichtwissen“ zu überspielen. Es wird darauf rekurriert, dass man kein „Ur-Einwohner“ sei (Zehnpfennig) oder hier eben „nur wohnt“ (Goetz, Gehring) und nicht lebt. Zudem ist es diese „Selbstverständlichkeit“ (Herr Fink), die dazu beiträgt, dass man den Wohnort gar nicht mehr wahrnimmt bzw. wahrnehmen kann:

„Wissen Sie, was das Irre ist? Dass man irgendwie, wenn man länger irgendwo wohnt, zwar Dinge wahrnimmt, immer wieder wahrnimmt aber insbesondere wahrnimmt, wenn man Besuch hat. Wenn dann Leute aus anderen Städten kommen, die sagen ‚Mensch, was habt ihr es hier schön‘ und dann plötzlich so [denkt] ‚wie jetzt?‘“ (Herr Fink)

„Man nimmt das [Gegebene, den Ort] so hin. Also interessieren tut das einen nicht, weil man das eigentlich jeden Tag sieht.“ (Herr Raabe)

Den Ort als gegeben „hinnehmen“, d. h. emotionslos annehmen, akzeptieren, scheint ganz normal, aber auch unproblematisch zu sein. Weil der Ort zum Täglichen gehört, wird diesem wenig Beachtung zuteil. Alles ist da, wo es sein soll und verändert sich (v. a. baulich) nicht merklich, wenn überhaupt. Deshalb ist es „für mich normal, da bin ich eben“, so Frau Feger, die ihre (Wohn)lage nicht infrage stellt, weil ihr diese als „natürliche“ Lebenswelt

erscheint. Daher ist der Wohnort für die meisten Bewohner „nur“ (irgend)ein Ort, den man sich zwar ausgesucht hat und in dem man zu bleiben beabsichtigt, dem aber als „Relevanzobjekt“¹⁸⁵ keine gesteigerte Bedeutung beigegeben wird. Die hierbei zur Sprache kommende mäßige bis mangelnde Begeisterung für den „Nicht-Ort“¹⁸⁶, in Hinblick auf seine Nicht-Besonderheit und damit Nicht-Wahrnehmbarkeit, wird von den meisten Bewohnern aber weder versteckt noch negiert.

„Gewollt aber nicht gekonnt? Vielleicht kann man es so sagen.“
(Frau Schmitz)

„[Seufzen] ... ach ja ... eigentlich ein bisschen spärlich.“ (Frau Reinhold)

„... och, eigentlich ganz gut.“ (Herr Abel)

Die subjektive Wahrnehmung des Raums spiegelt insbesondere die Selektivität im Wahrnehmungsprozess, die komplexitätsreduzierte Relevanzsetzung der Bewohner in Hinblick auf die eigene Lebenssituation wider.

„Muss ich überlegen... für mich passt es halt [lacht], ich weiß auch nicht.“ (Frau Gustav)

Zwar werden Ausstattungsmerkmale wie die Sendeanlage des Norddeutschen Rundfunks in Hemmingen, der Altwarmbüchener See oder das A2 Center von Bewohnern als Landmarken aufgeführt (Yanko, Gehring, Assmann, Ribbek, Jüngst, Grund, Engel, Klötsch, Baal, Meier), jedoch ohne dass man ihnen einen herausgehobenen Wert zuweisen könnte. Wichtiger ist den Bewohnern der Nutzwert des Ortes, der in der peniblen Aufzählung der vorhandenen Infrastruktureinrichtungen zum Ausdruck kommt – auch, wenn diese für die Bewohner gar nicht von Bedeutung sind (z. B. Kitas bei Empty Nestern oder Kinderlosen):

185 Aufgrund des Forschungsinteresses wird „der Raum“ als Relevanzobjekt thematisch. Dadurch wird eine Reaktion von den Untersuchungsteilnehmern implizit „eingefordert“. Die in diesem Abschnitt angeführten Äußerungen der Teilnehmer bzgl. ihrer Raumwahrnehmung sind zwar auch „erfragt“, aber größtenteils in anderen Kontexten des Interviews vorgebracht worden.

186 Nach Augé steht die Bezeichnung Nicht-Ort für einen Ort, „der keine Identität besitzt und sich weder als relational noch als historisch bezeichnen läßt“ (2014: 92). Dieses Konzept ist nicht nur auf monofunktional genutzte Flächen im (Sub)urbanen wie z. B. Einkaufszentren, Autobahnen, Bahnhöfe und Flughäfen zu beziehen, sondern allgemein auf Orte übertragbar, die die vorgenannten Funktionen haben bzw. nicht haben.

„Infrastruktur macht viel aus und das nutzen wir auch viel. Zur Infrastruktur gehört natürlich auch [die], die wir nicht mehr so nutzen, das ganze Schulische.“ (Herr Ribbek)

„Also Altwarmbüchen ist nicht so berauschend sage ich mal [...] aber der [Altwarmbüchener] See ist sehr schön, da kann man schwimmen, da kann man laufen. [...] Wir haben hier jede Menge Ärzte [und], für junge Familien sind Schulen, sind Kitas [vorhanden]...“ (Frau Grund)

Wahrgenommen wird weniger die Besonderheit des Ortes eo ipso, sondern dessen Zweckmäßigkeit, die sich aus der optimalen Lage, Anbindung und Ausstattung ergibt. Diese drei Kriterien wurden von vielen Bewohnern bereits im Rahmen der Wohnstandortsuche als zentrale Zuzugsmotive benannt und müssen sich nun im Alltag vor Ort, d. h. realiter, als nützlich und alltagserleichternd erweisen.

Bei der Raumaneynung durch Wahrnehmung lässt sich eine Hierarchisierung des Funktionalen vor dem Besonderen feststellen („geschichtete Wahrnehmung“), die aus dem „Nicht-Ort“ in einen „Alles-für-den-Alltag-Ort“ macht.

10.2 Wo bin ich? – Zur Wahrnehmung des Ortes als solchem

Um ihren Wohnort zu verorten, nutzen die meisten Bewohner Hilfskonstruktionen, d. h. Vergleiche mit Stadt und Land. Indem sie aufzeigen, was (un)gleich ist, versuchen sie, dem Suburbanen Konturen zu geben, diesen Raum einzuordnen, (er)fassbar zu machen. Dies gelingt – je nach Selbstpositionierung der Bewohner, der Zuordnung zum eher städtischen oder ländlichen Kontext bzw. im indifferenten Dazwischen – mit einem mehr oder weniger differenzierten Blick auf den jeweiligen Komparationsraum und bringt unterschiedliche Konnotationen hervor.

Für die Beschreibung Altwarmbüchens bzw. Hemmingen-Westerfelds als (eher) städtisch oder (eher) ländlich greifen die Bewohner auf Stereotype zurück. So ist „die Stadt“ laut, hektisch, voll, dicht, groß, anonym bei großer Angebotsvielfalt und Nutzungsmischung, während „das Dorf“ bzw. „das Land“ als naturbelassen, grün und idyllisch charakterisiert wird, durch weite Wege, schlechte Anbindung und Versorgungsmöglichkeiten, aber auch durch ein

starkes Zu- und Zusammengehörigkeitsgefühl unter den Bewohnern gekennzeichnet ist.

„... [städtisch ist] auf jeden Fall erst einmal die Bebauung natürlich, wie sieht es aus, stehen da viele Hochhäuser oder wir haben ja hier den Wohnpark. Dann eben auch ländlich, ja, was ist ländlich? Ja eben viel Natur drumherum, viel Freizeitmöglichkeiten was Sport und Naturerleben angeht. Das ist für mich so ländlich, wobei ich nicht unbedingt sagen würde, dass Altwarmbüchen wirklich ländlich ist. Altwarmbüchen ist für mich so ein Zwischending, so ein Zwitter zwischen ländlich und städtisch, weil wir ja hier alles haben. Wir haben ja auch diesen Wohnpark hier, aber es ist hier klein, alles gut zu erreichen. Das ist für mich nicht wirklich ländlich, ne?! Das ist ja eigentlich auch städtisch, ne?! [...] Schwierig, kann ich jetzt gar nicht so richtig was zu sagen, weil Altwarmbüchen ein Dorf mit Straßenbahn ist, sage ich mal so, ne?!“ (Frau Jablonski)

„Dorfcharakter aber doch das Städtliche [sic]. Die Mischung. Man ist..., also man kann anonym sein in Altwarmbüchen, aber man kann trotzdem jeden und jeden kennen. Also, ja, man hat beides, an einem Ort.“ (Herr Meier)

„Ich finde Altwarmbüchen ist irgendwie dörflich geblieben und trotzdem ist es irgendwie..., es ist alles da, es ist alles erreichbar.... Also mir fehlt hier irgendwie nichts aber es ist trotzdem...“ (Frau Ahlers)

Idiomatische Aufforderungen zur Bestätigung („ne?!“), Satzabbrüche und Gegenreden („aber“, „trotzdem“) weisen, trotz Abgleich mit Stadt und Land, auf Uneindeutigkeiten und ein Nebeneinander von Deutungsmustern der Bewohner hin. Der Wohnort ist doch „nur fast so“ (Ritter), ein mehr oder weniger von dem einen oder anderen, kann kein Attribut in Gänze für sich in Anspruch nehmen. Zudem „bröckeln“ die als unveränderlich angenommenen Stereotype, da es auch Schützenfeste in Hannover gibt (Dedendorf, Yanko), Grün in der Stadt (Raabe, Quandt, Quellhorst, Jaeger) und man sich in seinem urbanen Kiez natürlich auch kennt und grüßt (Ribbek, Nowak). So bleibt nach der Beschreibung der Bewohner meist unklar, wie städtisch und/oder ländlich Altwarmbüchen bzw. Hemmingen-Westerfeld für sie „wirklich“ ist. Für die tägliche Raumeignung entsteht hieraus aber kein Problem. So wird die „Mischung“ als Qualität des Suburbanen hervorgehoben resp.

umgedeutet, nämlich dass man „beides hat“, ein Sowohl-als-auch bzw. nichts von beidem in Reinform (weder-noch), dafür aber „die Nähe zu“.

„Hemmingen ist für mich weder Stadt noch Land, sondern eine Mischung, ne?! Ist im Grünen, das ist eigentlich tatsächlich eine ländliche Struktur aber es ist trotzdem auch eine städtische Struktur. Ich habe von allem was. Das heißt wenn ich das als Speisekarte sehen würde, würde ich sagen, ich kann überall zugreifen, es ist vorhanden. Und das ist eigentlich das, was Hemmingen ausmacht.“ (Herr Fink)

Herr Fink, der sich auch als „Mittel-Mensch“ bezeichnet, fühlt sich im Dazwischen sehr wohl und freut sich, dass er sich zwischen nichts entscheiden muss, frei wählen kann.

„Ja man hat hier in beide Richtungen alles. Also ein paar Kilometer weiter zur Stadt, da hat man die Anonymität, ein paar Kilometer weiter raus, da sind die Misthaufen und die Kuhherden, die man grasen sehen kann. Man ist hier mittendrin.“ (Frau Ritter)

„Man guckt Richtung Hannover und hat eine Stadt, wo man hingehen kann und man guckt in die andere Richtung und hat Landschaftsschutzgebiet.“ (Herr Rütten)

Weil „wir ja schon fast perfekt entwickelt [sind], braucht es nichts mehr, gell?!“, meint jedenfalls Herr Abel. Das Heute stellen die Bewohner mit langer Wohndauer dem Früher entgegen und erinnern sich (gerne) daran, was Altwarmbüchen einmal war: „ein Dorf“ (Jaeger, Gustav, Gerold).

„Es gab ja noch Landwirtschaft als wir hierherzogen. Da trieb der Knecht, Schweitzer sagte man dazu, [...] die Kühe hier von dem Dorf, von den Bauernhöfen, auf die Weiden wo jetzt die Schule steht [...] und dann sagten meine Kinder: ‚Jetzt ist Altwarmbüchen gar nicht mehr so schön, da kommen so viele Häuser hin, das war viel schöner als hier Kuh-Aa auf der Straße war‘. [...] So ursprünglich ist das gewesen.“ (Frau Gerold)

Für einige Bewohner gilt die Bezeichnung „Dorf“, bezogen auf bestimmte Einstellungen und Werte, aber immer noch:

„Im Grunde genommen ist Altwarmbüchen ein Dorf. Ein Dorf, was jetzt zufällig durch die Stadtbahnlinie auch eigentlich mehr städtisch

geworden ist. [...] Die Leute denken noch, sie sind im Dorf und im Grunde genommen ist es städtisch. [...] Die Leute denken hier noch völlig dörflich. [...] Deswegen, im Grunde genommen, ist Altwarmbüchen ein Dorf.“ (Herr Dedendorf)

„Es ist einfach ein Dorf. Wenn man hier was sagt, spricht sich das total schnell rum, obwohl Altwarmbüchen eine recht hohe Einwohnerzahl hat, finde ich doch, es ist einfach ein Dorf. Man trifft sich immer wieder, man kennt sich...“ (Frau Klötsch)

Eine „recht hohe Einwohnerzahl“ auf begrenztem Terrain wird von den Bewohnern als räumliche und soziale Überschaubarkeit wahrgenommen und verstärkt ein Gefühl von „Dörflichkeit“. Weil man voneinander weiß, weiß man auch, dass die meisten – jedenfalls nach Herrn Dedendorfs Ansicht – hier „noch völlig dörflich denken“. Städtische Infrastrukturen bzw. die Anbindung an die Stadt führen nicht automatisch zu städtischeren Verhaltensweisen, sondern stehen im Kontrast zu erlebter „Kleinbürgerlichkeit“, zu „Sipp- und Seilschaften“ oder zur „Mischpoke“ (Dedendorf, Klötsch, Vohwinkel, Schmitz, Goetz) – Eigenschaften, die von urban eingestellten Bewohnern pauschal mit dem Begriff des Dörflichen assoziiert werden.

Das von Dörflern weiterhin als Dorf bezeichnete Altwarmbüchen bzw. Hemmingen-Westerfeld wird dabei oft durch Attribuierungen wie „groß“, „riesig“ und „nicht ganz typisch“ ergänzt (Quellhorst, Jung, Ahlers, Baal, Engel), um auf Veränderungsprozesse gegenüber dem erlebten „Ursprungszustand“ hinzuweisen. Bei der Betitelung „Kleinstadt mit Dorfcharakter“ geht Herr Raabe sowohl auf das Erscheinungsbild als auch auf die „inneren Werte“ seines Altwarmbüchens ein. Besonders wichtig ist ihm die Betonung des vorherrschenden Gemeinschaftsgefühls, das er mit wachsender Ortsgröße schwinden sieht.

„Wie viel“ Dorf resp. Stadt es in den Untersuchungsräumen überhaupt noch bzw. schon gibt, wird von den Bewohnern also – je nach Perspektive und Kontext – entsprechend unterschiedlich wahrgenommen und bewertet:

„Hier ist das Dörfliche vorbei, obwohl wir hier auf einem Acker leben...“ (Frau Gilles)

„Wir sind nicht auf dem Dorf, es ist immerhin noch städtisch, ne?!“ (Frau Vohwinkel)

In der Negation des Ländlichen machen viele Bewohner (für sich) klar, dass man sich – d. h. der Ort und die Bewohner – schon längst von diesem Status entfernt habe: „Als ländlich empfinde ich das gar nicht“ (Ginter), „ländlich ist hier jetzt gar nichts so, ne?!“ (Feger). Herr Lingen-Issel erlebt zwar die Umgebung als dörflich, aber Altwarmbüchen hat sich seiner Ansicht nach den „städtischen Verhältnissen angenähert, [...] hat städtisches Flair“ gewonnen. Für Frau Nowak ist es auch „nicht ländlich (also abgesehen von der verkehrlichen Situation ein bisschen ländlich) [...] aber natürlich auch keine Urbanität“.

Zur Vereinfachung der eigenen Orientierung und Abgrenzung ziehen die Bewohner Gleichsetzungskomponenten heran: Stadt wird als Vielfalt (v. a. physisch-materiell), Land als Einheit (v. a. als soziale Praxis) identifiziert – wobei Altwarmbüchen und Hemmingen-Westerfeld (problemlos aber) uneindeutig dazwischenstehen.

„[Man ist] in zwei Minuten mitten in der Feldmark, mitten in der freien Landschaft aber auch in 25 Minuten in der Innenstadt von Hannover, ohne dass man halt, sagen wir mal, die Nachteile der Stadt hier groß spürt, ne?!“ (Herr Raabe)

Mit dem Verweis auf die Verbindung zu Hannover, dem „Sub“ des Urbanen, demonstrieren die Bewohner aber auch, dass ihr Hier den unmittelbaren Übergang von der Stadt ins Umland darstellt.

„Früher war wirklich noch ganz viel Feld dazwischen. Aber jetzt rückt es immer dichter zusammen... [Altwarmbüchen] an die Stadt Hannover. An Lahe [Stadtteil Hannovers] merkt man schon gar keinen Unterschied mehr, dass da irgendwo ein anderer Ort anfängt. Normalerweise ist ja beim A2 Center [...] [mit] Altwarmbüchen Schluss, da fängt Hannover an.“ (Frau Gustav)

„Den Übergang von der Stadt Hannover nach Altwarmbüchen muss man hier suchen. Wenn da nicht ein Schild stünde, dann wüssten Sie das nicht, wo endet Hannover, wo beginnt Altwarmbüchen.“ (Frau Ribbek)

„Da, wo die Schafe waren ist dann auch schon Hemmingen, meine ‚Pferdefreunde‘ stehen noch in Ricklingen. Also der Übergang ist hier total fließend, kaum erkennbar.“ (Frau Nowak)

Für die Quellhorsts ist die Kleingartenkolonie am Ortseingang der „Beweis“ dafür, dass das hier „schon so ein typischer Übergang von Stadt zu Land [ist]“.

„[Außerdem] verläuft die Stadtgrenze durch die Fleischtheke bei REAL. Das ist einfach nur noch eine Verlängerung von Hannover, ne?! Mit den teilweisen Vorteilen, teilweise Nachteilen, wie man es auch sehen will.“ (Herr Quellhorst)

Nicht nur die Vorwahl ist dieselbe wie in Hannover, sondern auch die wirtschaftliche Entwicklung ist, nach Herrn Ribbek, die einer Stadt, weshalb er dafür plädiert, „dass dieses unmittelbare Gebiet eigentlich zu Hannover gehört. [...] Das ist, wäre so richtiger“. Herr Ribbek verwendet einen Komparativ, den es nicht gibt, um seinem Standpunkt Nachdruck zu verleihen, zu zeigen, dass der Außenrand Hannovers mittlerweile zum Innenrand gehört. Nach Herrn Engel und Herrn Dedendorf ist es sowieso nur noch eine Frage der Zeit, bis Altwarmbüchen eingemeindet wird:

„Ich sage, die Gemeinde [ist] im Umbruch, vielleicht noch hundert Jahre, dann sind sie [hier] ein Stadtteil von Hannover. Dann hat sich das auch erledigt.“ (Herr Dedendorf)

Auch deshalb werden Begriffsbezeichnungen (Abb. 29) wie „Zwischending“ und „Zwitter“ (Jablonski, Althaus), „halbstädtisch, so eine Mischung“ (Abel) und „städtlich und ländlich“ (Meier) verwendet sowie Verniedlichungs- und Reduktionsformen wie „Städtchen“ (Ritter, Yanko) und „Mikrostadt“ (Goetz). Die Funktion als „Schlafstadt“, „Satellitenort“, „Wohnstätte zu Hannover“ (Ribbek, Grund, Oberhaus, Engel, Quellhorst, Ginter, Nowak, Jungbauer, Zehnpfennig, Goetz, Gehring) heben die Bewohner hervor, die den Ort aus seiner Entstehungszeit kennen und damit auf die Künstlichkeit bzw. Planmäßigkeit seiner Anlage Bezug nehmen. Selbiges gilt für pendelnde Bewohner, die ihren Wohnort als einen solchen sehen, wo „die Menschen abends einfallen, um zu schlafen, und am nächsten Tag fahren sie wieder mit dem Auto irgendwohin, um zu arbeiten“ (Nowak), als Ort, in dem die Leute „ab 18 Uhr bis 6:30 Uhr wohnen“ (Gehring). Daneben fließen Lagebestimmungen in die Bezeichnung ein, die in Termini wie „Vorort“ und „Rand“ (Kox, Quellhorst, Oberhaus, Quandt, Lingen-Issel, Nowak, Assmann, Frey, Joswig) zum Ausdruck kommen.

„Wir haben eigentlich alles, was die Dörfer draußen nicht mehr haben aber trotzdem sind wir von der Stadt ein bisschen weiter weg, sodass wir eigentlich so mehr die Verbindung zur Stadt haben. Also Leute, die aufs Land wollen, oder raus wollen aus der Stadt, aber nicht zu weit, die fühlen sich hier eigentlich ganz wohl, nicht?!“ (Herr Abel)

Die Beschreibung¹⁸⁷ des Wohnortes sowie die damit einhergehende städtische bis ländliche Zuordnung wird v. a. von der (wohnbiografischen) Sozialisation und Kulturation der Bewohner beeinflusst. Vertraute räumliche Strukturen bilden den Orientierungsmaßstab, der um habituelle raumbezogene Präferenzen erweitert wird und in den Bewohner-Narrativen zum Vorschein kommt. Wenngleich die Benennung des Wohnortes im täglichen Raumgebrauch irrelevant ist, gelingt es allen Bewohnern, „ihrem Raum“ einen Namen zu geben; diesen für sich zu deuten und mit Bedeutung zu versehen – insbesondere als Alltagsraum. Das Wahrnehmungsdefizit ist daher nur ein Vermeintliches, da es auf Besonderheiten rekurriert und den selbstverständlichen Gebrauchswert des suburbanen Raums außer Acht lässt. Diese Nichteindeutigkeit schafft Möglichkeiten für die individuelle Bewohnerbestimmung, d. h. die subjektive Deutung, was dieser Raum wann, wie und warum für sie ist und sein soll. Die Raumzuschreibung bzw. Identifikation des Wohnortes als (eher) städtisch oder ländlich wird von den Bewohnern also dazu benutzt, sich selbst zu positionieren (und zu profilieren), die Selbstwahrnehmung bzw. Zugehörigkeitszuschreibung zu bekräftigen.

187 Der Verwendungszusammenhang beeinflusst die Bezeichnung des Wohnortes, obwohl die meisten Bewohner in persistenter Weise auf eine Bezeichnung rekurrieren. Ausnahmen treten durch situative Variation wie beim o.g. Herrn Dedendorf auf, der den Begriff „Dorf“ zur Kontrastierung seiner eigenen Lesart, des „eher Städtischen“ verwendet.

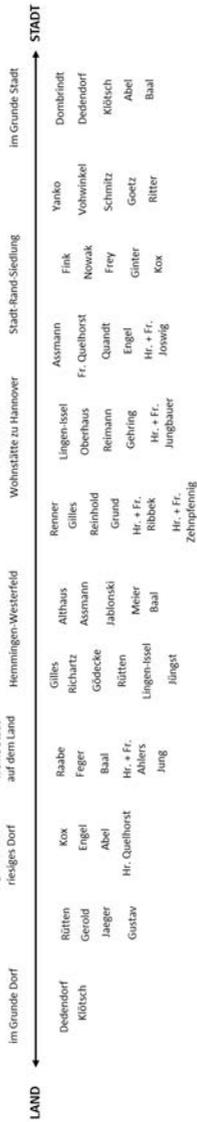


Abbildung 29: Bezeichnung des Wohnortes (oberh. des Pfeils) mit Zuordnung zu den Bewohnern (unterh. des Pfeils) (versch. Begriffsbezeichnungen pro Bewohner möglich; die Anordnung der Namen ist arbiträr und der Lesbarkeit geschuldet). Quelle: A. Göb

10.3 Wo bin ich? – Zur Wahrnehmung konkreter Orte im Ort

In Bezug auf konkrete Orte im Ort, Begegnungsräume wie Spielplätze, Sportflächen und Supermärkte, Straßenzüge sowie Freiflächen am Siedlungsrand, konkretisieren sich zwar Wahrnehmungsexplikationen der Bewohner, doch bleiben Attribuierungen oft einseitig und oberflächlich, emotionslos und klischeehaft.

„...eigentlich ein schönes Umfeld hier. [...] Wir fanden auch die Gegend schön. Und eben, wie gesagt, die Gegend schön.“ (Frau Grund)

Während die den jeweiligen Wohnstandort umgebenden Seen und Teiche, Wiesen, Felder und Wälder von allen Bewohnern positiv wahrgenommen, bewertet und in der Freizeit in Anspruch genommen werden, wecken die zentralen Plätze in Altwarmbüchen und Hemmingen-Westerfeld eher negative Assoziationen. Obwohl die Plätze nur der Querung, nicht dem Aufenthalt dienen, sind sich die Bewohner beider Orte darüber einig, dass ihre Gestaltung „schöner und freundlicher“, ihre Aufenthaltsqualität verbessert werden sollte (Meier, Jüngst, Quellhorst, Ribbek, Jung, Jaeger, Dedendorf, Reinhold, Goetz, Althaus, Jungbauer).

„Und dieser Rathausplatz, ich finde das auch ganz furchtbar. Als wir hierherzogen war das noch so..., ich meine dieses Eckige war vorher auch, aber in der Mitte war eine Grünfläche, da standen viele Bäume drauf, und heute ist es völlig irrsinnig.“ (Frau Goetz)

„Ich kenne da einen jungen Mann, ich glaube der hat irgendetwas mit Raumplanung studiert, und der hat schon immer gesagt, dass seine Dozenten gesagt haben, also das wäre ein abschreckendes Beispiel unser Marktplatz.“ (Frau Reimann)

In Altwarmbüchen gibt es das sogenannte „Blaue Band“, ein Kunstwerk, das die durch die Hauptstraße getrennten Zentrumshälften miteinander verbinden soll. Das dies „nicht so gelungen ist“ finden sogar politisch Aktive im Ort:

„Zum Beispiel das Fernsehteam von TAFF war hier und fragte, ob [...] das irgendwie der Pfad zum Schwimmbad ist. [...] Da sieht man, wie das auf andere wirkt. [...] Wenn wir einen Ortsfremden fragen und der solche Vermutungen aufstellt, finde ich das schon... ätzend.“

„Das erste, was mir auffiel als ich ins Zentrum ging war, wie man einen solchen rostigen Brunnen als Kunstwerk bezeichnen kann. Gut, Kunst ist subjektiv, das müssen Sie mir nicht erzählen, das gebe ich auch alles zu, aber es hat auch alle Betrachtungsgrenzen sage ich mal. Und wenn ein in Führungsstrichen Kunstwerk dann auch noch so vernachlässigt unterhalten wird, dann ist das völlig unverständlich.“ (Herr Ribbek)

Dass die Ästhetik der Plätze in den Interviews überhaupt thematisiert wird, liegt an der visuellen Störung bei der (täglichen) Passage, spielt aber für die Nutzung selbst keine Rolle.

„[Normalerweise] geht man nur schnell rüber zu seinem Fleischer und seiner Bank und ins Rathaus und dann wieder nach Hause. [...] Und tagsüber sitzen da ein paar Trinker [...]. Also die haben das Ortsbild sogar noch belebt.“ (Frau Reimann)

„[Ich bin da] ganz selten. [...] Ich habe hier [zu Hause] ja eine schöne Terrasse, warum soll ich mich da hinsetzen?“ (Frau Reinhold)

Weil man „schöner“ zu Hause sitzen und sich treffen kann, braucht man den öffentlichen Raum eigentlich nicht, trifft sich lieber im Privaten. Eine intensivere Nutzung könnten sich manche Bewohner sogar vorstellen, wenn mehr Funktionalität – nicht Schönheit – gegeben wäre:

„Wer da was implantieren könnte, würde hier zum Hero werden. Aber das ist bisher über die Jahrzehnte nicht gelungen. [...] Gewiss spielt die Äußerlichkeit eine Rolle aber das alleine nicht. [...] Wenn man abends noch einmal spazieren könnte in dem Bewusstsein, man würde noch jemanden treffen... Denn das ist es doch, nicht?!“ (Herr Ginter)

Ein Café und zwei Restaurants befinden sich am Marktplatz Altwarmbüchens, wo man sich treffen könnte – allerdings auch nur bis maximal 22 Uhr, dann schließen alle Lokalitäten. „Und jetzt machen sie ja dieses Tamtam mit dem Marktplatz. Der ist ja mittlerweile schon dreimal umgebaut worden“ und nichts ist passiert, stellt Frau Gustav fest. Wenn sie am Abend über den Zentrumsplatz mit dem Hund spazieren geht, fällt ihr jedes Mal nur auf: „Da ist tote Hose [...] Gastwirtschaften sind alle zu. Es ist regelrecht tote Hose da.“ Um diesen Zustand zu verändern, wünschen sich Bewohner wie Frau Jüngst einen Ort für „die Leute, dass die einen Treffpunkte haben, wo

sie hingehen können.“ Ebenso sieht es Herr Quellhorst, der sich für eine Verschönerung des Platzes für „die anderen [...], für die, also gerade so ältere Leute“ ausspricht. Die Sprechakte machen stellvertretend explizit, dass über Räume für „die Anderen“ gesprochen wird, man selbst gar nicht intendiert, diese aktiv zu nutzen. Für die beiläufige Unterhaltung reicht die Anlage der Plätze allen Bewohnern aus, weil sie Begegnungen en passant ermöglichen; das gestalterische Wie ist dabei zweitrangig. Eine Notwendigkeit zur Veränderung ist von Seiten der Bewohner demnach nicht erforderlich, weshalb die geäußerte Kritik ohne Reaktion verbleibt (trotz bestehender Partizipationsmöglichkeiten¹⁸⁸). Obschon die zentralen Plätze in gewisser Weise zum „talk of the town“ gehören, weil ihre „Hässlichkeit“ (Rütten, Jung) allen Bewohnern auffällt, finden Beanstandungen immer nur auf kommunikativer Ebene statt, sind ein Thema, über das man sich gut unterhalten, unproblematisch einer Meinung sein kann. Deshalb, so scheint es, soll (vielleicht auch muss) der Status quo erhalten bleiben. Dieser schafft eine Verbindung zwischen den sonst so unterschiedlichen Bewohnersichtweisen, wirkt gemeinschaftsstiftend. Das Sprechen über die Ästhetik der Plätze ist dabei genauso inhaltsleer wie ein Austausch über das Wetter – unkompliziert und nützlich für Ortsgespräche zwischendurch, die unverfänglich bleiben aber für Vertrautheit sorgen. Auch wenn öffentlichen Räume in der Wahrnehmung und im ich-bezogenen Handeln der Bewohner gemeinhin keine Relevanz zukommt, kann sich dies im zwischenmenschlichen Kontakt, durch den „Austausch über“, ändern und bedeutsam werden.

Dem Erscheinungsbild der Wohnquartiere wird in den Sprechakten der Bewohner kaum Relevanz beigemessen, trotz des Versuchs der hiesigen

188 Bei der Sanierung in Altwarmbüchen finden Bürgerbeteiligungsprozesse von Seiten der Gemeindeverwaltung zur Umgestaltung des Platzes statt (gleiches war der Fall bei der abgeschlossenen Sanierung in Hemmingen-Westerfeld). Dabei geht es meist um Gestaltungsfragen wie z. B., welches Pflaster man präferiert, welche Laternen oder Bänke aufgestellt werden sollen und weniger um die nachhaltige Pflege sowie Instandhaltung (z. B. über Patenschaften, die an das Verantwortungsgefühl der Bewohner appellieren könnten). Im Rahmen der Sanierung sollte aber auch eine frühzeitige Kommunikation über die anteilige Kostenübernahme der Maßnahmen durch die Anlieger und die Folgen der Wertsteigerung stattfinden. Dies geschah ausschließlich durch Information der Betroffenen über die Festlegung des Sanierungsgebiets. Die Anlieger tragen nun die Kosten für ein Projekt mit, dass der Allgemeinheit zugutekommt, was bei vielen Unverständnis, Ärger und eine Verweigerungshaltung gegenüber der Verwaltung hervorruft.

Planer, ihnen einen individuellen – je nach Entstehungszeit – modernen „Touch“ zu geben. Diese „Individualität“ soll sich auch in der jeweiligen Quartiersbezeichnung widerspiegeln wie in Altwarmbüchen, wo es z. B. das Dichterviertel, das Blumenviertel, das Seerosengebiet gibt. Neben der differenziellen Anordnung der verschiedenen Gebäudeformen¹⁸⁹ in lockerer bis verdichteter Bauweise¹⁹⁰, sind viele ältere Quartiere durch breitere Straßenquerschnitte und private Stellplatzflächen (auch in Form von Garagenhöfen) gekennzeichnet. Örtliche Bauvorschriften¹⁹¹ zur Klärung von Gestaltungs- und Einfriedungsfragen gibt es kaum (z. B. mit Vorgaben zu Dachformen und -farben). Dieser z. T. ungeklärte, rechtsfreie Zustand wird von den Bewohnern sehr unterschiedlich wahrgenommen und bewertet. Aber auch Beschränkungen durch bestehende oder hintergangene Bauvorschriften werden in Abhängigkeit von der Quartierszugehörigkeit (Bewohner- vs. Außenansicht) voneinander abweichend gedeutet.

„Früher wollte man hier in Altwarmbüchen alles reglementieren. [...] Wenn Sie mal gucken, unsere Straße ist immer ockerfarben geklinkert, die nächste ist weiß und die übernächste ist braun und dann mussten die Dächer alle gleich sein und auch die Höhe des Hauses.“
(Herr Engel)

Und heute, wie im Neubaugebiet Wietzeae (Altwarmbüchen), „scheint [so etwas] keinen mehr zu interessieren“ (Dombrindt). Herr Ribbek bezeichnet

189 Gekennzeichnet durch ein Nebeneinander von Mischung und Entmischung von Einfamilien-, Doppel-, Reihen- und Mehrfamilienhäusern, aber auch durch Wohnparks (Geschosswohnungsbauten), die z. T. in Grünflächen integriert oder auf ehemaligen Konversionsflächen entstanden sind (Ziegeleien, Großgärtnereien). Aktueller „Trend“ ist die Nachverdichtung auf den Grundstücken der sog. Siedlungshäuser (ausgestattet mit großen Grundstücksflächen für die Subsistenzwirtschaft) im Innenbereich der Ortschaften.

190 Dies gilt bei weitestgehend einheitlichen Dichtwerten in den unterschiedlichen Wohnquartieren, die über die Grundflächenzahl (GRZ) von 0,4 im allgemeinen Wohngebiet (WA) für Einzelhäuser, Hausgruppen und Einzel- und Doppelhäuser (E, H, ED) gem. § 17 BauNVO (Maß der baulichen Nutzung) festgelegt ist (Recherche beruhend auf den zur Verfügung gestellten Bebauungsplänen der Gemeinde Isernhagen und der Stadt Hemmingen).

191 So wird bspw. das prämierte Demonstrativbauvorhaben in Hemmingen-Westerfeld nicht „konserviert“, d. h. durch die Aufstellung einer Örtlichen Bauvorschrift (ÖB) gegen Veränderungen nicht geschützt, um den Bewohnern – von Seiten der Stadtverwaltung ausdrücklich hervorgehoben – individuelle Gestaltungsfreiheiten zur Bedarfsanpassung zu offerieren.

die Häuser dort als „Karnickelkästen [...] und alles durcheinander. Chaos kann auch schön sein, sage ich mal. Das ist auch hier nicht durchhaltbar gewesen, das ist also auch ganz typisch da, passt so dazu“. Gerade die immer höher werdenden Zäune fallen den Bewohnern jedoch negativ auf.¹⁹² „Ist alles Getto. Das ist so! [...] Und die Leute können wirklich bauen, was sie wollen. Es passt alles nicht zusammen“ (Jaeger). Früher wurde das noch kontrolliert:

„[Da] kam echt [einer] von der Gemeinde und hat geguckt. [...] Offiziell hieß es damals, die Höhe darf 1,20 m sein oder, glaube ich, 1,40 m. Ich bin ganz sicher! [...] Dann wurde ein Stück Luft [gelassen zum letzten Brett], das war dann erlaubt. Und heute, da bauen die da hinten Wände hin [zeigt Richtung Neubaugebiet], da denkste ‚da guckt kein Mensch mehr rüber‘.“ (Herr Dombrindt)

Frau Gilles, die in einem neu entstandenen Wohngebiet wohnt, beschreibt es so:

„Als wir angefangen haben zu bauen habe ich gedacht ‚oh‘. Ich wusste nicht, dass ich hier in einer Hochhaussiedlung lande [lacht], weil es mich eine Zeit lang erschrocken hat. Also man gewöhnt sich aber, dass ich mal ein größeres Haus habe als ich vorher hatte und trotzdem eines der kleinsten Häuser, darauf war ich nicht vorbereitet. [...] Dieser Stadtnähe irgendwie Rechnung tragen... aber irgendwie kommt einem das so ein bisschen überdimensioniert vor, ne?!“ (Frau Gilles)

„Das aktuelle Baugebiet, was eben einfach hier ganz nah ist und wo ich natürlich öfter mal schaue, weil ich hier wohne, das scheint mir noch verdichteter bebaut worden zu sein als wir hier [im Viertel]. Da sehe ich dann ein gewisses Problem mit der Enge. [...] Wir sind ja dicht..., es ist verdichtet hier gebaut, die Grundstücke sind klein, da sind die nächsten Nachbarn. Am Anfang habe ich gedacht ‚oh Gott die gucken ja hier rein‘. [...] Seit es eben alles so ein bisschen angelegt ist und begrünt ist, ist es auch nicht mehr dieses ganz Dichte.“ (Frau Quandt)

192 Verwaltungsseitig bestehen wenig Eingriffsmöglichkeiten (weil Bebauungspläne sogar angepasst wurden, um höhere Einfriedungen zu ermöglichen) und zudem werden diese „Bagatellen“ kaum zur Anzeige gebracht oder als Verstöße kontrolliert.

Auch das [Name-]viertel in dem z. B. Frau Jaeger gewohnt hat, wird von vielen Bewohnern – sogar von denen, die dort nicht wohnen – als „eng“ beschrieben.

„Das fand ich schon schrecklich. Dieses Enge, furchtbar [...] alles so, ja, wahnsinnig eng.“ (Frau Jaeger)

Durch die verwinkelte Anlage von Hausgruppen entsteht in diesem Quartier vielfach der Eindruck, seinen Nachbarn sehr nah zu sein, weil man alles voneinander mitbekommt und Nähe als Enge, Enge als negativ empfunden wird.

Herr Frey schätzt v. a. die Gestaltungsvielfalt zwischen den Wohnquartieren in Hemmingen-Westerfeld, dass es so „unterschiedliche schöne Wohnbereiche“ gibt, wie z. B. das Demonstrativbauvorhaben mit „diese[n] Vorbauten, [die] so niedrig sind und [...] so anheimelnd. Und das sind wie gesagt, normale Reihenhäuser letztlich“. Er selbst wohnt in einer Gartenhofsiedlung, die für ihn die beste Wohnform darstellt, weil sie vollkommene Privatheit gewährleistet. Deswegen könnte er sich auch nicht vorstellen, in eines der neu gebauten Häuser zu ziehen, die zur „Veröffentlichung des Privaten“ beitragen. Dort helfen seiner Meinung nach auch keine „Schamwände“ mehr, da sie „die Nachbarn ja doch hören“ (Frey). Privatheit ist Herrn Freys

„Maxime. [...] Ich mag meine Privatheit. Das ist für mich oberstes Gebot, absolute Maxime. [...] Ich mag unsere [Wohnung] eben gerne wegen der Nichteinsehbarkeit und der Abgeschlossenheit. Ich will die Anonymität.“ (Herr Frey)

Neben der auditiven Wahrnehmung der Nachbarn ist bei Frau Feger die Nähe auch olfaktorisch, in Form von Essensgerüchen, ständig präsent. Aber nicht nur in den Treppenhäusern wie im Wohnpark kommt es zu Geruchsbelästigungen, die die Anwesenheit anderer spürbar machen, sondern auch über Gärten von freistehenden Einfamilienhäusern hinweg wie bei Herrn Dedenorf. Er fühlt sich oft „eingeräuchert“ von den Nachbarn, die im angrenzenden Garten immerzu grillen. Seine Reaktion:

„Man gewöhnt sich dran. Wir machen die Fenster zu...“
(Herr Dedenorf)

Daneben ist es der Lärm, der von vielen Nachbarn beim Rasenmähen, bei Garten- und Do-it-yourself-Handwerksarbeiten ausgeht, der stört, weshalb

sich Frau Goetz (unter Verweis auf gesetzliche Regelungen¹⁹³) wieder „eine Mittagszeit wünsch[t], weil dann wäre mal ein bisschen Ruhe“.

Unabhängig von der Wohnform der Bewohner wird die Bebauungsdichte nur thematisiert, wenn sie stört, also wenn räumliche Nähe als Beeinträchtigung (je nach Störungsgrad und -dauer) der Handlungsfreiheit empfunden wird, der man nichts entgegensetzen hat.

Obwohl Abstandsflächen baulich vorgegeben sind, bestehen oftmals Verbindungen (gemeinsame Wände, angrenzende Gärten) und Sichtachsen zwischen den Gebäuden, die Distanzen aufzulösen scheinen und das Enge-Erleben vergrößern.

„Schräg gegenüber wohnt ein Ehepaar, was man auf der Straße hin und wieder trifft und die sehen uns immer. Wenn wir abends die Kinder im Badezimmer fertigmachen, dann winken die immer. [...] Man hat irgendwie so eine ganz witzige Beziehung.“ (Frau Assmann)

„... wir können uns in die Fenster gucken, können uns auch winken [winkt in Richtung Nachbarsfenster], Kontakt aufnehmen aber das ist...“ (Frau Ribbek)

...nicht immer oder direkt gewollt. Schließlich will man zu Hause privat und ungestört sein. Einzäunungen bieten zwar eine Möglichkeit, sozialen Abstand zu schaffen, aber verengen optisch den Straßenraum, steigern dadurch das Gefühl von Enge in der Öffentlichkeit.

Nähe kann natürlich auch positiv wahrgenommen werden, den Austausch mit den Nachbarn vereinfachen oder überhaupt erst ermöglichen. Dass man sich als Bewohner eines freistehenden Einfamilienhauses trotzdem „bedrängt“ fühlt, hat Herr Dedendorf beim Zuzug nicht erwartet und stellt mittlerweile abgeklärt fest:

„Sie wohnen wo in Hannover, in einer Mietwohnung oder so etwas? [rhetorische Frage an die Forscherin] Da haben Sie auch oben, unten irgendwas und denken sich auch ihren Teil. Und so ist es bei uns auch. Die anderen Leute denken sich auch irgendetwas über uns, nach

193 Hierzu: Niedersächsisches Nachbarrechtsgesetz (NNachbG).

dem Motto ‚Oh Gott, was sind das schon wieder für Leute? Mussten wir die jetzt gerade als Nachbarn bekommen?‘ Ist so.“ (Herr Dedendorf)

Mangelnder Abstand und „zu viel“ Nähe zeigt sich auch in suburbanen Wohnquartieren und trifft auf einen unkalkulierbaren Faktor: Nachbarn. Bedeutungsrelevant wird dann, wie man sich bei gegebener Lage und Anordnung der Gebäude bzw. Wohnungen sowie den verwendeten Baumaterialien (v. a. in Geschosswohnungen) arrangieren kann, um soziale Distanz zu wahren.

„Wenn [das eigene Haus] einem Reihnhaus gegenübergestellt [ist], kann man nicht im Garten sitzen ohne, dass man vom Nachbarn beobachtet wird. Hier geht das, ja. Hier haben wir auch keine Gardinen vor dem Fenster.“ (Herr Althaus)

Wenn dieser Umstand per se nicht gegeben ist, werden Abgrenzungsmaßnahmen getroffen, um Lärm, Gerüche und Kontakt auf ein verträgliches Maß zu reduzieren. Gardinen stellen – wie andere materielle Barrieren – relevante Grenzen dar und werden zum Bestandteil von Handlungsmaßnahmen der Bewohner, die die „Funktionsfähigkeit“ des Quartiers, eine „gute Nachbarschaft“ gewährleisten und für eine „konfliktfreie Nähe“ sorgen sollen. Das gelingt Herrn Dedendorf, indem „[wir] langsam alles zuwachsen lassen und uns hier unser Idyll [...] schaffen und möglichst wenig von unseren Nachbarn [mitbekommen], [...] [mit denen] zu tun haben“. Gegen die vier unmittelbar an sein Grundstück angrenzenden Nachbarn schützt er sich zudem durch eine Rundumeinzäunung.

„Wir haben zum Beispiel den Zaun zu den Nachbarn [mit Migrationshintergrund]. [Da] haben wir gefragt: können wir einen Zaun bauen und sie sagten: ‚Wir wollen doch auch unseren Frieden haben, machen sie doch den Zaun, stört uns doch nicht‘. [...] [Der andere Nachbar] hatte [...] seinen Zaun schon seit 20 Jahren und sagte: ‚Stört der Zaun?‘ und ich sagte: Wir sind doch froh, dass wir auf der einen Seite schon einen Zaun haben und uns da nicht noch einen machen müssen. Jetzt gucken wir über den Zaun und unterhalten uns schön.“ (Herr Dedendorf)

Zäune „stören nicht“, sondern sorgen dafür, dass das Gegenüber nicht mehr stört. Sie bieten (das Gefühl von) Sicherheit und Schutz, damit Privates privat bleiben kann.

10.4 Wo bin ich? – Zur Wahrnehmung des Zuhauses

Dem Zuhause kommt als Wahrnehmungsraum von Privatheit und Selbstbestimmtheit ein herausgehobener Stellenwert unter den Bewohnern zu. Es steht für Ungestörtheit und Ruhe, soll Distanz erlebbar machen. Das Schließen von Türen und Vorhängen verhindert die Betrachtung des privaten Inneren von außen, einen (un)mittelbaren Kontakt. So ist das Heim für alle Bewohner ein besonderer Ort, ein Ort der innerfamilialen Nähe (natürlich nicht ohne Konfliktpotenzial) und Intimität:

„... dann kam ich hier nach Hause und dann habe ich [...] mich nackt [im Garten] in die Sonne gelegt.“ (Herr Frey)

„Weil wir uns dann auch mal entblättern und so schön [auf dem Balkon] an der Sonne [...] sitzen, einfach so, weil ich mich dann besser fühle.“ (Frau Quandt)

Bei der Identifikation des Wohnortes stellt das Heim den Ausgangspunkt, in vielen Fällen sogar den „Lebensmittelpunkt“ (Gerold) und primären Handlungsraum der Bewohner dar. In der Wahrnehmungshierarchie steht der private Raum über allen anderen Räumen, ist das Wichtigste und „Schönste“ (Grund), weil es das Eigene ist. Hier kann sich jeder seine „Schönheit“ – durch individuelle Gestaltungsfreiheit – schaffen, die, neben der Funktionalität des Wohnobjekts an sich, eine entscheidende Rolle bei der Erreichung eines Wohlgefühls spielt. Außerdem symbolisiert das Zuhause für alle Bewohner einen, wenn nicht den Ort von Stabilität und Ordnung.

„Ich bin Sudentendeutscher, bin also Flüchtling. Für mich bedeutet dann natürlich Zuhause eine Menge [...], weil ich irgendwo vier Wände brauche, wo ich für mich alleine bin bzw. in meinem Kreis bin und wo ich auch abschalten kann und Ruhe finden kann, weil ich sonst ziemlich umtriebiger bin [...]. Ich brauche das wieder zum Krafttanken, Aufladen, um wieder etwas Neues zu unternehmen, Gedanken zu sortieren und so etwas alles.“ (Herr Engel)

Das Zuhause wird mit einem fest verankerten Rückzugs- und Kompensationsraum gleichgesetzt, der auch Sicherheit und Geborgenheit gewährleistet.

„Das ist ein Rückzugsort, ganz klarer Rückzugsort, wo man sich mit den Kindern beschäftigen kann, wo man sich in den Garten reinsetzen und einfach nur die Natur genießen kann, das Drumherum, die Ruhe. Das ist so das Heim.“ (Herr Rütten)

„Wenn ich nach Hause komme und die Türe schließe, bedeutet das Rückhalt, Sicherheit. Das ist für mich das Zuhause. Punkt.“ (Frau Klötsch)

Das Haus bzw. die Wohnung ist auch der Ort, der von Autonomie und Handlungsfreiheit geprägt ist.

„Wo man nicht das Gefühl hat, dass ewig irgendwelche Anforderungen an einen gestellt werden.“ (Frau Quellhorst)

„Hier kann ich machen, was ich will. Also hier habe ich nur meine eigenen Regeln.“ (Herr Ahlers)

Für das Zuhause liegt – anders als für die Orts- und Nachbarschaftsebene – eine prioritäre Identifikation vor, die sich durch sozial-räumliche Zugehörigkeit und (inter)subjektive Gestaltungsmacht des individuellen Ichs und familialen Wirs auszeichnet, d. h. frei wähl- und umsetzbare Aneignungsmöglichkeiten bietet, um sich einzurichten.

„So ein bisschen gestalten können, also so meine Vorstellungen in meiner unmittelbaren Umgebung, sprich Garten, sprich Haus, verwirklichen...“ (Frau Gehring)

„Wir konnten hier relativ schnell Wurzeln schlagen. Ich glaube das liegt daran, dass wir das Haus umgebaut haben. Also wir haben es uns angeeignet.“ (Frau Assmann)

Ausgehend von der Identifikation mit dem ich-bezogenen „Sozial-Raum“ und einem Gefühl des „Heimischseins“, kann das Zuhause auch als „Sprungbrett“ für den Aufbau einer emotionalen Verbundenheit mit der Nachbarschaft, einem „Heimischwerden“ mit dem Ort fungieren – muss es aber nicht.

„Weil, ich bin so eine sehr Heimische. Ich fühle mich am besten zu Hause“ (Frau Baal)

„Also zu Hause und heimisch ist ganz direkt hier mein Zuhause, mein Haus, so diese Scholle, diese kleine Scholle.“ (Frau Quandt)

„Wenn man hier [über 20 Jahre] wohnt [...] dann ist das Heimat. Das ist so. Jeder kennt jeden, kennt die Historie.“ (Herr Fink)

„Wir haben das Haus dann in sechs, acht Wochen modernisiert. Hier wohnte noch die Erstbesitzerin [drin]. [...] Und dann ging es los hier sich zu integrieren als Neubürger.“ (Herr Althaus)

Heimat¹⁹⁴ ist daher weniger als Zustand denn als Prozess zu betrachten, der sich oft, aber nicht zwangsläufig mit steigender Wohndauer von selbst einstellt oder gezielt erarbeitet wird. Die Erweiterung eines Gefühls von (räumlicher und sozialer) Verbundenheit auf Ortsebene steht dem Wohl- und Zufriedenheitsgefühl „zu Hause“ jedoch nach; wird oft erst gesucht, wenn etwas fehlt oder gebraucht wird und ist deswegen weniger affektiv-idealistisch als funktional-pragmatisch intendiert.

Das Heim ist Heimat und „Heim-Art“, wobei die Kunst darin besteht, heimisch zu werden. Das gelingt am besten dort, wo man frei agieren kann. Im Privaten wird diese Ungestörtheit erwartet, aber nicht immer erlebt, weshalb man sich zum Schutze des Selbst manchmal noch etwas einfallen lassen muss:

„[Den Holzzaun] haben wir extra gemacht, weil unsere Nachbarin liegt da direkt und guckt hier rein [...]. Sehr unangenehm...“ (Herr Dedendorf)

Wenn die Wohnung bzw. das Wohnhaus nicht schon positiv wahrgenommen wird, tun die Bewohner alles dafür, diesen Wahrnehmungszustand zu erreichen und zu behalten. Die Präferenz für das Dasein und Sosein der Bewohner in ihrem Privatraum spiegelt sich umgekehrt auch in der Wahrnehmung

194 Der Begriff „Heimat“ wird von den Untersuchungsteilnehmern kaum verwendet, egal, ob man sich auf den Wohnort, die Nachbarschaft oder das Zuhause bezieht. Vielmehr ist es das Zuhause-Empfinden (als Raumbezugsebene) und die dem Heimischsein und -werden inhärente Prozessualität (als Handlungsebene), die positionierungsrelevant für die Bewohner ist (Göb 2019a, 2019b).

menschenleerer Straßen und Plätze wider (Abb. 30), wobei zufällige Begegnungen und das Kinderspiel auf der Straße das nähräumliche Umfeld, im Sinne einer „Aushausung“, sowohl „privatisieren“ als auch mit Leben füllen können.



Abbildung 30: Menschenleere Straßen nach häuslichem Rückzug in verschiedenen Wohnquartieren suburbaner Räume. Quelle: A. Göb

Fazit: Zur Wahrnehmung des Raums im Suburbanen

Die Wahrnehmung der Bewohner hinsichtlich der Frage „Wo bin ich?“ ist nach räumlichen Ebenen mit separaten Bedeutungszuweisungen zu differenzieren. Im Rahmen der „räumlichen Schichtung“ können die Ebenen Ort, Wohnquartier und Zuhause voneinander unterschieden werden. Auf die (Nicht-)Identifikation des Ortes im Modus des Selbstverständlichen, Normalen und fraglos Gegebenen – daher nicht Explizierbarem – folgt eine „Gebrauchswahrnehmung“ im Modus des Funktionalisierens unter Bezugnahme auf vorhandene und alltagsnotwendige Infrastrukturen sowie Lageparameter. Für eine gelingende Alltagsbewältigung kommt dieser „pragmatischen Wahrnehmung“ ein sehr viel höherer Stellenwert zu als der Identifikation von Besonderheiten des Ortes. Solche sind im Alltagsraum Suburbia ohnehin nicht

oder kaum gegeben und wenn doch, irrelevant – es sei denn, sie haben einen Gebrauchswert wie z. B. der Altwarmbüchener See.

Für die Attribuierung und Abgrenzung des suburbanen Raums greifen die Bewohner auf bekannte, vermeintlich eindeutige Raumtypisierungen zurück: diejenigen von Stadt und Land. Der Wahrnehmungsmodus im Beschreiben ist dann der des Vergleichens, Differenzierens, Negierens und Stereotypisierens. Bezüglich der Klischeebefahrung der Stadt-Land-Darstellungen fällt auf, dass die von den Bewohnern vorgebrachten Idealisierungen eine hohe Stabilität aufweisen,¹⁹⁵ obwohl ihnen Ausdifferenzierungen durchaus bewusst sind. Dennoch: Stereotype wirken komplexitätsreduzierend und ermöglichen den Bewohnern einfache und schnelle Zuordnungen, die sozialisations- sowie enkulturationsbedingt jeder kennt und auf die sich jeder beziehen kann.

Auf die Selektivität der Wahrnehmung, die von dem (inter)subjektiven Wissensvorrat der Bewohner geprägt wird, nimmt auch die Wohndauer, das Alter und die jeweilige Lebensphase sowie die Vertrautheit mit dem Wohnumfeld Einfluss. So steigt bspw. das Bewusstsein für Barrierefreiheit erst mit eigenen Mobilitätseinschränkungen oder spiegelt den Bedarf von Familien nach entsprechenden Infrastrukturen unter Vernachlässigung von Ausgelmöglichkeiten wider. Dies wirkt sich wiederum auf die Bewertung des Wohnstandortes als (un)passend für die jeweilige Lebenssituation aus. Infolgedessen sind Wahrnehmungs- und Deutungsweisen der Bewohner von „ihrem Raum“ nicht starr, sondern dynamisch wandelbar: So ist Altwarmbüchen für viele vom Dorf zur Stadt geworden bzw. vereint Elemente von Dorf und Stadt. Im Nebeneinander koexistieren Tradition und Moderne, urbane, rurale und suburbane Sichtweisen auf den Raum.

Im Allgemeinen fällt auf, dass dörflich sozialisierte Bewohner sich selbst eher als Dörfler und ihren Wohnort als dörflich attribuieren. Dabei werden soziale Praktiken, Praktiken der Vergemeinschaftung und des Wirs betont und als Kennzeichen des Dörflichen herausgestellt. Bei selbstpositionierten Städtern nimmt die Wahrnehmung des Raums v. a. Bezug auf Gelegenheitsstrukturen und die Nähe zur Stadt. In den verwendeten Termini (z. B. Vorstadt, Satellitenstadt) spiegelt sich ihre (vor)städtische Sozialisierung wider mit Hervorhebung des Urbanen im Sub-Urbanen. Die Bewohner, die ohne

195 Zur Stabilität von Raumtypisierungen Lacour/Puissant 2007.

räumliche Selbstzuordnung verbleiben (Indifferente) und eher vorstädtisch/suburban aufgewachsen sind bzw. gelebt haben, ziehen Mischbezeichnungen für die Benennung des suburbanen Raums heran oder nennen den Ort direkt beim Namen. Diese Zuweisungen sind nicht immer fix und eindeutig, sondern können, dem Kontext entsprechend, angepasst werden oder als Kontrastierung zum eigenen Ideal und damit als Abgrenzungsmaßnahme herangezogen werden.

Für die Bezeichnung des Wohnortes werden von den Bewohnern Begriffe angeführt, die zwischen den Polen Stadt und Land liegen. Dafür wird auf Modi des Funktionalisierens („Schlafstadt“), Relationierens („Vorort, Rand“), Modifizierens („ehemaliges Dorf, Dorf mit Stadtbahnanschluss“) sowie Hypostasierens („Kleinstadt mit Dorfcharakter“) zurückgegriffen. Obwohl die Bewohner ihrem Wohnort immer irgendeinen Namen geben können, bedarf es dieser Praxis im Alltag nicht. Denn ein Raum, der nichts Besonderes „hat“, benötigt keine Besonderung.¹⁹⁶ Suburbaner Raum ist für seine Bewohner im Allgemeinen ein Alltagsraum, ohne eine Alltagskategorie zu sein.

Zwischen „von allem ein bisschen“ (Mischung) oder „nichts von allem so richtig“ (Reinform) zu haben, liegen die Beschreibungen des suburbanen Raums, die sich in dem Merkmal „Nähe zu“ treffen. Distanzen werden nicht als solche empfunden – weder im Ort noch Richtung Stadt oder zum weiteren Umland. So ist die Lage **das** Qualitätskriterium des suburbanen Raums, auf das sich alle Bewohner verständigen können. Diese Tatsache erklärt auch, warum man sich im Suburbanen sowohl als Städter wie auch als Dörfler (und als Indifferenter sowieso) verorten kann: Indem die Bewohner ihre persönliche Raumzuweisung vornehmen, diese auf den Wohnort bzw. dessen raum-zeitliche Eingebundenheit (Lage) übertragen, legitimieren sie ihr Dasein und Sosein in einem Raum, der für sie – qua Selbstkategorisierung – zunächst unpassend zu sein scheint. Aufgrund dieser Nichteindeutigkeit ist der suburbane Raum offen für vielfältige, z. T. konträre Wahrnehmungs- und Deutungsweisen, die zeitlich und räumlich nebeneinander existieren und sich (situativ) verändern können. Die Unbestimmtheit des Suburbanen stellt

196 Der Modus der Besonderung ist durch Distinktion sowie Individuation gekennzeichnet; dessen Fehlen verweist auf die empfundene Prestigelosigkeit des Raums durch seine Bewohner.

für die Bewohner also kein Problem dar, weil sie subjektiv bestimmt werden kann – aber nicht muss.

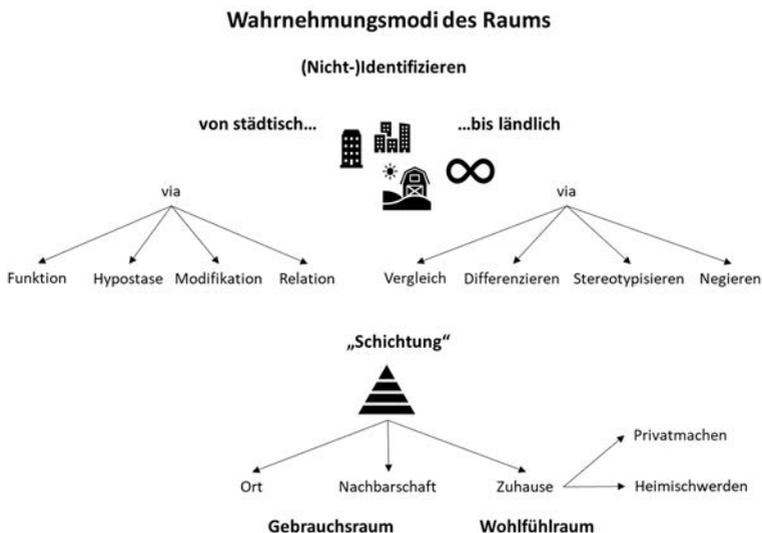


Abbildung 31: Neben- und Miteinander von Wahrnehmungsmodi im Suburbanen. Quelle: A. Göb

Bei der „geschichteten Raumwahrnehmung“ nehmen Bewohner eine Hierarchisierung und damit oft auch eine Präferenzsetzung von Raumebenen vor (Abb. 31). Öffentliche Räume des Wohnortes werden in ihrer Funktionalität wahrgenommen. Kritik an ihrer Gestaltung bleibt folgenlos, da man diese Räume v. a. zur Passage nutzt. Der Mehrwert der explizierten Negativwahrnehmung der zentralen Plätze liegt in ihrer kommunikationsstiftenden Funktion und fördert den belanglosen Austausch unter den Bewohnern, ohne zu stören (wie beim Austausch über das Wetter). Störungen sind ein Nachbarschaftsthema, jedoch erst, wenn es zum Störfall kommt. Insbesondere wenn räumliche Nähe als Enge erlebt wird und diese Beeinträchtigungen (akustisch, visuell, olfaktorisch) hervorruft, die die Handlungsspielräume der Bewohner negativ beeinflussen, wird gehandelt. Dann versucht man, Distanz zu schaffen, die man sonst nur durch räumlichen Rückzug, im Modus des Privatmachens, erhält. Dies gelingt auf der Ebene des Zuhauses: in einem Raum der Intimität, Familiarität, Sicherheit und Ordnung sowie Selbstbe-

stimmtheit und Gestaltungsfreiheit. Abschottung und Isolierung durch materielle Barrieren (Mauern, Zäune, Hecken, aber auch Gardinen, Jalousien und Sichtschutz aller Art) dienen der Abgrenzung, dem Schutz der Privatsphäre. Von hier aus etabliert sich ein Modus des „Heimischwerdens“, der auf alle Raumebenen (Nachbarschaft, Ort), die in der Reichweite des Ichs liegen, übertragen werden kann, aber nicht muss. So könnte sich, je nach Bedarf, eine *Identifikation von* zu einer *Identifikation mit* sozial-räumlichen Entitäten ausbilden – wann, wie und wo bleibt dabei jedoch den Bewohnern überlassen.

Diskussion und Rückbindung der Ergebnisse an den Forschungsgegenstand

Die Ergebnisse zeigen, dass suburbanen Räumen eine intermediäre Stellung zwischen den idealisierten Polen von Stadt und Land zukommt, da unterschiedliche Deutungsweisen neben- und miteinander präsent sein können. Die Wahrnehmung des suburbanen Raums offenbart sich in mehr oder weniger (sub)urbanen bis (sub)ruralen Projektionen und Bewertungen seiner Bewohner, die kontextspezifisch abweichen und sich verändern können. So werden gleichzeitig städtische bis ländliche Strukturen, Einstellungs- und Verhaltensweisen im Suburbanen evident, die aus unterschiedlichen Bewohnersichtweisen (von Urbaniten, Dörflern oder Indifferenten) hervorgehen. Mit der eigenen Positionierung grenzt man sich ab und schafft gleichzeitig Zugehörigkeit. Über die Ich-Identität (unter Berücksichtigung der Sozialisation, Enkulturation und Personalisation) können Deutungsweisen des suburbanen Raums eingeordnet und Sinnsetzungsprozesse besser nachvollzogen werden. Die vorliegenden Ergebnisse spezifizieren und bestätigen also wissenschaftliche Bezeichnungen Suburbias, die auf deren Herstellungspraktiken Bezug nehmen. Obwohl Begriffe wie „Stadt-Land-Kontinuum“ (Holzner 1996; Helbrecht 2014; Pahl 1966; Walks 2013) oder „hybride Zwischenräume“ (Harris 2010; Hartley 1997; Fishman 1990; Young/Keil 2010) von den Bewohnern nicht gebraucht werden, zeigt sich hierin der Mehrwert einer konstruktivistischen Herangehensweise für die Herausstellung lebensweltlicher Raumdefinitionen und -abgrenzungen. Da (suburbane) Räume „gemacht werden“ (Werlen 1995, 1997), ist das Machen aus Sicht der Macher eine nicht zu vernachlässigende Handlung, um Konstruktionselemente zu identifizieren, die den Alltag und das Leben im Suburbanen ausmachen, bedeutungs- und damit auch handlungsrelevant sind oder werden können. Auf-

grund dessen sollten konstruktivistische Zugänge für die Raumwissenschaften auch an Relevanz gewinnen. Denn die alleinige Ausrichtung auf normative und gestalterische Ansätze der Planung(spolitik) wird ohne Handlungsstrategien für einen „besseren Alltag“ und ein „konfliktfreieres Leben“ an der Lebenswirklichkeit ihrer Bewohner vorbeigehen. Gerade weil Lebens- und Sichtweisen von Menschen immer pluraler werden – wie auch meine Untersuchungsergebnisse zeigen – können Planungsziele weniger eindeutig bestimmt werden (Göb/Othengrafen 2017; Aring/Butzin/Danielzyk et al. 1987). Die Orientierung an den Lebenswelten von Bewohnern sollte daher, über die bisher existierenden Partizipationsbemühungen hinaus, Eingang in die Planung (Organisation, Steuerung, Moderation) finden.

Die in dieser Arbeit aufgedeckten Raumkonstruktionen der Untersuchungsteilnehmer repräsentieren ihre deutend angeeignete Wirklichkeit. Der erlebte Raum, der „von außen“ uneindeutig und unbestimmt ist, wird v. a. über Stereotype (inter)subjektiv bestimmbar. Hierbei greifen die Teilnehmer auf Idealisierungen von Stadt und Land zurück, um den suburbanen Raum ein- und abzugrenzen. Redepinning versteht Stadt und Land als „spezifische gesellschaftliche Raumverhältnisse und als spezifische raumbezogene Semantiken“ (2019: 315). Diese Semantiken haben eine Orientierungsfunktion (Cloke/Johnston 2005; Redepinning 2010, 2015) und produzieren „eine bestimmte Erwartungshaltung an die Räumlichkeit des Ortes“ (Redepinning 2019: 317).¹⁹⁷ Diese Komplexitätsreduktion von Wirklichkeit spiegelt sich auch in den Vorstellungen der Untersuchungsteilnehmer wider. Diese nehmen eine Typisierung von Raum- und Verhaltenszuschreibungen vor, die wiederum geprägt sind von der Selbstpositionierung der Bewohner und sie vor Uneindeutigkeiten und Unbeschreibbarkeiten im Suburbanen „schützen“, weil sie Ordnung schaffen. Da es sich bei den Semantiken um (inter)subjektive Konstruktionen handelt, können sich auch stereotype Zuschreibungen mit der Zeit verändern, suburbane Räume und ihre Bewohner weniger sub- als urban (resp. rural) wahrgenommen werden.

Mit der Benennung suburbaner Räume hat sich auch Hesse (2015) in einer länderübergreifenden Studie in suburbanen Regionen Luxemburgs, Deutsch-

197 Diese Auffassung entgegnet der „Raumfalle“, die auf ein einseitiges, lineares Abhängigkeitsverhältnis zwischen Raumstrukturen und Handlungsmustern rekurriert (Redepinning 2019: 320).

lands, Frankreichs und Belgiens beschäftigt. Er hat gefragt, wie Bewohner „ihren Raum“ wahrnehmen, bezeichnen und welche Bilder sie von ihm entwerfen. Die Studie kam zu dem Ergebnis, dass suburbane Räume von den Bewohnern als Stadtrand, Vorstadt oder -ort bezeichnet werden. Obwohl es sich in dem Beitrag um andere (nicht weiter spezifizierte) Typen suburbaner Räume handelt, zeigt der Vergleich mit meinen Ergebnissen Parallelen in der Benennung auf. Problematisch ist an dem Beitrag zu bewerten, dass dieser nicht auf die unterschiedlichen (Sprach)kulturen, die in den Untersuchungsräumen vorliegen, eingeht, die zu berücksichtigen wären, weil sie sozial-räumliche und entwicklungsgeschichtliche Besonderheiten aufweisen können. Stadtrand, Vorstadt und -ort sind zwar global gebräuchliche Termini für den suburbanen Raum von Nicht-Wissenschaftlern, doch nicht die einzigen, wie die Ergebnisse meiner Arbeit zeigen. In dieser Weise ich nach, dass stadtbezogene Begrifflichkeiten insbesondere von denjenigen verwendet werden, die in diesem Raum (Stadtinnen- oder -außenrand) sozialisiert sind und sich vorwiegend als städtisch bzw. Städter positionieren. Diesen „Rahmendaten“ kommt daher, neben der Berücksichtigung der Entwicklung des Raums (hinsichtlich baulich-funktionaler sowie sozialer Veränderungen), eine große Relevanz bei der Auswertung zu, wie auch der Wohndauer und Lebensphase der Befragten. Denn diese Kontextfaktoren beeinflussen das Erleben, Bewerten und Benennen von Raumstrukturen. In der Studie von Hesse bleiben weitere Begrifflichkeiten zur Bezeichnung suburbaner Räume aus, was im Kontrast zu der relativen Vielfalt an Bezeichnungen, die im Rahmen dieser Arbeit geäußert wurden, steht und eine Fortführung international vergleichender Studien zu einem interessanten Forschungsfeld macht – insbesondere um zu erfahren, inwiefern sich diese Semantiken auf die Raumproduktion und -aneignung auswirken.

In Hesses Studie werden auch Wahrnehmungen der Bewohner vom suburbanen Raum präsentiert, die auf zwei wesentliche Aspekte reduziert werden: Eine gute Erreichbarkeit (mit dem Auto) und Infrastrukturausstattung (bzgl. ihrer Funktionalität und Lage). Zu diesem Ergebnis kommt auch Menzls Untersuchung (2007). Er hat die Wahrnehmung der neu zugezogenen Bewohner in einer suburbanen Gemeinde bei Hamburg (Henstedt-Ulzburg) erfasst, die ihren Wohnstandort als funktional, kinderfreundlich, vertraut, lagegünstig, aber auch gesichts- und leblos wahrnehmen (ebd.: 311 ff.). Auch meine Ergebnisse verweisen v. a. auf den Gebrauchswert des Ortes für

seine Bewohner. Die bei Menzl beschriebene „Gesichtslosigkeit“ entspricht der von mir dargestellten „Nicht-Identifikation“ des Raums, die das Resultat mangelnder Besonderung, d. h. von Veralltäglicung und Prestigelosigkeit ist. Daneben ist es die Selbstverständlichkeit und Fraglosigkeit, die eine Thematisierung und Reflexion des Alltagsraums Suburbia von Seiten der Bewohner nicht notwendig macht. Die aufgeführten Raumbeschreibungen, sowohl bei Menzl als auch bei mir, zeigen aber auch ambivalente Bewertungen der Bewohner auf. So werden Nachteile des Wohnortes genauso offen expliziert wie Vorteile. Während in Menzls Untersuchungsraum die einzelnen Ortsteile¹⁹⁸ als dörflich oder städtisch beschrieben werden, kann für Altwarmbüchen und Hemmingen-Westerfeld eine Mischung aus beidem bzw. ein Nebeneinander städtischer und ländlicher Strukturen herausgestellt werden. Was ich in meiner Arbeit bei einem Maßstabswechsel von der Orts- auf die Quartiersebene weiterführend zeigen kann, ist die Bedeutsamkeit von Dichte für die Wahrnehmung von „Störfällen“. Dichte wird oftmals als Verschmelzung räumlicher und sozialer Nähe erlebt und, je nach Disposition der Bewohner, negativ als Enge und nicht gewollte Vertrautheit sowie als Eingriff in die Privatsphäre bewertet, die von vielen Bewohnern weder erwartet noch intendiert wurde. Der getrennten Betrachtung einzelner „Raumschichten“ kommt daher eine große Relevanz zu und sollte im weiteren Forschungs-geschehen eine stärkere Berücksichtigung finden.

Zwar proklamiert Sieverts (2008) für die Zwischenstadt, dass diese „weder in der Vorstellung ihrer Bewohner noch als Feld der Politik eine eigenständige Identität“ erlangt (ebd.: 23), doch legen meine Ergebnisse dar, dass sich die Bewohner im suburbanen Raum Heimat und Identifikationspunkte schaffen können. Diese liegen dort, wo sie sich „eingerichtet“ haben, als Ausdruck ihrer selbst und eines Lebens, das (zu) ihnen passt. Sesshaft wird man im selbst gewählten Lebensentwurf, der zumeist das Wohnen im eigenen Haus betrifft (Hahn/Steinbusch 2006: das prioritäre „Hier“ des Wohnens). Deshalb entsprechen planerische Forderungen nach einer qualitativ besseren Gestaltung („Ästhetisierung“), der Schaffung von Lesbarkeit und Begreif-

198 Menzl hat im Gegensatz zu mir nicht einen Ortsteil der Gemeinde, sondern die gesamte Gemeinde mit all ihren Ortsteilen untersucht. Davon habe ich abgesehen, da die restlichen Orts-/Stadtteile der Untersuchungsräume überwiegend dörflich strukturiert sind (Teil B, Kap. 6).

barkeit des suburbanen Raums (Sieverts 2008: 97) nicht unbedingt den Ansprüchen und Bedarfen der Bewohner. Die „Schönheit“ im Suburbanen liegt primär im Privaten wie im Funktionalen, d. h. im täglichen Gebrauch. Dass suburbane Räume nur Heimat werden können, wenn „lebendige politische, soziale und kulturelle Teilhabe und reale Sinneserfahrung ermöglicht [werden]“ (ebd.: 75), scheint dem Wunsch der Bewohner, „zu Hause zu sein“, nicht gerecht zu werden und für eine Verortung keineswegs erforderlich zu sein. Außerdem sind Innenbilder, im Sinne einer Identifikation von Raumstrukturen, „immer schon da“ (Hahn/Steinbusch 2006: 275) und müssen nur „hervorgeholt“ werden (z. B. im Rahmen von Interviews, d. h. durch Versprachlichung). Die subjektive Wirklichkeit der Bewohner, ihr Wahrnehmungsraum, folgt anderen Prioritäten als der „Planungsraum“. Denn er- und gelebte Welten setzen zuvorderst an der Praktikabilität des Alltags, seiner Bedeutsamkeit für den Raumgebrauch und nicht an der ästhetischen Gestaltung an.

11 Zur Raumnutzung

Da sich scheinbar alle Bewohner – gleich welcher Selbstpositionierung – im Suburbanen „ihren Raum“ schaffen können, stellt sich die Frage nach dem konstituierenden Prozess. Mit der Wahl des Wohnstandortes haben sich die Bewohner für einen (vorläufigen) Lebensmittelpunkt entschieden, der ihren Aktionsraum unmittelbar beeinflusst, da er ihre Handlungsspielräume erweitern oder limitieren kann. Im Raumgebrauch treffen Bewohner dann Entscheidungen, die räumlich manifest werden und zeigen, was sie wo, wann, mit wem und wie oft tun und welche Gelegenheitsstrukturen für welche ihrer Handlungsweisen Bedeutung erlangen (Abb. 32).

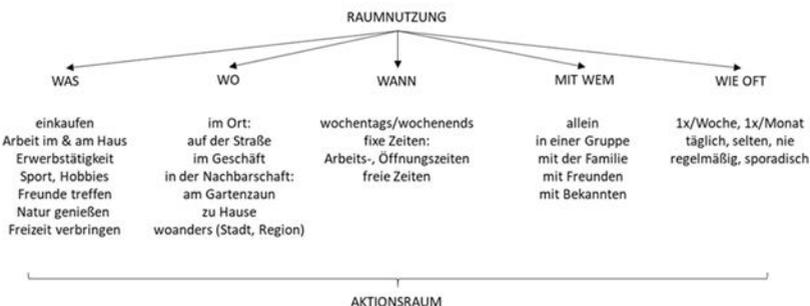


Abbildung 32: Raumnutzungsmöglichkeiten der Bewohner im Suburbanen (Kriterienübersicht).
Quelle: A. Göb

11.1 Aktivitäten – was macht wer wo im Ort?

Um eine Wohnstandortentscheidung treffen zu können, haben sich die Bewohner im Vorfeld ihres Zuzugs mehr oder weniger intensiv und selektiv mit der Infrastrukturausstattung ihres neuen Wohnumfelds auseinandergesetzt. Beim Zuzug war ihnen zumindest teilweise bekannt, welche wohnstandort-

nahen Versorgungseinrichtungen es im Ort gibt und welche Tätigkeiten sie potenziell in ihren „neuen“, nähräumlichen Alltag integrieren können.

Während die einzelnen Wohnquartiere im Ort überwiegend als „WA“¹⁹⁹ ausgewiesen sind und eine monofunktionale Nutzung aufweisen, haben sich die Orte Altwarmbüchen und Hemmingen-Westerfeld als solche, seit ihrer planmäßigen Anlage in den 1950er-/60er-Jahren, funktional ausdifferenziert. So ist die tägliche Versorgung²⁰⁰ problemlos möglich und wird von allen Bewohnern vor Ort umgesetzt. Die Versorgungseinrichtungen befinden sich in beiden Untersuchungsräumen jeweils im Zentrum und in den Gewerbegebieten am Ortsrand. Je nach Wohnlage (Entfernung zum Versorger), Einkaufsmenge (für Einzelpersonen, Paare oder Familien), Zeitbudget (Häufigkeit, Dauer der Einkäufe) und der Kopplung mit anderen Aktivitäten, werden die Versorgungstouren der Bewohner zu Fuß, mit dem Rad oder dem Auto getätigt.

„Wir machen alles mit dem Rad. Tatsächlich ist das etwas, was ich in Altwarmbüchen total klasse finde, dass ich hier eigentlich nie ins Auto steige. Es sei denn, wir machen mal [einen] Großeinkauf. [...]

199 Nach § 4 (1) BauNVO dienen Allgemeine Wohngebiete (WA) vorwiegend dem Wohnen. Diese Information wurde den vorliegenden Bebauungsplänen der Gemeinde Isernhagen und der Stadt Hemmingen entnommen.

200 Die Ausstattung entspricht ihrer Ausweisung als Grundzentren im Rahmen des RROP 2016 (Teil B, Kap. 6.2).

Zentralörtliche Versorgungsfunktionen werden den Zentren, entsprechend ihrer jeweiligen Hierarchieebene des Zentrale-Orte-Konzepts, zugeordnet (Greiving/Winkel/Flex/Terfrüchte 2014). Für Grundzentren typische Funktionsbereiche und Einrichtungen sind:

- Kultur & Bildung: Grundschulen, Mittelschulen, Angebote der Erwachsenenbildung
- Soziales & Sport: Einrichtungen für den Breitensport, Kindertageseinrichtung, Jugendfreizeitanlagen, Einrichtungen für Familien und Senioren
- Gesundheit: Arztpraxen und Apotheke, ambulante Pflege und ambulante medizinische Versorgung, Betreuungsangebote für ältere Menschen
- Wirtschaft & Einzelhandel: ausreichendes Einzelhandelsangebot zur Deckung des über die örtliche Nahversorgung hinausgehenden Bedarfs (typischerweise mit periodischen Sortimenten), Finanzdienstleistungen (Bankfiliale, Versicherungen), Postfiliale oder Postpoint
- Verwaltung und Behörden: Kommunalverwaltung, Feuerwehr
- Verkehr: qualifizierter ÖPNV-Knotenpunkt, ÖPNV-Verbindung zum Mittelzentrum (Einig 2015: 48)

[Am Gewerbegebiet ist nur schade, dass] keine Fahrradfahrer eingeplant [sind], dass es da keine Fahrradwege gibt.“ (Frau Jüngst)

Bei älteren Paaren und Familien, in denen die Frau in Teilzeit arbeitet, ist vornehmlich diese für den Einkauf zuständig; darüber hinaus werden die Erledigungen zwischen den Partnern verteilt.

„Die Kleineinkäufe mache ich hier [im Zentrum], den Großeinkauf einmal die Woche mache ich denn dort [im Fachmarktzentrum im Gewerbegebiet]. Ansonsten bin ich ganz großer Fan von REWE, das habe ich vielleicht schon einmal erwähnt [lacht], Hausfrauenglück pur. Tja, wer hätte das gedacht?!“ (Frau Jablonski)

„Meine Frau kümmert sich hauptsächlich natürlich um die Grundnahrungsmittel, ne?! Sie hat dann im Blick, wenn Toast alle ist und Nutella alle ist. So, was am meisten gekauft wird. Die Großeinkäufe beim A2 Center bekomme ich meistens mit.“ (Herr Rütten)

„Weil REWE hat ja bis 21 Uhr auf und REAL ja bis 22 Uhr [...], und weil wir unsere Mahlzeiten immer zusammen einnehmen und schon versuchen, dass wir uns gegenseitig entlasten, dass er [Ehemann] das dann anschließend macht [...], wenn die Kinder im Bett liegen. Meistens ist es auch so, dass es dann nicht so überlaufen ist, dass man so ein bisschen mehr Ruhe hat zum Einkaufen.“ (Frau Gödecke)

Einkaufen „am liebsten ohne die Kinder“ und als Wocheneinkauf, das schätzt Frau Klötsch, wie viele andere Bewohner, weil „das einfach schneller geht.“ „Schnell“ sollte es auch gehen und „quasi lokal“, damit vollzeitberufstätige Paare wie Gödeckes alles „in kurzer Zeit schaffen, keine weiten Wege [haben]“ und weil „alles so drumherum ist, kann man sich ja quasi mit allem versorgen. Also, dass man jetzt nicht unbedingt sich auf die Socken machen muss, [...] weite Strecken zurücklegen [muss], um seine Dinge zu erledigen.“ Die Versorger sind wohnortnah gelegen, gut „erreichbar“, „zentral“ und „fußläufig“ (Gödecke, Yanko, Vohwinkel, Joswig, Zehnpfennig, Schmitz, Ritter, Gilles). Alles da, alles nah – diese Qualität stellen alle Bewohner für Altwarmbüchen und Hemmingen-Westerfeld heraus. Spontane (Bedarfs-) Einkäufe sind möglich, weshalb Frau Jaeger „manchmal auch jeden Tag hingeht, oder jeden zweiten. Egal.“ Doch ist der Einkauf in den meisten Fällen, gerade auch bei Rentnern, geplant und wird an den immer selben Tagen, zur

immer selben Zeit getätigt, um dem Tag Struktur zu geben bzw. Zeitressourcen bestmöglich zu nutzen (v. a. bei in Vollzeit berufstätigen Eltern).

„Ich gehe meistens montags einkaufen und donnerstags bei PENNY. [...] Das waren so meine Einkaufstage [seit 30 Jahren] und die sind auch so geblieben.“ (Herr Renner, genauso Herr Engel)

Andere Bewohner kaufen auch am Arbeitsplatz in der Mittagspause ein (Dombrindt, Gilles, Gödecke) oder bringen Einkäufe auf dem Rückweg von der Arbeit mit. Aktivitätenkopplung gehört zum Alltag – „immer alles verbinden [...], dass ich da nicht noch einmal wieder losmuss“ (Goetz), das spart Zeit und minimiert unnötige oder doppelte Wege.

„Einkaufen mache ich tagsüber, wenn ich sowieso irgendwo bin. Dann halte ich da an, das bietet sich ja an. Ich hole meine Post aus dem Postfach bei der Post und dann ist der REWE da und der PENNY ist da und dann kann ich da mal schnell reinspringen.“ (Herr Oberhaus)

Für spezielle Bedarfsprodukte wie Bio- oder vegane Lebensmittel, Fachgeschäfte und ein spezifisches Sortiment suchen viele Bewohner die Stadt oder den zuvor bewohnten Stadtteil in Hannover und dessen Wochenmärkte auf, da die Auswahl dort besser ist (Gehring, Nowak, Oberhaus, Quellhorst, Assmann, Reimann, Reinhold, Zehnpfennig).

In der Wahrnehmung der meisten Bewohner ist ihr Wohnstandort (funktional) aber so gut ausgestattet, dass man „gar nicht mehr los“ braucht (Ahlers), es „Wochenende[n] [gibt], da verlasse ich den Ort Hemmingen gar nicht mehr“ (Althaus), da „musst du auch nicht mehr nach Hannover fahren“ (Renner). Herr Frey betont die gefühlte „Übersversorgung“, die auch Menschen aus der Stadt und der weiteren Region (und damit auch Verkehr) nach Hemmingen-Westerfeld zieht.

„Wir sind also hier versorgungsmäßig sowohl mit Ärzten als auch mit Geschäften und, und, und, bestens versorgt, fast übersorgt. Also ich sage, wir sind übersorgt.“ (Herr Frey)

„Gleichzeitig muss man sich nicht..., also man kann sich zwischen zwei oder drei Zahnärzten entscheiden. Fachärzte sind hier mehrfach vertreten [...] eine Frauenärztin gibt es. Es gibt drei Hausärzte...“ (Herr und Frau Ahlers)

Es bestehen ausreichend Optionen im Ort, sodass man zwischen verschiedenen Alternativen wählen kann, ohne sich festlegen zu müssen. Ärzte werden aufgrund persönlicher Beziehungen meistens behalten (z.T. in anderen Städten), Fachärzte und Spezialisten durch Empfehlung und Terminvergabe zugewiesen. Die nachträgliche und fortschreitende Diversifikation von Geschäften und Angebotsformen wird von den Bewohnern generell positiv bewertet und gut angenommen.

„A2 Center... als das gebaut wurde war ich total happy, muss ich sagen. Ist so eine Sache gewesen, das fand ich total klasse.“ (Frau Klötsch)

„Mein Lieblingsort ist eigentlich das A2 Center... Meine liebste Ex-Kollegin [aus der Stadt], die geht jeden Samstag mit ihrer Familie hier einkaufen und manchmal rufe ich sie einfach an und sage: ‚seid ihr [im A2 Center]?‘ und sie sagt ‚ja‘ und dann sage ich ‚ich komme‘ und schreibe ‚in welcher Abteilung bist du?‘, ‚in der Milchabteilung‘ und dann gehe ich da hin und treffe sie da.“ (Frau Baal)

„Ein Beispiel: Schuhe. Sie können hier in der Umgebung sechs Schuhläden aufsuchen, die können Sie auch alle fußläufig erreichen. Der [zeigt auf ihren Mann] war völlig überrascht über das Gewerbegebiet und was das hier noch so anbietet. Völlig überrascht.“ (Frau Ribbek)

Kritische Stimmen über ein „zu viel“, „zu groß“ und „zu modern“ (Gustav, Jung, Gilles) werden auch geäußert, beeinflussen die Nutzung der Fachmarktzentren und des Shopping-Centers aber nicht, weil das Einkaufen dadurch einfach und „bequem“ geworden ist. Gegenüber den Dörflern weisen die Urbaniten auf ein „zu wenig“, auf „Versorgungslücken“ hin (Assmann, Nowak, Goetz, Gehring, Quellhorst, Ginter), die im Rahmen des täglichen Gebrauchs allerdings kaum in Erscheinung treten. Daneben wird das Einkaufsverhalten vom Online-Handel beeinflusst und räumlich verlagert. Zwar unterstützen viele Bewohner die lokale Buchhandlung, den Tante-Emma-Laden oder Metzger (Vohwinkel, Goetz, Renner, Jüngst), damit sich diese Läden halten können, doch stellt das Angebot im Internet für einige Bewohner eine schnelle, jederzeit verfügbare und unkomplizierte Alternative zum „realen Einkauf“ dar, die weniger den täglichen als den aperiodischen Bedarf und daher weniger Altwarmbüchen und Hemmingen-Westerfeld als die „richtigen Städte“ betreffen dürfte.

„Heutzutage [wird] natürlich viel mit Internet gemacht, darf man nicht vergessen, also kann ich mich auch nicht von freisprechen, dass ich ein Paar Socken oder die Jeans oder das Polohemd, das ich an habe, [bestelle], ne?!“ (Herr Dombrindt)

Neben Baumärkten, Bekleidungs-Outlets und Gartencentern sind in den ortsansässigen Gewerbegebieten auch Sportstudios, Restaurants sowie Vergnügungsstätten, bspw. Diskotheken und Spielhallen, zu finden. Die Familien Klötsch und Baal suchen, wie die Rentnerpaare Reimann und Ribbek, gerne Möbelhäuser auf. Diese Beschäftigung dient jedoch nicht dem Kauf von Einrichtungsgegenständen, sondern der Unterhaltung durch einen Besuch des „Spieleparadieses“ und der „Rentnerkantine“.

„Da trifft man sich gerne bei HÖFFNER zum Frühstück oder Mittagessen. Die haben da so eine super Dachterrasse und da kann man in der Woche ganz gut hingehen, wenn man Zeit hat, da treffe ich mich auch gelegentlich [mit Freundinnen].“ (Frau Reimann)

„In den Geschäften gibt es für Kinder, [so etwas] wie bei IKEA [das Smaland..., ich nenn das Höffnerline und Portalino. Das heißt, die Kinder möchten da gerne immer hin zum Spielen [...] ... [ist wie in] so Indoorparks [...]. Und das ist sehr angenehm. [...] Sie geben das Kind ab, kostenlos, weil sie einkaufen möchten... [aber] es ist ja nicht immer so...“ (Frau Baal)

Auch die Freizeit verbringen die meisten Untersuchungsteilnehmer – jedenfalls wochentags – vor Ort. Die Sporthallen, Frei- und Hallenbäder werden vielfach aufgesucht, der Altwarmbüchener See bzw. die Hemminger Kies- teiche sowie die Grün- und Freiflächen am Ortsrand für Spaziergänge (Gehring, Jüngst, Assmann, Fink, Meier) und Radfahrten (Joswig, Zehn- pfennig, Gehring, Oberhaus, Assmann, Jüngst, Gödecke, Reimann, Fink, Meier, Ribbek, Dombrindt) oder zum Joggen (Quellhorst, Jablonski, Ginter). Gerade Rentner und Familien nutzen die „Gelegenheit Natur“ und integrieren diese in ihren Alltag: „Wenn ich einen kleinen Spaziergang machen will..., egal in welche Richtung ich gehe, man ist schnell im Grünen“ (Gehring).

Daneben kann man sich in zahlreichen Vereinen – als aktives oder passives Mitglied – betätigen. Egal ob Tennis, Tischtennis, Basketball, Gymnastik, Tanzen, Fitness oder Schwimmen – eine Auswahl zwischen verschiedenen

Sportarten ist gegeben, insbesondere für Kinder (wie Handball, Fußball, Schach). Nur für „außergewöhnlichen Sport“ (Baal) muss man woanders hin. Weitere Aktivitäten zur Freizeitgestaltung und Integration im Ort bieten z.B. die Freiwillige Feuerwehr und die Kirchengemeinden an. Beschäftigungsmöglichkeiten gibt es genug, aber es ist „auch kein Problem, wenn man nichts macht“ (Jablonski).

„Ich gehe ja zweimal in der Woche meiner Gesundheit willen zur Fitness, in die Muckibude. [...] und anschließend in die Sauna. Und da treffe ich dort immer irgendwen Bekannten, ne?!“ (Herr Abel)

Sportliche Aktivitäten fördern, neben den „Integrationsagenturen“ Kita und Schule, Begegnungen im Ort. Darüber hinaus gibt es institutionalisierte Begegnungsorte wie das Flüchtlingsnetzwerk, das interkulturelle Café, den Lesezirkel, die Bürgerstiftung oder den Tauschverein, die teilweise in privater und/oder öffentlicher Trägerschaft liegen und in denen man sich engagieren kann.

„In der Tauschbörse [...] erbringt man bei wem anders eine Arbeit, man tauscht Dienstleistungen gegeneinander aus. Ja solche Sachen [gibt es], so private oder halbprivate Initiativen. [...]. Soweit ich weiß, sind die meisten Dinge da von Bürgern, also von Bürgern für Bürger organisiert worden.“ (Frau Ritter)

Ein weiteres Beispiel für die Bewohnervernetzung ist das Sozialkaufhaus „caspo e. V. – 2. HeimArt“²⁰¹ in Altwarmbüchen, das auch zu gemeinsamen Frühstückten, Lesungen und Bastelstunden einlädt. Äquivalent dazu veranstaltet der „HemmingWay e. V.“ gemeinsame kulturelle, sportliche und soziale Aktivitäten mit dem Ziel, die Stadtkultur und das lebendige Miteinander in Hemmingen zu fördern.²⁰² Auch Feste (wie z. B. Moor-, Weihnachts-, Kartoffel-, Osterfest) sollen wie Flohmärkte (ca. 20-mal im Jahr auf Parkplätzen in den Gewerbegebieten), öffentliche Gottesdienste u. Ä. m. gemeinschaftsstiftend wirken und zum Engagement anregen.²⁰³

201 <https://caspo-ev.de/2teheimart/> (letzter Abruf: Juli 2020).

202 <http://www.hemming-way.de/> (letzter Abruf: Juli 2020).

203 Dass diese Angebote von einem Teil des Samples tatsächlich angenommen werden, habe ich im Rahmen der Go-Alongs selbst erfahren dürfen: Mit Frau Ritter und Frau Baal habe ich während unseres Walks das Sozialkaufhaus aufgesucht, mit Frau Gehring eine Deutsch-

Die Bewohner können aber auch „nur“ konsumieren, wie z.B. das Paar Ahlers, das gerne im Ort ausgeht: zum „Pizzaman“ am TUS und zur Strandbar am See im Sommer. Herr und Frau Abel gehen regelmäßig ins China-restaurant wie auch Familie Althaus („aber zu dem anderen“), wohingegen Frau Jung den Spanier präferiert. „Es gibt hier schon genug Möglichkeiten“ sagt Frau Grund unter Verweis auf den Griechen, beim dem sie immer ihr „Feierabendbierchen“ trinkt. Zu den weiteren Lokalitäten, die im Ort aufgesucht werden können, gehören bspw. das Amadeus (Restaurant), die Shinebar²⁰⁴ (Seecafé) oder der Kulturtresen (Musikkneipe).

„Und Hennies [Hotel] ist ja hier hinten irgendwo. [...] Ist auch ein großes Restaurant, da gehen wir zur Sauna [hin]. Dann haben wir hier jetzt an der Straße ja auch noch den Türken Tandur. Da gehen wir ganz gerne mal hin. Da kann man schön sitzen und sich mal ein, zwei Stunden unterhalten oder irgendwie, nicht?! Ein bisschen gucken [lacht] wer draußen vorbeiläuft. Naja, da muss man schon lachen.“
(Frau Grund)

Ausgeh-Eventualitäten nehmen bei Eltern mit kleineren Kindern nur einen geringen Stellenwert ein, da kaum Zeit für zweiseitige Abendgestaltungen, das Treffen mit Freunden (meist Eltern in derselben Situation), Sport und Hobbies gegeben ist.

„Also wir arbeiten beide in Vollzeit, haben halt die beiden kleinen Kinder, also da ist es halt selten, dass man mal sagt man geht jetzt abends irgendwo hin, weil man ist abends halt froh, dass man irgendwann im Bett ist.“ (Frau Gödecke)

Das Freizeitangebot, das sich explizit an Jugendliche richtet, ist in den Untersuchungsräumen begrenzt. Neben Kursen an den Schulen (Musik, Theater) gibt es nur wenige Einrichtungen zum Zeitvertreib. Ein Beispiel ist das autonome Jugendzentrum mit verschiedenen Veranstaltungen, Projekten und Aktionen sowie einem gemeindlich organisierten Programm für kleine Kinder in den Ferien. Jugendliche treffen sich mit ihren „Peers“ (jedenfalls solange sie noch nicht in die Stadt können oder dürfen) ohnehin lieber ohne

stunde für Flüchtlinge gegeben und mit Herrn Engel die Kirche aufgesucht, in der er u. a. Führungen gibt.

204 <https://www.shinebar.de/> (letzter Abruf: Juli 2020).

Aufsicht, draußen an Bushaltestellen, auf Spielplätzen, in Garagenhöfen oder auf den Parkplätzen der Einzelhändler im Gewerbegebiet nach deren Ladenschluss, wenn diese leer und ungenutzt sind.²⁰⁵

Diese Einzelhändler schaffen nicht nur Angebotsstrukturen, sondern auch Arbeitsplätze, die z. T. von den Bewohnern Altwarmbüchens und Hemmingen-Westerfelds bekleidet werden.

„Weiterer Vorteil für mich persönlich ist natürlich, dass ich hier auch arbeite. Von daher kann ich fußläufig zur Arbeit gehen.“ (Frau Ritter)

Einige Bewohner kommen ihrer Erwerbsarbeit, als Angestellte oder Selbstständige bzw. Freiberufler, im Ort nach (Raabe, Ritter, Yanko, Baal, Gilles, Oberhaus, Gerold, Goetz, Fink), andere in der Region. Die meisten Bewohner arbeit(et)en allerdings in Hannover. Ins Umland pendelt man ausschließlich mit dem Auto, nach Hannover auch mit der Stadtbahn und dem Rad (Quellhorst, Jung, Assmann, Nowak, Vohwinkel, Richartz, Dedendorf). Diejenigen, die berufsbedingt auch national und international unterwegs sind, schätzen besonders, dass man von Altwarmbüchen aus „innerhalb von wenigen Minuten in alle Himmelsrichtungen [kommt]“ (Rütten, Dedendorf).

Altwarmbüchen und Hemmingen-Westerfeld sind insbesondere für die Bewohner, die im Handwerks- oder Dienstleistungssegment tätig sind oder als Freiberufler auch raumunabhängig agieren können, ein Ort der kurzen Wege.

Für Akademiker bietet der eigene Wohnort wenig berufliche Tätigkeitsfelder an; die meisten Studierten und Fachkräfte pendeln für ihren spezialisierten Aufgabenbereich in die Stadt, wobei die Arbeitswege meist unter zehn Kilometern liegen und daher nicht als Belastung empfunden werden. Manch ein Bewohner freut sich sogar über den räumlichen Abstand zur Arbeit und nutzt das Pendeln zum „Runterkommen“, bevor der Familien- und Alltagsstress wieder losgeht. So kommt es für Herrn Rütten „gar nicht infrage näher dranzuziehen...“. Auch wenn seine Firma gerade wächst, würde er eher im Umland nach geeigneten Standorten suchen als Arbeit und Privatleben zu-

205 In Altwarmbüchen „kontrolliert“ dieses (von überwiegend älteren Bewohnern als z. T. deviantes Verhalten wahrgenommene) Treiben ein Sozialarbeiter. Spuren und Hinterlassenschaften (Müll, Zigaretten und leere Alkoholflaschen) der sich draußen treffenden Jugendlichen beseitigt das Reinigungspersonal der Gemeinde über Nacht, wobei Graffitis deren Anwesenheit dauerhaft markieren, da diese nicht entfernt werden (v. a. in Garagenhöfen).

sammenzubringen. Außerdem fährt er gerne Auto, auch wenn mal wieder Stau ist, denn „spätestens nach 30 Minuten ist man wieder [zu Hause]“. Für einige wenige Bewohner ist der Wunsch, vor Ort zu bleiben größer als berufliche Erfüllung zu finden. Deshalb geht Herr Raabe, trotz Studiums, einer Tätigkeit unterhalb seines Ausbildungsniveaus nach.

„Seien wir mal ganz ehrlich, das ist keine befriedigende Arbeit, wenn man so etwas studiert hat. [...] [Aber] die Kollegen sind auch ganz nett und ich gehe da auch sonst ganz gerne hin.“ (Herr Raabe)

Altwarmbüchen und Hemmingen-Westerfeld sind nicht nur Wohnstandorte, sondern erfüllen für die meisten Bewohner sämtliche Versorgungsfunktionen für das Tägliche, offerieren Möglichkeiten zur Freizeitgestaltung und Arbeitsplätze. Aus diesem Grund verlassen einige wenige Bewohner die Orte gar nicht mehr. Im Abgleich von subjektiven „Raumansprüchen“ mit objektiven Faktoren der Verfügbarkeit, Erreichbarkeit und Angebotsbreite von Infrastrukturen, stellen die Bewohner unisono fest:

„Man hat hier alles, man hat hier wirklich alles.“ (Reinhold)

„Sie bekommen hier alles im Umfeld. Alles. Wirklich alles [...]. Wir haben ja theoretisch alles hier.“ (Frau Quandt)

„Es ist alles da, was man ständig braucht.“ (Herr Dombrindt, genauso Herr Ribbek)

Es wird deutlich, dass der Bewohnerschaft „alles“ jederzeit und unmittelbar verfügbar ist – jedenfalls bezogen auf das, was alltäglich benötigt und nachgefragt wird. „Alles“ steht als Indefinitpronomen für den denkbar größten Umfang bei geringster inhaltlicher Bestimmung und markiert, als Gegenbegriff zu „nichts“, Selbstverständlichkeiten, die nicht weiter expliziert werden müssen, d. h. Gelegenheitsstrukturen zur Grundversorgung im Ort, die „natürlich“ gegeben zu sein scheinen. „Alles haben“ heißt dann, ein mangel- und sorgenfreies Leben führen zu können, weil „das so ein Ort [ist], wo alles da ist, was man so zum Leben braucht“ (Baal). Weil alles verfügbar ist, muss man sich selbst um (fast) nichts kümmern. Diese Tatsache wird von den Bewohnern als alltagserleichternd wahrgenommen und ausnahmslos positiv bewertet – sowohl von Dörflern als auch von Städtern.

Städter betonen im Rahmen des „alles haben“ v. a. das Alltägliche. Denn der von ihnen gewohnte „Stadt-Standard“, ein vielfältiges Angebot z. B. an

kulturellen Einrichtungen, ist vor Ort nicht existent, wird aber auch nicht erwartet. Dieser „Mangel“ kann durch die Lage und Anbindung an die Stadt Hannover, die das Stadterlebnis jederzeit schnell und einfach möglich macht, kompensiert werden. Dörfler empfinden Verstädterungstendenzen, darunter auch eine Zunahme an Dienstleistungseinrichtungen, normalerweise als Verlust von Dörflichkeit, doch obsiegt bei diesem Punkt das Komfort-Erlebnis, die Annehmlichkeit eines unmittelbaren Zugriffs auf notwendige Einrichtungen, die man nicht mehr missen möchte. Der Sprechakt „alles zu haben“ vereint also alle Bewohner unabhängig von ihrer Selbstpositionierung, weil nicht nichts zu haben – d. h. nicht zu viel (Dörfler), aber auch nicht zu wenig (Städter) – Konsens schafft.

11.2 Aktivitäten – was macht wer in seinem Zuhause?

Viele Aktivitäten, die familien- und freizeitorientiert sind, finden in der Wohnung oder im Haus, dem (Gemeinschafts-)Garten oder auf dem Grundstück statt.²⁰⁶ Gerade ältere Bewohner sind sehr heimzentriert (Renner, Ribbek, Jaeger, Gerold, Lingen-Issel, Quandt, Abel, Gustav) und verlassen die Wohnung, abgesehen von Versorgungseinkäufen, kaum. Zu Hause zu sein bedeutet zuvorderst, die notwendigen Arbeiten im und am Haus zu erledigen, wobei der Haushalt überwiegend von den Frauen gemacht wird:

„Mittwoch ist so mein Haushaltstag. [...] Normalerweise versuche ich mir immer mittwochs frei zu nehmen, [...] damit ich ein paar Sachen erledigen kann.“ (Frau Klötsch)

„Meine Frau kümmert sich dann hier um das Haus und dann kommen so unsere Dinge, die so geplant sind.“ (Herr Ribbek)

Dass Hausarbeit auch Arbeit ist und diese (vor dem Vergnügen) absolviert werden muss, zeigt der verwitwete Herr Engel im Rahmen seiner Alltagsschilderung auf:

„Alltag ist... früh aufstehen, möglichst schnell die Hausarbeiten erledigen und sich dann dem widmen, wofür man gerade Lust hat und das ist für mich... da würde ich jetzt im Garten sein. [...] Dann lese

206 Diese Tätigkeiten werden in den Aktionsraumkarten – bis auf die Verortung des Wohnstandorts – nicht konkretisiert, aber im Interview kontextualisiert.

ich unheimlich gerne, speziell so ein bisschen historische Literatur und da möchte ich also auch jeden Tag versuchen ein halbes, drei-viertel Stündchen mich damit zu beschäftigen und ja, was ist noch Alltag? Auf jeden Fall noch Bewegung haben. [...] Und Alltag ist natürlich auch Leute treffen, das gehört auch noch dazu. [...] Und so. Das wär's.“ (Herr Engel)

Zum Zuhause gehört für viele Bewohner das Gärtnern, Heimwerken und die Zeit mit der Familie, was als ausreichend und alltags(er)füllend angesehen wird.

„Ich [brauche] auch meinen Kreativraum. Dazu gehört der Garten im Sommer, in dem man sich frei bewegen kann und nicht so eingengt ist. [...] Was ich liebe, ist für mich persönlich Gartenarbeit und Bewegung an frischer Luft.“ (Herr Fink)

„Wir helfen uns halt auch gerne. Viele Bekannte haben halt auch immer ein Projekt und dann [...] trifft man sich am Wochenende in entsprechender Arbeitskleidung und dann verlegen wir Platten, schaufeln im Garten rum, legen Terrassen an und, und, und. Ich habe dieses Jahr auch das Holztor gerade neu gemacht.“ (Herr Althaus)

„... [es] ein bisschen schön zu haben und machen zu können, mal Ruhe zu haben, mal gerne fernzusehen, Musik zu hören und so, das ist für mich ganz wesentlich. [...] Weil man auch doch häufiger alleine ist. Aber das mache ich auch gerne... mittlerweile [lacht].“ (Frau Grund)

Daneben wird telefoniert bzw. virtueller Kontakt zu den Familienmitgliedern und Freunden, Nähe zu den Entfernten, hergestellt (Lingen-Issel, Joswig, Ribbek, Quandt).

„Alltag ist für mich mit dem Hilfsmittel Internet das Ausüben verschiedener Tätigkeiten meiner genealogischen Forschung... [und] aufgrund meiner persönlichen Lebenssituation, viele fernmündliche Gespräche, aber auch skypen innerhalb der Familie.“ (Herr Lingen-Issel)

„Wir haben sehr viele Freunde [deutschlandweit] und ich bin Telefonierer. Das ist Alltag für uns, [...] das [ist das] Telefon, [der] Kontakt nach draußen.“ (Herr Joswig)

Im Gegensatz zu einem vielfach gemeinsam erlebten Alltag bei verrenteten Lebenspartnern sehen sich berufstätige Paare erst am Nachmittag oder Abend wieder in ihrem Zuhause:

„Mein Mann, fängt früh an zu arbeiten, der geht ja um viertel nach fünf aus dem Haus. Dann bin ich die Nächste, die aufsteht, dann sich soweit fertigmacht, alles vorbereitet, dass die Kinder startklar sind. Dann stehen die Jungs irgendwann auf, essen Frühstück, werden angezogen oder ziehen sich selbst an, dann werden die Zähne geputzt... wir machen uns startklar. Ich bringe sie zur Kita, fahre von der Kita zur Arbeit, ja... arbeiten, arbeiten... [...] Manches erledige ich halt in der Mittagspause, wenn ich es schaffe, alles andere halt hinterher. Und dann geht es ab nach Hause. Manchmal ist es mitunter so, dass man halt auch erst wieder zusammen am Abendbrottisch sitzt. Dann essen wir halt und dann genau dasselbe: Dann wird sich fertiggemacht, es werden Zähne geputzt, Sandmann wird geguckt, es wird eine Geschichte gelesen, es wird gekuschelt und dann geht es halt ins Bett. Und das ist die ganze Woche so. Dann müssen wir uns halt absprechen, wer welche Termine hat, mal muss einer zum Zahnarzt, ich muss einmal mindestens die Woche zum Sport, freitags wird immer eingekauft jetzt aktuell, dass wir am Wochenende Zeit für uns haben. Also das ist quasi in Anführungsstrichen normaler Alltag.“
(Frau Gödecke)

„Ich stehe um 6:30 Uhr auf, dann ist es ganz still und dann muss ich ganz viel tun. Und immer wieder dasselbe, fünfmal die Woche: Ja, dann macht man sich fertig, man bereitet das Frühstück, und, und, und. Dann wecke ich die Kinder, dann fahren wir los. Meinen Sohn in die Grundschule, wir stoppen einmal, verabschieden [uns], wir fahren weiter. Dann bleiben wir stehen, ich parke, weil meine Tochter geht rechts zur Schule, meine [Arbeitsstelle ist da auch in der Nähe]. Also sehr ideal. Mein Auto kann da stehen bleiben. Ich arbeite ein bisschen, das sind fünf Stunden am Tag. Die Kinder haben auch die fünf Stunden Schulunterricht. [...] [Mein Sohn] ist der Erste, der fertig ist, viertel vor eins, ich um eins, Lea um viertel nach eins. Wir warten alle aufeinander, fahren gemeinsam zurück, kommen nach Hause. Ich gehe kochen, die Kinder machen so etwas [zeigt ins Wohnzimmer auf den spielenden Sohn], hören Musik oder gucken

irgendetwas. Weil in der Zwischenzeit, wenn ich koche, sollen die erst einmal so ein bisschen runterkommen nach der Schule und dann gibt es Mittagessen, es gibt Hausaufgaben und dann gibt es Freizeit und Sport und Besuche und mal gar nichts und den See und Kino... und abends essen wir Abendbrot, gucken fernsehen und gehen schlafen.“ (Frau Baal)

Die Mütter als „Familienmanagerinnen“ haben auch die Tagespläne ihrer Männer im Kopf und regeln, strukturieren und planen den Alltag für alle: „... , weil wir halt auch einfach keine Zeit haben. [...] [Das geht nicht anders], damit halt keiner unter Druck ist“ (Frau Gödecke). In ihren Sprechakten tauchen die Männer bzw. Väter meist nicht (direkt) auf, übernehmen eher zugewiesene Funktionen im Familienalltag und bedienen z. T. die Rolle des „Haupternährers“, der in Vollzeit berufstätig und (familial und räumlich) abwesend, dafür aber abends und am Wochenende aktiv eingebunden ist. Festzustellen ist, dass viele Bewohnerinnen „nur“ in Teilzeit tätig sind, um allen Alltagsanforderungen gerecht werden zu können. Diese Situation wird aber nicht zwangsläufig negativ beurteilt, weil die Familie oft – insbesondere bei Kleinkindern – an erster Stelle steht, diese Bewohnerinnen in ihrer Mutterrolle aufgehen (wollen) und nicht das Gefühl haben, etwas zu verpassen oder auf etwas verzichten zu müssen.

„Weil für mich sind Kinder grundsätzlich dafür da..., oder ich setze Kinder in die Welt, weil ich zu Hause sein möchte, weil ich die Kinder erleben möchte und nicht, weil ich die nach einem Jahr wieder abgeben möchte. Und das war für uns beide [sie und ihr Mann] von vornherein klar, dass es mindestens drei Jahre sind, die wir mit einem Gehalt auskommen müssen. Das haben wir schon..., also das habe ich [...] vorher schon einmal ausgerechnet.“ (Frau Klötsch)

Für fast alle Mütter, wie Frau Jüngst, ist aber klar, dass sie nach der Elternzeit beruflich wieder einsteigen wollen und, zur Bestreitung des Lebensunterhalts, meist auch müssen. Unabhängig davon beginnt eine neue „Zeit-Rechnung“, wenn die Kinder „aus dem Größten“ raus sind – so zumindest die Hoffnung vieler Eltern.

Zeitplanung ist gerade bei in Vollzeit erwerbstätigen Eltern der wichtigste Baustein für einen reibungslosen Tagesablauf und eine Aufgabe, die v. a. Mütter internalisiert haben:

„Also mein Mann kann das locker, ohne Struktur, da rumliegen und rumtrödeln und ich würde da wahnsinnig werden. Deswegen bin ich jeden Morgen um sieben Uhr aus dem Haus [lacht] egal, ob die [ihr Mann und die Kinder] fertig sind oder nicht.“ (Frau Klötsch)

Da für Frau Klötsch „jeder Zeitplanung wirklich timing“ ist, muss Herr Klötsch selbst schauen wie er, wenn er die Zuständigkeit für die Kinder hat, das Wegbringen und Erreichen seines Arbeitsplatzes rechtzeitig bewältigt. Für eine effektive Tagesgestaltung müssen nicht nur bei Familie Klötsch alle Schicht- und Wochenenddienste der Ehepartner berücksichtigt und aufeinander abgestimmt werden, sondern auch Bring- und Holddienste der Kinder, um (Zeit-)Stress zu vermeiden.

„Wenn [mein Mann] Spätschicht hat kann der sie [die beiden Kinder] bringen aber abholen von der Zeit her kann immer nur ich schaffen. Weil der Kurze muss um viertel vor eins abgeholt werden und die Kleene ist bis zwei Uhr im Kindergarten. [...] [Wenn bei mir] noch ein [Notfall] kurzfristig [kommt], kann man nicht sagen ‚Sie bleiben heute mal bis morgen [hier und warten], [weil] ich fahre jetzt meine Kinder abholen.‘ Das geht nicht. Struktur... ich brauche jeden Tag eine Struktur.“ (Frau Klötsch)

Die Alltagsverpflichtungen und die daraus abgeleiteten Arrangements sind auf Konsistenz angelegt, müssen aber regelmäßig angepasst werden. Nämlich immer dann, wenn sich der Schichtdienst des Ehepartners ändert, der Sohn von der Kita in die Schule kommt oder die Tochter an einem anderen Tag zum Training gehen soll. Ändert sich ein solcher Knotenpunkt im Alltagsgeschehen, ändert sich oftmals das gesamte Arrangement. Trotz Tages-, Wochen- und Monatsplanung mit rahmengebenden Arbeits-, Schul- und Kita-Zeiten, empfindet Frau Klötsch ihren Alltag nicht als Alltag, denn...

„... dieser normale Tagesablauf, durch die eingespielte Zeit, den habe ich nicht – wegen der Kinder. [...] Der ganze Alltag, sage ich mal so, dreht sich um die Kinder. Weil die sind immer da, ne?! Und alles andere ist ringsum, also das [Kinderversorgen] ist quasi das Gerüst, und alles andere kann ich ringsum machen.“ (Frau Klötsch)

Kinder stellen für Frau Klötsch ein „Risiko“ für den normalen Alltagsablauf dar, weshalb sie gewohnt ist, situationsbezogen und spontan zu reagieren,

mehr „ringsum“ zu planen und vorzubereiten, um im Fall der Fälle schnell handeln und Planungsalternativen abrufen zu können, z.B. durch das Vorhalten von drei Babysittern, die sie im Notfall (bei einer längeren Vernehmung) anrufen kann.

„Wir schreiben Zettel zum Beispiel, wenn die Jungs duschen müssen... Männer sind ja da schon noch ein bisschen anders, ne?! Der sagt immer ‚schreib mal besser auf, dann weiß ich, was los ist‘, dass man halt am Ende des Tages weiß, es ist soweit alles abgearbeitet, was so auf der Agenda steht, ne?!“ (Frau Gödecke)

Durch die zu bewältigenden Alltagsaufgaben, die wiederum stark von der jeweiligen Lebenslage, den Fähigkeiten und Ressourcen der Bewohner, den Alltagsanforderungen und Möglichkeitsstrukturen im Ort abhängen, haben Familien eigentlich erst am „Wochenende Zeit für sich“ (Gödecke). Einige Eltern können zur Alltagsentlastung zwar auf ihre (Schwieger-)Eltern im Ort zurückgreifen, die meisten Bewohner jedoch nicht. Dann ist es notwendig, ein soziales Netz vor Ort zu haben (andere Mütter, Nachbarn etc.), das verlässliche Unterstützung bietet.

„Zur Not habe ich auch hier eine Mutti, die kann dann meinen Sohn von der Schule schon mal wenigstens mitnehmen, wo ich dann auch weiß, dass die vernünftig mit ihm Hausaufgaben macht. Da muss ich halt auch immer drauf achten.“ (Frau Klötsch)

Bei Paaren und Singles entfällt der „Stressfaktor Kind“ zwar, doch können auch die Pflege von Eltern und Freundschaften sowie berufliche Restriktionen Zeitressourcen binden, die in den Tagesplan eingebunden werden müssen. Dennoch können diese Pläne weitestgehend eigenverantwortlich gestaltet werden, mit weniger Verpflichtungen gegenüber anderen, d. h. spontaner und flexibler angepasst und verändert werden.

„Also wir sind auch relativ viel unterwegs, besuchen Freunde oder Verwandte. [...] Jetzt letzte Woche waren wir im Allgäu, davor die Wochen waren wir in Berlin, man ist auch schon mal einfach relativ häufig irgendwie einfach mal unterwegs.“ (Herr Quellhorst)

Die Rückkehr zu einem „selbstbestimmten Leben“ bedeutet für die meisten Eltern, dass „ich wieder ein bisschen mehr Zeit für mich habe.“ (Frau Klötsch)

„[Denn] es gab ein Leben vor den Kindern, es gibt ein Leben mit den Kindern sozusagen. Das ist wirklich ein ganz großer Unterschied.“
(Frau Jablonski)

Unterschiede zwischen Familien, Paaren, Singles und Rentnern gibt es auch, wenn es um die Wochenendplanung geht. Während für die meisten Berufstätigen erst mit dem Samstag die Erholungszeit beginnt, ist für die nicht mehr in Arbeit stehenden Bewohner irgendwie „jeder Tag Sonntag“ (Ribbek, Renner, Reimann).

„Auf dem Klo da habe ich so einen Kalender... den Wochentag habe ich schon auf Sonntag immer eingestellt, es gibt bei mir nur Sonntag, [...] alle Tage sind Sonntag.“ (Herr Renner)

Alle Tage sind irgendwie gleich (frei) und werden genau deswegen durchgeplant. Planung gibt Rentnern Struktur, Sicherheit und Vertrautheit; bei Familien bedeutet Planung v. a. Entlastung.

„Also mein Mann und mein Sohn sind hier sehr aktiv, spielen beide Fußball. Meistens hat er [mein Mann] ja ein Spiel am Wochenende oder mein Sohn hat ein Spiel. Ich glaube das ist so ein typisches Familienwochenende, meistens, ne?! Einkaufen, Garten machen, mit den Kindern irgendetwas Schönes unternehmen. Wenn das Wetter mal schön ist an den See oder ins Freibad fahren. [...] Ich kann nicht sagen, dass unsere Wochenenden irgendwie besonders sind, [es sind] Familienwochenenden.“ (Frau Jablonski)

Zur Wochenendgestaltung gehören bspw. auch Besuche von Freunden und der Familie, die größtenteils im nähräumlichen Umfeld und privat zu Hause stattfinden (Rütten, Kox, Feger, Klötsch, Althaus, Jaeger, Reinhold, Jüngst, Jung, Raabe, Ritter). Daneben kann es auch, meist spontaner, zum Kaffeetrinken oder Grillen sowie zu gemeinsamen Feiern mit den Nachbarn kommen (Dombrindt, Gilles, Meier, Jüngst, Jungbauer, Ahlers, Jablonski). Wer keinen eigenen Garten besitzt, hat in Altwarmbüchen und Hemmingen-Westerfeld die Möglichkeit, eine Parzelle in der Kleingartenkolonie zu pachten und zu bewirtschaften (Feger, Ritter; Quellhorsts stehen auf der Warteliste). So ist die Zeit des Wochenendes vielfach verplant mit heim- (Garten), orts- (Einkäufe) und familienbezogenen (Ausflüge) Tätigkeiten – den „schö-

neren Verpflichtungen“, denen man gerne (ungestört) im Privaten nachkommt (Abb. 33).



Abbildung 33: Die Zeit zu Hause – der Garten als Ausdruck der Alltags- und Freizeitgestaltung von Bewohnern. Quelle: A. Göb

11.3 Aktivitäten – was macht wer woanders?

„Halt auch mal rauskommen“ (Quellhorst) ist vielen Bewohnern Altwarmbüchens und Hemmingen-Westerfelds, insbesondere kinderlosen Paaren und Empty Nestern, mindestens genauso wichtig wie Zeit zu Hause zu verbringen.

„Dadurch, dass ich auch in der Nähe arbeite, dass ich Altwarmbüchen nicht großartig verlassen muss, ne?! Das ist meistens ganz schön aber, wenn ich einen Koller kriege, dann flüchte ich auch mal.“
(Frau Jablonski)

Mit ihrer Flucht sucht Frau Jablonski von Zeit zu Zeit „Zuflucht“ woanders, um Abstand von Altwarmbüchen zu gewinnen. Ihre andauernde Anwesenheit an einem Ort, der ihr als Städterin eigentlich missfällt, führt sie oft zurück in ihre Heimatstadt. Eine „Auszeit“ von Altwarmbüchen gönnt sich auch der pensionierte Herr Ginter. Er fühlt sich der Landeshauptstadt verbunden, daher „bin ich fast jeden Tag in Hannover.“ Denn dort findet er das, was ihm in Altwarmbüchen fehlt: das kulturelle Leben.

„Dafür haben wir ja dann auch die Stadt, ne?! Das ist ja hier alles dicht bei.“ (Frau Grund)

Für alles, was über das Tägliche hinaus geht, fahren die Bewohner mehr oder weniger oft und regelmäßig in die Stadt. Insbesondere kulturelle Einrichtungen (Oper, Theater, Kino), aber auch Cafés, Restaurants und Treffen mit Freunden werden räumlich outgesouret (Assmann, Jungbauer, Ahlers, Nowak, Goetz, Gehring, Yanko, Ginter, Gerold, Abel, Grund, Ribbek, Domboldt, Oberhaus, Reinhold, Zehnpfennig):

„[Für das Vorhalten kultureller Infrastrukturen im Ort besteht] auch keine Notwendigkeit. Wir haben alles was wir wollen in Hannover.“
(Herr Ginter)

„Was so Abendaktivitäten angeht probieren wir [das] schon irgendwie in der Stadt zu machen, weil es auch mal eine schöne Abwechslung ist und hier gibt es nicht so richtig schöne Sachen finde ich. Oder man will dann auch mal raus aus seinem eigentlichen Trott und dann will ich hier auch nicht abends alle andern treffen, die ich vielleicht kenne und mal andere Leute sehen.“ (Frau Jüngst)

Egal, ob es sich um den Zoobesuch, den Weihnachtsmarkt oder das Ausgehen im Allgemeinen handelt, die Stadt bleibt für die viele Bewohner „dem Besonderen“, der Ausnahme vorbehalten – zumindest in ihrer Freizeit. Diejenigen, die täglich zur Arbeit „rein“ pendeln, möchten dies am Wochenende nicht unbedingt wieder tun und bleiben – weil es ja alles im Ort gibt – einfach zu Hause, mit der Option, dass man „jederzeit [...] ganz schnell auch irgendwo ist, wo ein bisschen mehr los ist“ (Jablonski).

Gerade die älteren Bewohner, die kulturell interessiert sind (Engel, Gerold, Ginter, Grund, Joswig, Reimann), nutzen ihre freie Zeit, um in die Stadt zu pendeln. Dafür nehmen sie die Stadtbahn, die als Bereicherung des Ortes und integraler „Stadt-Anschluss“ empfunden wird.

„Jetzt, wo wir auch die Stadtbahn haben... also das war ja ein Segen, wirklich ein Segen. Nachdem mein Mann tot war und ich kein Auto [habe]..., für mich ist das ja wunderbar.“ (Frau Reinhold)

Für Familien ist die Bahnnutzung meist komplizierter, gerade mit Kinderwagen, wenn viel los ist, Einkäufe getätigt werden und man vielleicht noch umsteigen muss. In diesen Fällen wird dann doch lieber auf das Auto zur Erreichung der Innenstadt zurückgegriffen, weil es bequemer ist.

„Man [schiebt] seine Einkäufe ins Auto und [setzt] die Kinder rein [...] und dann fährt man einfach. Also es ist glaube ich schon schöner, als wenn man um 17 Uhr mit anderen in der Bahn ist und dann haben die [Kinder] Hunger und dann haben die keinen Platz und dann ist es zu warm und auf die Tüten muss man auch noch aufpassen und eigentlich wollen sie auch noch auf den Arm, ne?! Aber eigentlich ist es Quatsch, auch so ökologisch, ne?!“ (Frau Gilles)

Joswigs und Zehnpfennigs nutzen den Bus von Hemmingen-Westerfeld nach Hannover regelmäßig, ärgern sich aber, dass man für den einen Halt hinter der Stadtgrenze ein teureres Ticket kaufen muss („Region Hannover“- und nicht mehr das „City“-Ticket).

„Früher [bin ich] mit dem Auto 70.000 Kilometer im Jahr gefahren und jetzt fahre ich keine 1.000 Kilometer mehr im Jahr. [...] Das mache ich alles zu Fuß [...] [oder] fahre ich mit dem Bus und dann ist die Sache paletti.“ (Herr Renner)

Nicht nur die Älteren lassen ihr Auto gerne stehen, schaffen eines oder beide sogar ab (Ribbek, Renner, Engel, Lingen-Issel, Ginter, Reimann, Quandt, Zehnpfennig, Feger, Reinhold), sondern auch die jüngeren, berufstätigen Bewohner haben oft nur noch einen (Quellhorst, Jüngst, Jablonski, Assmann) oder keinen Pkw (Kox, Jung, Raabe, Ritter), „weil man es nicht braucht“.

Ein eigenes Auto ist wegen der guten Anbindung nicht zwingend, aber „wenn man es vernünftig machen will“, sagt Frau Klötsch, ist es ihrer Meinung nach doch notwendig. Im Gegensatz zu den Bewohnern, die auf eine private Motorisierung verzichten können und wollen, haben Frau Klötsch und ihr Mann Arbeitsstellen und Kinder mit Freizeitaktivitäten in Hannover sowie der Region. Sie spielt „Mama-Taxi“, um ihren Kindern alles überall und immer zu ermöglichen. Darauf wollen die meisten Eltern jedoch verzichten und erziehen ihre Kinder früh zur Selbstständigkeit, damit sie diese nicht ständig irgendwohin fahren müssen (Dombrindt, Jablonski, Gödecke Assmann).

„Hier, nimm dein Fahrrad, den Weg kennst du, fahr dort hin, steig in die Bahn, du weißt, wo du aussteigen musst, du weißt, wie du dir ein Ticket kaufst. Also wir versuchen die [Kinder] auch insoweit zu erziehen, dass [die in Zukunft] für sich selbst in Anführungsstrichen sorgen

können, ne?! Also, dass sie sich in der Lage fühlen, das selbst zu machen und das ist natürlich hier in Altwarmbüchen gegeben.“ (Gödecke)

Wegkommen ist unproblematisch und für viele Bewohner selbstverständlicher Bestandteil des Alltags – gerade wegen der „guten Verkehrsanbindung, ob das jetzt die Autobahn [ist], wenn man mal in den Urlaub fahren will oder ich beruflich wegmuss oder auch zum Flughafen, dass man halt wirklich noch eine sehr gute Anbindung in die Stadt hinein hat... eigentlich die ganze Nacht hindurch, jedenfalls am Wochenende“ (Herr Quellhorst). Einfach schnell rauszukommen ist in Altwarmbüchen, zumindest mit dem ÖPNV, unkomplizierter als in Hemmingen-Westerfeld. Denn der Ort ist ausschließlich über den Busverkehr an Hannover angebunden, was für Fahrten in die Stadt wenig attraktiv ist.

„Diese Anbindung mit Bus ist nicht günstig. Es fährt zwar ein Bus aber der fährt alle zwanzig Minuten. Gut, kann ich mich [drauf] einstellen, wenn ich los will aber, wenn ich aus der Stadt zurückkomme, dann nehme ich in der Stadt die erste Straßenbahn und stehe dann in Döhren [Stadtteil Hannovers] eventuell oder in Ricklingen [Stadtteil Hannovers] zwanzig Minuten rum und warte auf den Anschlussbus. [...] Da ist die Option Auto [oder] Fahrrad besser.“ (Frau Gehring)

Für Busfahrten muss man die Taktung kennen, die Frau Assmann, als neu Zugezogene und Städterin, noch nicht verinnerlicht hat. Zudem ist ihr diese Art Restriktion – das Warten auf den ÖPNV – fremd, denn in der Stadt stellt man „sich einfach an eine Straßenbahnhaltestelle [...] und wartet bis die Bahn kommt“. Deshalb fährt sie immer mit dem Rad in die Stadt, die für sie stellvertretend für „Erwachsenenkram [...] also Arbeit, Freunde, Sport, so etwas [steht]. [...] Also für mich ist es halt immer alles dort“. Das Festhalten an alten Gewohnheiten und Einrichtungen in Hannover „hat alles nichts mehr mit diesem Leben, unserem heutigen Leben zu tun [...]. Das sind noch so [...] Dinge, die so [...] verblieben sind, die ich dann nicht geändert habe“.

Auch wenn „alles“ vor Ort ist, ist die Auswahl begrenzt. Dem einen oder anderen stadtaffinen Bewohner „fehlt hier dann doch einiges“ (Frau Grund).

„Die Auswahl der Geschäfte. [...] Ich brauche eine Vielfalt.“ (Frau Goetz)

Das, was fehlt, sind Einrichtungen, Infrastrukturen sowie Interaktionsmöglichkeiten, die man zur Alltagsgestaltung aber nicht zwingend braucht. Wenn doch, werden diese entweder substituiert oder als zusätzlicher Weg bzw. Anlaufpunkt in die Arrangements integriert.

Dass Überschaubarkeit im Sortiment und bei den Angeboten auch alltags-erleichternd sein kann und eine örtliche Angemessenheit widerspiegelt, wird aber auch betont:

„Wir haben hier eigentlich alles, nicht an Übermaß an Angeboten, aber doch für mich völlig ausreichend.“ (Herr Oberhaus)

Selbst wenn ältere Bewohner schildern, dass man sich im Alter mehr zurückzieht und nicht mehr so oft das Haus bzw. die Wohnung verlässt (Gerold, Reinhold, Grund, Abel), erleichtert die gute Anbindung an die Stadt das „Rauskommen“, „eine jederzeit mögliche, einfache [...] Nähe zu mehr Stadt für mich“ (Quandt). Man kann also sein Leben komplett im Wohnort gestalten, muss es aber nicht. Diese Optionalität, als Qualität des suburbanen Raums, schätzen die meisten Bewohner, die durch die Lage zwischen Stadt und Land ihrer Meinung nach „optimal“ gegeben ist.

Fazit: Zur Raumnutzung

Der Raumbrauch innerhalb der Untersuchungsräume manifestiert sich als „Veralltäglichung“ (Abb. 34) im pragmatischen und funktionalen Agieren der Bewohner. Die Betonung, dass „man alles hat“ – alles, was man zum täglichen Leben braucht – verdeutlicht die hierdurch erleichterte Tages- und Lebensplanung der Bewohner im Ort. Im Hier und Jetzt (und Morgen) können die meisten Erledigungen absolviert, alle Einrichtungen schnell, unkompliziert und fußläufig erreicht werden. Dieser Umstand wirkt ressourcenschonend und zeitsparend für in Vollzeit Berufstätige und (arbeitende) Eltern, fördert aber auch das früh erlernbare, selbstständige Handeln bei Kindern und Jugendlichen sowie das langanhaltende, unabhängige Wirken älterer Menschen. Die Überschaubarkeit des Ortes verstärkt das Sicherheitsempfinden der Bewohner und ermöglicht eine einfache Orientierung. Die begrenzte Auswahl an Angeboten und Einrichtungen erleichtert außerdem die Entscheidungsfindung (Reduktion auf das Wesentliche) und/oder verdeutlicht, was fehlt und anderweitig nachgefragt und in die Tagesplanung integriert werden muss.

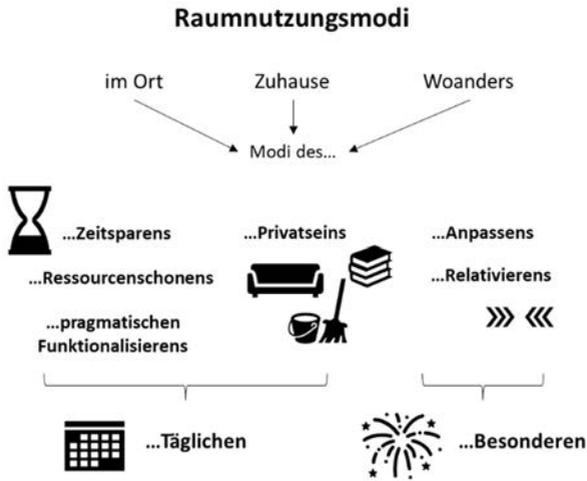


Abbildung 34: Neben- und Miteinander von Modi der Raumnutzung im Suburbanen. Quelle: A. Göb

Unterschiede zwischen den Untersuchungsräumen zeigen sich – bei äquivalenter grundzentraler Ausstattung – nur hinsichtlich der Lage sowie Anordnung der Infrastruktureinrichtungen inklusive ihrer Erreichbarkeit. In Hemmingen-Westerfeld sind die Versorgungseinrichtungen primär im Gewerbegebiet angesiedelt, wobei wenige kleine Geschäfte auch im zentralen Siedlungsbereich, am Rathausplatz, lokalisiert sind. Das Gewerbegebiet im südwestlichen Teil des Ortes wird durch die B3 von den nordöstlich gelegenen Wohnquartieren weitestgehend separiert; die Funktionen Wohnen und Versorgen sind räumlich entmischt. Infolge dieser Desintegration werden Versorgungsfahrten meist mit dem Auto getätigt. Zudem ist die Busverbindung wenig attraktiv für ein Pendeln in die Stadt und fördert die MIV-Nutzung. Ähnlich groß ist der Anreiz für viele Bewohner, mit dem Fahrrad zu fahren, da man zeitlich flexibel und genauso schnell wie mit dem Auto in Hannover ist, sich in der Natur (durch das Ricklinger Holz), ohne Staus und Ampeln bewegt.

In Altwarmbüchen nutzen viele Bewohner die Stadtbahn, obwohl dem Gebrauch oft eine Kosten-Nutzen-Rechnung vorausgeht (Park- vs. Bahnticket, wobei Ersteres bei zwei Personen günstiger ist und die Nutzung des Autos wahrscheinlicher macht). Als wesentliche „Neuerung“ wird die Stadtbahn

– auch über zehn Jahre nach dem Bau – von allen Bewohnern als Mehrwert hervorgehoben, da sie den Ortsteil unmittelbar mit der Stadt verbindet (26 Minuten Fahrtzeit). Je nach Verkehrslage ist man genauso schnell oder sogar schneller in Hannover als mit dem Auto. Die integrierte Lage der Versorger (im Zentrum und Gewerbegebiet Altwarmbüchens) wird als gut eingebunden bewertet, sodass fast alle Bewohner ihre (zumindest kleineren) Erledigungen zu Fuß oder mit dem Rad tätigen, Groß- und Wochenendeinkäufe im Gewerbegebiet aber größtenteils mit dem Auto umgesetzt, an Pendelwege und andere Aktivitäten gekoppelt werden.

Die in beiden Untersuchungsräumen vorhandenen Gelegenheitsstrukturen ermöglichen es den Bewohnern, ihre Zeitressourcen optimal zu nutzen und in stabile Alltagsarrangements einflechten zu können. Dies ist insofern von Relevanz, als viele Bewohner eine hohe Distanzempfindlichkeit aufweisen, die durch die „Zeitersparnis Gelegenheitsstruktur“ kompensiert oder zumindest abgemildert werden kann. Für die alltägliche Lebensführung ist ein Verlassen des Ortes oftmals nicht mehr notwendig mit der Folge, dass der Aktionsraum derjenigen, die dort arbeiten oder bereits im Ruhestand sind, größtenteils auf den Ort begrenzt bleibt (Abb. 35). Für diese lokal, d. h. in Altwarmbüchen und Hemmingen-Westerfeld verorteten Bewohner, liegt der Durchmesser ihres Aktionsraums bei rd. 2,0 km und beschränkt sich auf den Sektor, der Richtung Versorger führt (wenngleich durch verschiedene Kommunikationskanäle die „Verbindung nach draußen“ aufrechterhalten werden kann). Allerdings handeln die wenigsten Bewohner ausschließlich auf ihren Wohnort bezogen, da v. a. das tägliche bzw. regelmäßige Arbeits- und Freizeitpendeln in die Stadt Hannover und/oder in die Region individuelle Aktionsradien hervorbringt, diese mehr oder weniger regionalisiert (bis globalisiert) sind.

Die untersuchten Räume sind in erster Linie Alltagsräume, „Orte des Täglichen“, während die Stadt (ggf. auch einmal das Umland) der „Ort des Besonderen“ ist. Das Heim bzw. die Wohnung stellen den Ausgangspunkt der jeweiligen Lebenswelt der Bewohner dar, einen „privaten Aktionsraum“, der intensiv mit der Familie, für Freizeit- und Haushaltsaktivitäten (Gärtnern, Handwerker-, Hausarbeiten usw.) sowie Kontakte „nach draußen“ (via Informations- und Kommunikationstechnologien) genutzt wird. Ansonsten pendeln die Bewohner (un)regelmäßig woanders hin, je nach Präferenz bzw. Notwendigkeit mehr oder weniger oft und lang. Doch ist es gerade die raum-

zeitliche Nähe im Ort (Entfernung und Erreichbarkeit), die diesen attraktiv für das tägliche Agieren macht. „Alles zu haben“ – zumindest was die Grundversorgung anbelangt – ist komfortabel und wird als Qualität des suburbanen Raums von allen Bewohnern wertgeschätzt, weil es ihre pragmatische, rationale Einstellung berührt.

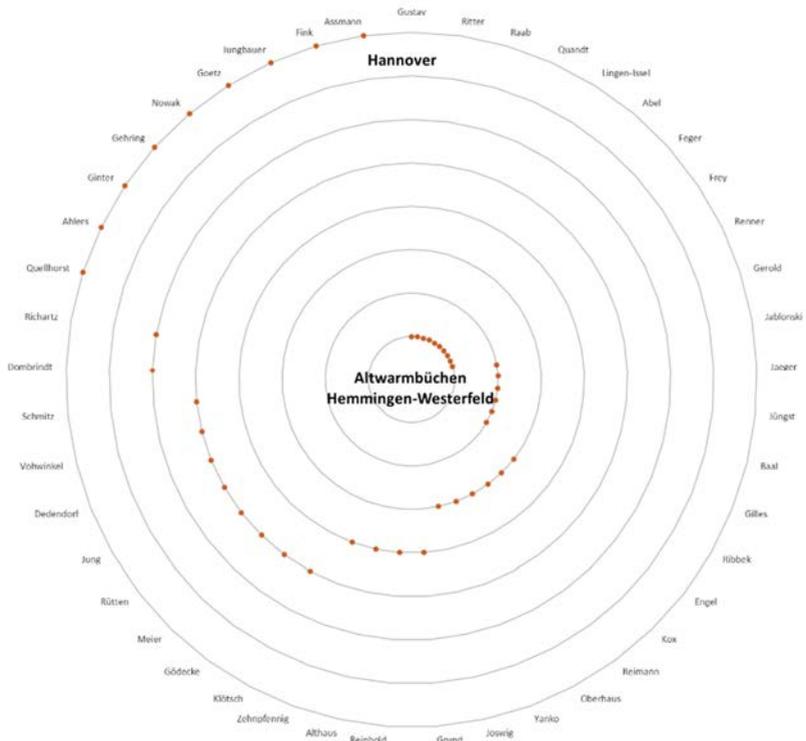


Abbildung 35: Aktionsraum der Bewohner in den Untersuchungsräumen (abstrahierte Darstellung: Ableitung aus den Aktionsraumkarten und deren Kontextualisierung im Interview). Quelle: A. Göb Erläuterung: Je näher die Bewohner am Kreismittelpunkt verortet sind, desto mehr Aktivitäten setzen sie an ihrem Wohnstandort um; je näher die Bewohner am Kreisaußenrand verortet sind, desto mehr Aktivitäten setzen sie in der Stadt Hannover (bzw. in deren Umland) um.

Diskussion und Rückbindung der Ergebnisse an den Forschungsgegenstand

In den von mir untersuchten Räumen können unterschiedlich große Aktionsräume, die in Abhängigkeit vom Alter, den Alltagsanforderungen und dem Lebensstil variieren, nachgewiesen werden. Ausgehend von diesen Ergebnissen sind die Aussagen von Hesse (2010), dass sich die Beweglichkeit und das Mobilitätsspektrum älterer Menschen verringert, grundsätzlich zu bestätigen, doch hindert dieser Umstand die Bewohner nicht daran (durch Hilfe und Hilfsmittel), ihren Aktionsraum zu erweitern. Trotz oder gerade wegen körperlicher Beeinträchtigungen nutzen viele ältere Bewohner daher den ÖPNV (eigenverantwortlicher Verzicht auf das Autofahren). Dieser ermöglicht ihnen das einfache „Rauskommen“ zur Aufrechterhaltung ihrer sozialen Netzwerke, das Ausleben ihrer persönlichen Präferenzen und Aufsuchen spezifischer (z. B. kultureller) Einrichtungen (Marbach 2001). Einen kleinen Aktionsradius weisen hauptsächlich Kleinkinder auf, weil sie noch nicht so mobil sind bzw. eigenständig agieren können und deswegen auf das unmittelbare Umfeld angewiesen sind. Eine lokale Begrenzung wird von den Untersuchungsteilnehmern, insbesondere von Familien, aber nicht negativ oder restringierend wahrgenommen, sondern für die unkomplizierte Ausübung von Freizeitaktivitäten im Nahraum (Spaziergänge und Fahrradausflüge) geschätzt. Die Überschaubarkeit der Untersuchungsräume fördert die frühe bzw. langanhaltende Selbstständigkeit der Bewohner, weil „alles da“ und „alles nah“ ist. Berufstätige Paare und Singles weisen die größten Aktionsräume auf (regionalisiert bis globalisiert) (Scheiner 2018: 73; Hesse 2018: 2630), da diese weniger räumlich gebunden sind und ihre freie Zeit, frei(er) verplanen können. Diese verbringen sie oft außerhalb der Untersuchungsräume und nehmen dafür auch längere Freizeitwege²⁰⁷ in Kauf.

Die Erkenntnis, dass Reichweiten und Verfügbarkeiten innerhalb des Ortes, d. h. Fragen der räumlichen und zeitlichen Distanz, enorm wichtig für die Bewohner im Suburbanen bei der Etablierung von stabilen Alltagsarrangements sind, steht den Ergebnissen Scheiners – zumindest für den Bereich des Täglichen – entgegen (ohne sich gänzlich ausschließen zu müssen). Er stellt heraus, dass gegenwärtig nur noch schwache Bindungen an Gelegenheits-

207 Zur Freizeitmobilität z. B. Zängler 2011; Institut für Mobilitätsforschung ifmo 2000.

strukturen der näheren Umgebung aufgrund von stark differenzierten Bedürfnissen und Präferenzen (Vielzahl von Lebensstilen und sozialen Lagen) wie auch regionalen bis globalen Erreichbarkeitsverhältnissen (großräumige Mobilität durch einen überschaubaren Zeit- und Kostenaufwand) vorliegen (2018: 73). Für beide suburbane Untersuchungsräume zeigt sich Gegenteiliges: Die Bewohner nutzen gern und oftmals ausschließlich Infrastruktureinrichtungen wie Supermärkte, Kindertagesstätten, Schulen und Sportverein im Ort (zentrales Zuzugsmotiv), da dies zeitsparend (ressourcenschonend) ist. Zwar weisen die Bewohner unterschiedliche Dispositionen in Hinblick auf nachgefragte Waren, Ärzte, Dienstleistungen u. Ä. auf, doch beschränken sie sich selbst in ihrem täglichen Handeln (mit Ausnahme der Arbeit) vielfach auf das Lokale, ohne sich dabei eingeschränkt zu fühlen. Die Infrastruktur und die Auswahlmöglichkeiten vor Ort werden überwiegend als ausreichend wahrgenommen, ansonsten werden die eigenen Bedürfnisse angepasst (z. B. Verzicht auf das Spezialitätengeschäft, den Marktbesuch, das Reformhaus) oder raum-zeitliche Kontexte verändert, d. h. Kompensationsstrategien gewählt, um Fehlstellen auszugleichen (z. B. durch den Online-Einkauf oder in Form der Aktivitätenkompplung).

Generell können die Untersuchungsteilnehmer auf unkomplizierte Weise regionalisierte Aktionsräume etablieren, müssen und/oder wollen dies aber oftmals nicht. Trotz ihrer Anbindung an und Einbindung in die Region artikulieren bspw. Familien kein großes Interesse an der Ausdehnung ihrer täglichen Aktionsräume, da diese mit weiteren Wegen einhergehen und ein größeres Zeitmanagement verlangen würden. Die anhand meiner Ergebnisse aufgezeigten, in ihrer Komplexität jedoch kaum darstellbaren „Ursache-Wirkungs-Ketten“ greifen den aktuellen Diskurs der Aktionsraumforschung auf: Um Zusammenhänge von sozialen wie strukturellen Rahmenbedingungen und realisiertem Handeln nachvollziehen zu können, werden diese Aspekte getrennt voneinander untersucht, d. h. Einstellungen und Präferenzen (individuelle Selektivität) werden Affordanzen²⁰⁸ (räumlichen Effekte) gegenübergestellt (Scheiner 2014; Cao 2014) mit dem Ziel, „die Wirkung raumplanerischer Maßnahmen auf aktionsräumliches Handeln besser ab-

208 Unter Affordanz wird der „Aufforderungscharakter“ der physisch-materiellen Rahmenbedingungen verstanden, der das Subjekt zu Handlungen anregt (Meusburger 1999: 121 unter Verweis auf Gibson 1979).

schätzen zu können“ (Scheiner 2018: 73). Neuere Studien integrieren „Einstellungs-Biographien“ zu verschiedenen Themenbereichen in die Analyse (z. B. zur Arbeit, zum Wohnen). Damit sollen Aussagen über deren Einfluss (Intensität, Reichweite, Verflechtungen etc.) auf das Verkehrsverhalten und die Wohnstandortwahl aufgedeckt werden (Scheiner 2014: 15). Zusammenhänge zwischen Präferenzen, der Lebenssituation sowie Ressourcen und Fähigkeiten von Menschen (wie Verkehrsmittelverfügbarkeit, Zugang zu Angeboten, Einrichtungen und Aktivitäten) sind, wie hier geschehen, auch mit qualitativen Forschungsmethoden zu erheben, um relevante Faktoren des aktionsräumlichen Handelns in ihrem Zusammenwirken darzustellen. Auch wenn die meisten Aktionsraumstudien als Längsschnitterhebungen durchgeführt werden und mit wissenschaftlich-theoretischen Modellen arbeiten, können hierüber kaum Aussagen zu Motiven, Relevanzen und Bedeutungen der Bewohner aufgedeckt werden, weshalb in diesem Forschungsfeld vermehrt Mixed-Methods-Ansätze²⁰⁹ zur Anwendung kommen sollten (Scheiner 1998). Denn welche Wechselbeziehungen zwischen welchen Faktoren im aktionsräumlichen Handeln bestehen, ist in weiten Teilen noch unklar.

Die meisten meiner Untersuchungsteilnehmer stellen die (erlebte) Nähe zu Hannover und innerhalb des Ortes sowie die „konzentrierte Funktionsmischung“ (Heydenreich 2000) im Ort als Positivum heraus, das gerne in Anspruch genommen wird, weshalb Aktionsräume im Alltag vornehmlich nahräumlich „gebunden“ bleiben. Die raum-zeitliche Nähe von Einrichtungen im Ort – hervorgehoben durch deren fußläufige bzw. schnelle Erreichbarkeit – wird aktiv in die Planung eines komplexitätsreduzierten Alltags integriert. Gerade für berufstätige Paare und mehr noch für Familien bietet der Alltag wenig Spielraum für Spontaneität. Aber auch den Ruheständlern dient ein geplanter Alltag der Strukturierung ihres Daseins, gibt Halt, Sicherheit und Orientierung. Dabei sind Alltagsarrangements – je nach Lebensentwurf und -phase – mehr oder weniger konsistent und auf Stressminimierung angelegt (Susilo/Axhausen 2014). Das erklärt auch, warum viele Aktivitäten als Wegeketten, d. h. gekoppelt durchgeführt werden. Kramer (2005) zufolge resultiert aus diesem Verknüpfungsverhalten die für den suburbanen Raum spezifische Mobilitätsform, wobei eine Funktionstrennung (einhergehend mit einer MIV-Abhängigkeit am Standort) in monostrukturierten

209 Zu Mixed-Methods-Ansätzen z. B. Creswell 2009; Feilzer 2010; Hall 2012.

Wohnsiedlungen v. a. Frauen zu „Zeitmanagerinnen“ (ebd.: 129) in der Koordination verschiedener Wegeketten und Alltagsabläufe macht. Obwohl die von mir untersuchten Räume „alles haben“, kommt der täglichen Zeitplanung ein übergeordneter Stellenwert zu, weil viele Frauen, die berufstätig sind (zumindest halbtags), sich auch um den Haushalt und die Kinder kümmern müssen. Menzl (2007) verweist, wie Kramer, in seiner Untersuchung auf geschlechtsspezifische Unterschiede im Suburbanen und zeigt, dass Lebensentwürfe von Paaren stark fordistisch geprägt sind. In den von mir untersuchten Räumen können diese Tendenzen z. T. immer noch gefunden werden. Jedoch überwiegen sog. „Übergangstypen“ in flexiblerer Normalarbeit mit neo-fordistischen Alltagsorganisationsstrategien (häufigere und z. T. weitere Wege zwischen Aktivitäten) (Pohl 2009). Diese lösen Zeitstress aus, sind heutzutage aber kaum reversibel, da gestiegene Lebenshaltungskosten und Kredite von einem „Haupternährer“ allein nicht mehr getragen werden können, wodurch Doppelverdienerhaushalte obligatorisch werden (zumindest bei den vorliegenden Untersuchungsräumen am Stadtaußenrand). Der damit verbundene Koordinationsaufwand bedarf deshalb einer kalkulierten Wege- und Zeitenoptimierung, die insbesondere von den Bewohnerinnen umgesetzt wird (Doppelbelastung von Beruf und Familie). Ob diese Befunde nur für den Stadtaußenrand Gültigkeit haben, der je nach Region auch von der Reurbanisierung geprägt ist, gilt es noch herauszufinden und ebenso, inwieweit veränderte Arbeits- und Familienmodelle (z.B. Homeoffice und geteilte Elternzeiten) in suburbanen Räumen unter welchen Voraussetzungen wie gelebt werden (können).

Der Vergleich meiner Ergebnisse mit der Suburbia-Studie von Menzl zeigt auch, dass die Ergebnisse bzgl. des Raumbrauchs ähnlich sind, obwohl seine Studie in einer suburbanen Gemeinde zehn km weiter außerhalb durchgeführt wurde und mehr als zehn Jahre zurückliegt (2007: 316 ff.). Trotz zahlreicher Gemeinsamkeiten hinsichtlich der Raumnutzungsmuster gibt es auch Unterschiede: Die größte Differenz besteht darin, dass das Auto in seinem Untersuchungsgebiet (Henstedt-Ulzburg) ein Muss ist, Haushalte mindestens zwei Pkws haben. So hat der rudimentär ausgebaute ÖPNV in Henstedt-Ulzburg eine ausschließlich symbolische Bedeutung für die Bewohner als Verbindung zur Kernstadt, ein Unterschied, der in der Entfernung seines Untersuchungsraums zu Hamburg begründet liegen dürfte. In Altwarmbüchen und Hemmingen-Westerfeld ist das Pendeln in die Kern-

stadt mit dem Rad und dem ÖPNV selbstverständlich (neben der Autonutzung). Die gute Lage und räumliche Anbindung der von mir untersuchten Räume führt in manchen Fällen sogar zur Abschaffung von Pkws (v. a. bei Rentnern). Wie bei Menzl zeigt sich auch bei meinen Ergebnissen, dass Tägliches vor Ort erledigt wird. Ihre Freizeit verbringen die Bewohner Henstedt-Ulzburgs unter der Woche im Ort, am Wochenende in der City oder zu Hause; in ähnlicher Weise agieren die Bewohner in Altwarmbüchen und Hemmingen-Westerfeld. Mit zunehmender Wohndauer lösen sich die Zugezogenen in Henstedt-Ulzburg von ihrem vorherigen städtischen Umfeld ab und integrieren sich sukzessive am neuen Standort. Dies scheint in den von mir gewählten Untersuchungsräumen, die unmittelbar an Hannover angrenzen, nicht in entsprechender Intensität der Fall zu sein. Allerdings nimmt die Häufigkeit der Hannover-Besuche mit steigendem Alter (Mobilitätseinschränkungen) und durch Kinder (Zeitmangel) ab. Auch hier zeigt sich, dass die Nähe zur Kernstadt und zum vorherigen Aktionsraum der Bewohner – d. h. ihrer Verbindung zu Freunden, ihrem Freizeit- und Arbeitsumfeld – der ausschlaggebende Faktor für die (längere und intensivere) Beibehaltung der Kontakte nach Hannover ist und gegen eine vollständige Integration am neuen Wohnort spricht, die zwar nicht ausgeschlossen, aber auch nicht unbedingt intendiert wird. Im Allgemeinen ist anhand Menzls und meiner Ergebnisse nachweisbar, dass es Gelegenheitsstrukturen im Ort gibt, die nicht beliebig gestaltbar oder kompensierbar sind und auf Alltagsarrangements der Bewohner direkt Einfluss nehmen, diese fördern oder hemmen können und auf die eine oder andere Weise in den Alltag der Bewohner integriert werden müssen.

12 Zur Wahrnehmung der Anderen im Suburbanen

Neben der Selbstwahrnehmung und der Wahrnehmung räumlicher Strukturen der Lebenswelt werden auch andere Bewohner identifiziert und kategorisiert – nämlich als (un)ähnliche Andere. Im Rahmen des sozialen Vergleichs werden Zugehörigkeitszuschreibungen vorgenommen, die der Selbstvergewisserung des Ichs unter Abgrenzung von Anderen dient (Bildung von in- und outgroups) (Abb. 36). Ob sich eine intime oder anonyme, eine Wir- oder Ihr-Beziehung zwischen den Bewohnern aufbaut, hängt auch davon ab, welche Selbst- und Fremd-Stereotypisierungen (situativ) vorgenommen und in Kongruenz zueinander gebracht werden können oder nicht.

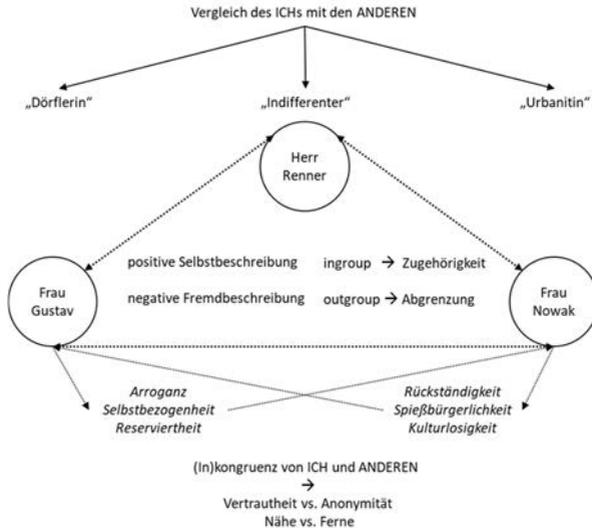


Abbildung 36: Wahrnehmung von Anderen im Vergleich mit dem eigenen Ich am Beispiel der Untersuchungsteilnehmer Frau Gustav, Herr Renner und Frau Nowak (schematische Darstellung).
Quelle: A. Göb

12.1 Wie bin ich im Vergleich? – Homogenität oder Heterogenität auf Ortsebene

Die meisten Bewohner sind bei ihrem Zuzug nach Altwarmbüchen bzw. Hemmingen-Westerfeld fraglos davon ausgegangen, auf andere Bewohner zu treffen, die ihnen mehr oder weniger ähnlich sind. Diese „quasi natürliche“ Erwartungshaltung basiert auf der Annahme, dass Andere aus ähnlichen Gründen zuziehen wie man selbst und demzufolge ähnliche Lebensentwürfe, Einstellungen und Verhaltensweisen haben müssen. Über die Bebauungsstruktur versuchen die „Neuen“ dann Rückschlüsse zu ziehen, wer wo wie wohnt und abzuleiten, wie ähnlich ihnen die Anderen wirklich sind. Dafür werden in den meisten Fällen Wohn- und Sozialstatus miteinander gleichgesetzt und Bewohnergruppen voneinander unterschieden, vermutete (Un-)gleichheiten herausgestellt und zur Selbstabgrenzung genutzt.

„Und da vorne sieht man schon die Hochhäuser wo Leute wohnen, die nicht so viel Geld haben.“ (Frau Vohwinkel)

Hinsichtlich der Mieter in den Hochhäusern Hemmingen-Westerfelds schlussfolgert Frau Vohwinkel, dass dort Bewohner leben, die zu den sozial Schwächeren gehören. Umgekehrt lassen Einfamilienhäuser auf eine sozial besser gestellte Klientel schließen, zu der sie sich, wohnhaft in einem Reihnhaus ca. 1 km von diesen Menschen entfernt, zählt. Dass diese Gleichsetzung nicht der Realität entspricht, zeigt Frau Jüngst für die Hochhäuser in Altwarmbüchen auf. Sie kennt aus Kindheitstagen Leute aus dem „Sozialbau“ und weiß, dass „das so gar nicht ist“ wie es von außen scheint. Denn dort leben ganz „normale Leute“ wie Frau Grund bestätigt. Für „ihren Block“ stellt sie fest, dass sie „noch diejenige mit dem [...] höchsten Anspruch“ ist, aber generell ein Nebeneinander verschiedener Bewohner(-Schichten) unterschiedlichen Alters, Einkommens und Präferenzsetzungen vorliegt.

Mit Blick auf die „Riesenklötze“ im Neubaugebiet Wietzeau ist für Frau Jaeger klar, dass es sich um ein Quartier der Reichen handelt, die da „wirklich alles bauen, was sie wollen [...] [und es] nur darum geht zu zeigen, ich habe Kohle“. Obwohl sie keinen Kontakt zu jemandem aus diesem Gebiet hat, nur vermutet, wer dort lebt, haben sich bei Frau Jaeger Vorurteile gegenüber diesen Bewohnern aufgebaut, die ein ganz anderes Leben als sie zu führen scheinen und ihrer Erwartung an eine „Bewohner-Homogenität“ in Altwarmbüchen entgegenstehen. Neben dem „Reichen-Viertel“ bemerkt

Frau Klötsch für andere Teilgebiete Altwarmbüchens bestürzt, dass es „sogar Armut“ gibt:

„Es gibt sie hier wirklich, diese richtig verarmten Leute, die darauf angewiesen sind, dass man ihnen Lebensmittel bringt [...] womit ich hier überhaupt nicht gerechnet hätte in Altwarmbüchen. Muss ich ganz ehrlich sagen, das hat mich so erschüttert, weil ich eigentlich immer dachte, die Strukturen wären hier so, dass, das hier keiner so arm leben würde.“ (Frau Klötsch)

Ein Umstand der Frau Klötsch tangiert, weil es u. a. der gute Ruf der Gemeinde war, der sie zum Zuzug bewogen hat. Dieser veranlasste sie zu glauben, dass die Welt hier in (besserer) Ordnung sei – eine Annahme, die sie mit ihrer persönlichen „Armut-Erfahrung“ widerlegt sieht. Beide Beispiele verweisen auf Eindrücke von Minderheiten, die zugleich „Extrema“ sind und mit denen man an diesem Ort, als „Bewohner der Mitte“, nicht gerechnet hätte. Man erwartet Ähnlichkeit und keine Differenz, weil diese das (Selbst-)Bild stört, zumindest durcheinanderbringt.

Obwohl diese Anderen anders als man selbst sind, sind sie keine Fremden. Denn „richtig fremde Menschen“ trifft man im Ort eigentlich nicht. Wenn doch, ist man irritiert, so wie Frau Klötsch, die bei einer Begräbnisfeier auf dem Friedhof Folgendes beobachtet hat:

„Das waren alles nur Dunkelhäutige. War schon ein ganz anderes Gefühl sage ich mal so.“ (Frau Klötsch)

Auch wenn Frau Klötsch als Großstädterin aufgewachsen ist und durch ihren Beruf täglich mit verschiedenen Formen von Andersartigkeit und Devianz konfrontiert ist, ist sie überrascht vom Anblick ihr unbekannter Personen in ihrem privaten Umfeld. Da es sich bei diesem Vorfall aber nur um einen temporären „Eingriff“ handelt, kann Frau Klötsch problemlos in ihre Normalität der „anderen Anderen“ zurückkehren. Doch werden ihr mit zunehmender Wohndauer bestehende Differenzen im Ort immer bewusster: „Also hier wohnt jeder“ – allerdings ohne, dass man zu jedem unmittelbaren Kontakt hat.

Im öffentlichen Raum fällt Andersartigkeit den Bewohnern nur auf, weil sie so selten in Erscheinung tritt.

„Es klingt irgendwie fies, aber es ist natürlich auch irgendwie die Abwesenheit von größeren sozialen Brennpunkten. Wenn ich zum

Beispiel Buchholz, Kleefeld angucke [Stadtviertel Hannovers], dann ist immer schon die Frage: Wie dicht will man ans Roderbruch ran [„Problem“-Stadtviertel in Hannover]. [Die Frage] stellt sich hier halt nicht. Natürlich gibt es hier sicherlich auch irgendwelche Villen hinter irgendwelchen hohen Mauern oder irgendwie, wo es dann ganz posh wird, aber da sind sicherlich ein paar Wohnblocks dabei mit Menschen mit geringerem Einkommen. Aber es sind nicht diese krasen Wohnsilos und keine Ahnung, brennende Mülltonnen auf der Straße und irgendwelche Jugendgangs, die nicht wissen wohin mit ihrer Zeit.“ (Frau Quellhorst)

Frau Quellhorst, die sich selbst als Urbanitin positioniert, beschreibt zwar Unterschiede zwischen den Bewohnern und Bauweisen Altwarmbüchens, doch hält sie diese für vernachlässigbar. Denn Ausmaß und Qualität von Alterität sind weit entfernt von dem, was ihr aus der Stadt bekannt, für sie normal ist. Etwas anders nimmt Herr Rütten die Situation in Bezug auf das Verhalten von Jugendlichen wahr, die sich in „Gangs“ zusammenschließen und es dann „natürlich knallt“:

„... hier so die Jugendlichen, die Gangs [...]: Russen, Türken, Polen, so Osteuropäer. Die sind da und die knallen natürlich ab und zu mal mit den Erwachsenen eher zusammen. [...] Ist eigentlich normal aber es ist natürlich eben etwas ausgeprägter als drüben in den Dörfern. [...] Aber hier natürlich, auf wenig Raum sind hier ja [mehr] Leute. Ansonsten kann ich aber trotzdem sagen, es ist friedlich.“ (Herr Rütten)

Sein Vergleichshorizont ist das Dorf „drüben“, in dem er aufgewachsen ist, wo deviantes Verhalten weniger intensiv und häufig auftritt als in Altwarmbüchen. Deshalb ist für Herrn Rütten klar: Je mehr Menschen in einem Ort leben, desto eher knallt es. Da dieses Verhalten aber zum Erwachsenwerden dazugehört und es keine größeren Ausschreitungen gibt, sind die ortsansässigen „Gangs“ harmlos, tolerierbar. Frau Reinhold empfindet „randalierende Jugendliche“ und „Trinker“ im Zentrum ebenfalls als normal, denn „die müssen ja auch irgendwo bleiben“ und solange sie (sie) nicht stören, sind sie ihr egal. Ihre Haltung der Indifferenz ist geprägt von der tagtäglichen Konfrontation mit Alienität aus der Stadt, die ihr vertraut ist und sie deshalb leichte Ausprägungen wohlwollend als annähernd städtisches Verhalten registriert.

Die unterschiedliche Wahrnehmung und Bewertung der anderen Bewohner, d. h. ob und wie diese kognitiv erfasst und verortet werden, hängt von den Erfahrungen (Sozialisation, Enkulturation und Personalisation) sowie der jeweiligen Situation des Bewohner-Ichs ab.

„Zu viel Kopf machen kann man sich ja auch nicht, dann wird man im Alter ja womöglich ängstlich und das möchte ich gar nicht. Ich gehe hier auch immer noch nachts um 23 Uhr [lang], wenn ich von der Bahn komme...“ (Frau Grund)

Frau Grund's Grundvertrauen in andere Menschen bewahrt sie sich auch im Alter, obwohl andere Bewohner schon zu ihr sagten: „Bist du verrückt?!“, wenn sie nachts über den unbeleuchteten Schleichweg nach Haus geht. Einen potenziellen Überfall bewertet sie als Risiko und nicht als Gefahr, dem sie sich selbstbestimmt aussetzt. Die aktive Begegnung einer Situation, die ihr bedrohlich werden könnte (aber nicht muss), verleiht ihr – der Städterin – Handlungsmacht. Im Gegensatz dazu bewertet sie die Bewohner, die sie als „verrückt“ bezeichnen, als Dörfler; grenzt sich also von denjenigen ab, die aufgrund von potenziellen Gefahren Handlungssohnmacht empfinden. Gleiches zeigt sich beim Thema „Flüchtlinge“²¹⁰, die von einigen Bewohnern als externe Bedrohung angesehen werden und ihre Handlungsspielräume einzuschränken drohen. So hätte Frau Baal „komischerweise [...] ein doofes Gefühl“, ihre Tochter allein zum See gehen zu lassen, der an dem Flüchtlingsheim liegt, wobei sie einschränkend sagt „eigentlich auch so, ohne dieses Asylantenheim“.

„Ich hörte hier schon von Leuten, die sich hier höhere Zäune bauten [wegen der Flüchtlinge] und da denke ich mir, was ist mit denen los? Und das erlebst du bei Leuten mit dörflichem Charakter, die ich heute eher ablehnen würde, als [Vertreter bestimmter moralischer Einstellungen].“ (Herr Oberhaus)

Herr Oberhaus setzt den dörflichen Charakter einiger Altwarmbüchener seinem aufgeschlossenen und aufgeklärten urbanitischen Selbst entgegen. Im

210 „Seit 2013 sind ca. 800 Geflüchtete in Isernhagen angekommen, von denen etwa 300 immer in der Gemeinde leben. Sie stammen hauptsächlich aus Syrien, dem Iran, dem Irak, aus Afghanistan, Somalia, dem Sudan, aus Georgien und Serbien“ <https://www.helfernetzwerk-isernhagen.de/> (letzter Abruf: Juli 2020).

Rahmen dieser Zuordnung bedient er sich Stereotypisierungen und schreibt gleichzeitig die festgestellten Charaktereigenschaften – seine und diejenigen der Anderen – dem städtischen bzw. ländlichen Raum zu.

„[Denn], dass hier andere Menschen gegen die Leute hetzen [...] ist so typisch, ne?! Das nervt mich hier so ein bisschen. Nehmen wir hier mal so ein Multikulti-Viertel in Linden [Stadtteil Hannovers], da sieht das ein bisschen anders aus.“ (Herr Oberhaus)

Dass Stereotype Bestandteil der Zugehörigkeitszuschreibung werden, dient der Abgrenzung von Fremdgruppen. So distinguieren sich selbsternannte Städter als modern gegenüber den Dörflern, die sich ihrer Meinung nach durch Rückständigkeit und Kleinbürgerlichkeit auszeichnen. Herr Dedendorf betont in diesem Zusammenhang, „wie verfilzt, versippt, verschwägert [die Leute hier] sind“.

Dieser Kritik setzen die Dörfler ihren Sinn für Gemeinschaft und Zusammengehörigkeit entgegen und bemängeln an den urban eingestellten Bewohnern ihre Ich-Bezogenheit. Sie stellen fest: Mittlerweile „kämpft jeder für sich selbst“, „schwimmt in seinem eigenen Saft“, „backt sein eigenes Brot“ (Jaeger, Jüngst, Gilles, Gustav). Auch Frau Vohwinkel vermisst das Wir- und Solidaritätsgefühl, das für sie in ihrer Kindheit, aufgewachsen in der DDR, omnipräsent war.

„[Damals] hat [jeder] einfach mehr aufeinander aufgepasst. Das vermisse ich schon, ja, dass man nur so für sich selber lebt, ja. Man hat irgendwie... ja man hat Angst sich dem anderen anzubieten, dann muss man ja Verantwortung für ihn übernehmen.“ (Frau Vohwinkel)

Im Gegensatz zum Verlust der Dörflichkeit empfinden die selbsternannten Städter, dass Altwarmbüchen und Hemmingen-Westerfeld noch nicht urban (genug) sind. Sie monieren zu viel Nähe bei zu wenig Anonymität, Begrenztheit statt Offenheit, den Vorrang von Tratsch vor Tatsachen.

So stehen sich gleichzeitig zwei Sichtweisen diametral im Raum gegenüber: das Dörfliche und das Städtische. Dabei sind es weniger Flüchtlinge, Arme oder Randalierer, die anders sind, sondern die Ähnlichen, die einem fremd (geworden) sind. Dies liegt an den vorgenommenen Selbst- und Fremdstereotypisierungen, die gebraucht werden, um die eigene Identität und Zugehörigkeitszuschreibung aufrechtzuerhalten. Über den sozialen Vergleich

folgt die Abgrenzung, eine Konstruktion von Fremdheit. Zwischen diesen Perspektiven sind die Indifferenten zu verorten, denen das Verhalten der Anderen entweder egal ist oder die es als gleichwertig tolerieren. Doch wird von vielen Bewohnern durch Betonung der Gegensätzlichkeit und durch das Beharren auf der eigenen Position Alienität suggeriert, wo keine ist (sondern nur Alterität). Dies sorgt für eine Verstetigung der (Macht-)Verhältnisse, die im Alltag meist nur unterschwellig Einfluss auf das Zusammenleben im Ort nehmen. Und so bleiben tägliche „Differenzerfahrungen“ mit ähnlichen Anderen ohne Konflikt, weil Unterschiede nicht offen kommuniziert werden, Unterschiede zu unwesentlich für eine Thematisierung sind.

Frau Gerold verdeutlicht den vorliegenden Dualismus zwischen urban und dörflich eingestellten Bewohnern an folgendem Beispiel: In den Anfängen Altwarmbüchens waren es „die Bauern“, die die Entwicklung des Ortes bestimmten, aber auch „so Beamtenwitwen, die so arrogant [...]“ (Frau Gerold), und „kulturlos“ waren. So empfanden es jedenfalls sie und ihr Mann, die sich 1967 ihre berufliche und private Existenz im Ort aufbauten. Als „kulturelle Minderheit“ konnten sie ihre Kritik an der Borniertheit der Anderen nur nicht offen artikulieren und entschlossen sich deshalb, ihre freisinnige Lebensweise in ihrem Haus auszuleben, andere Künstler und Gleichgesinnte zu sich einzuladen. Im Schutze der Privatheit war es ihnen möglich, den sie umgebenden Konformismus zu ignorieren und ein von der vermeintlichen Norm abweichendes Leben – das sich durch künstlerisch-liberale Aufgeschlossenheit auszeichnete – zu führen.

„Der [Name] war homosexuell, der brachte dann seine Freunde mit... Das war damals etwas ganz Neues. Da hätten die [anderen Bewohner] gesagt: ‚Was? So etwas... das machst du, das machst du hier im Haus?‘ Da sprach man doch nicht drüber.“ (Frau Gerold)

Für Frau Gerold sind die anderen Bewohner „[charakterlich] tot“. Deswegen „könnte so ein bisschen Urbanität [...] nicht schaden“ wie Frau Nowak meint. Doch „ist es nicht so eng und dicht bebaut“ in Altwarmbüchen und Hemmingen-Westerfeld, was „natürlich auch ein Zeichen von Urbanität [ist]“. Weil die Orte nicht nur hinsichtlich ihrer Einwohnerzahl (sozial), sondern auch von ihrer Größe her (räumlich) überschaubar sind, fehlt ihnen womöglich eine „kritische Masse“ für die Ausbildung und Akzeptanz von kulturalisierter Andersheit.

So lassen sich sowohl in Altwarmbüchen als auch in Hemmingen-Westerfeld Sprechakte vom Ich und Du, Wir und Die, Ein- und Ausschluss – themen- und kontextspezifisch – finden. Wenn es auf Ortsebene nicht die „Richtigen“ gibt, denen man sich zugehörig fühlen kann, zieht man sich ins Private zurück oder geht raus, woanders hin, um ein „gleichgesinntes Wir“ zu finden. Zum Teil integriert man sich aber auch in das „bestehende Wir“, weil man aufgrund der eigenen Rolle keine Wahl hat (als Eltern) oder um die eigenen Bedürfnisse bestmöglich befriedigen zu können (Abruf von Unterstützungsleistungen). Manche Bewohner finden aber auch genau die „richtigen Anderen“, die sie gesucht und beim Zuzug erwartet haben.

Das Nebeneinander von Einstellungs- und Verhaltensweisen im Ort bewertet Herr Althaus im Gesamten und für die Gesamtheit positiv:

„Das gefällt mir halt auch gut an Hemmingen, dass es jetzt nicht nur irgendwie Wohlhabende... Kleinfamilien- oder Einfamilienhaussiedlungen [sind]“.

Für ihn ist es die „Mischung des wahren Lebens“ – baulich und sozial – die sein Leben im Ort zu einem lebenswerten macht. Unabhängig von der Selbstpositionierung der Bewohner zeigt sich nämlich auch: Vielfalt wird generell geschätzt und gefällt besonders, wenn diese nicht unmittelbar präsent ist, also räumlicher Abstand zu sozialer Differenz gegeben ist.

12.2 Wie bin ich im Vergleich? – Homogenität oder Heterogenität auf Quartiersebene

Während die Bewohner Tendenzen einer sozialen Heterogenisierung für den gesamten Ort beschreiben, werden Wohnquartiere immer noch als weitgehend homogen wahrgenommen.

„Die [Name-]Siedlung und auch die [Name-]Siedlung sind natürlich alle zu einer Zeit angelegt [worden]. Das heißt: Dann sind da so und so viele Familien mit kleinen Kindern oder junge Leute hingezogen, sodass die eine recht homogene Altersstruktur haben und dann als Kohorte schön altern. Das geht jetzt allmählich los, dass dann einzelne Häuser tatsächlich leer gezogen werden, Leute versterben und [...] dann jetzt wieder jüngere Leute nachziehen [...]. Ich habe bisher den Eindruck gehabt, dass diese eigentlichen Siedlungen nicht so

wahnsinnig durchmischt sind, so in sich. Und im [Neubaugebiet] würde ich halt auch sagen, dass in diese ganzen Einfamilienhäuser und Doppelhaushälften in erster Linie Familien hingezogen sind.“
(Frau Quellhorst)

Frau Quellhorst zeigt anhand ihrer Schilderung den natürlichen Lebenszyklus eines Wohnquartiers auf: Vom Aufbau bis zur Reife, d. h. von einem gemeinsamen Bezug vorwiegend junger Familien bis zu deren Alterung und Verbleib als Empty Nester. Diese Entwicklung wird als allgemeingültig für alle Quartiere herausgestellt und von Bewohnern mit langer Wohndauer durch eigenes Miterleben bestätigt:

„Wir sind noch Originalbesetzung... ohne unsere Kinder natürlich.“
(Frau Reimann)

Neben Frau Reimann aus einem Wohnquartier der 1980er-Jahre verweisen auch Herr Ginter, Herr Abel und Herr Engel (jeweils aus unterschiedlichen Quartieren der 1960er-/70er-Jahre) darauf, dass die „Besetzung“ des Wohnumfeldes immer noch unverändert ist. Mittlerweile tritt verstärkt ein Generationenwechsel ein, den die „Übriggebliebenen“ – wie Herr Ginter und Herr Frey – negativ, als Verlust von Vertrautheit, empfinden.

„Hier sind im letzten halben Jahr sechs Nachbarn verstorben. Daraus kann man folgerichtig ableiten, dass wir alle in einem gewissen Alter hier eingezogen sind. Aber das ist schon ein Schock für mich gewesen! Wirklich sechs an der Zahl und da sind jetzt ja neue Eigentümer [eingezogen] [...], die haben mit dem Bau ja auch was ganz anderes zu tun als hier große Nachbarschaften intimer Art zu begründen.“ (Herr Ginter)

Frau Jaeger begrüßt den generationellen Bewohnerwandel, „weil wir sonst ja völlig überaltern“. Dieser Wandel wird aber nicht nur durch Todesfälle vorangetrieben, sondern auch durch Scheidungen und berufliche Fortzüge, weshalb Frau Reimann ergänzt: „Da ist man schon noch Rarität, wenn man als Originalbesetzung in dem Haus wohnt“. Der Generationenwechsel verläuft aber nicht in allen Gebieten gleich (schnell und intensiv) und so bleibt die Bewohnerbesetzung im Quartier oder Wohnblock oftmals über einen längeren Zeitraum konstant.

„Unten wohnt halt auch eine Familie mit zwei Kindern. Da gegenüber wohnt auch eine Familie mit, glaube ich, drei Kindern. Über uns

wohnt auch eine Familie mit zwei Kindern. Dann wohnt halt da eine Dame alleine, dann wohnt da auch wieder eine Familie mit zwei Kindern. Ja, dann wohnt ganz oben, die haben aber auch eine Eigentumswohnung, da wohnt ein älteres Ehepaar, aber die sind halt viel weg, oft in Spanien und ganz viel in Deutschland unterwegs. Da wohnt ein junger Mann in der WG oben und gegenüber wohnt auch noch ein älteres Paar und die wohnen auch schon fast 50 Jahre hier, ja. Aber schon an sich alle seit einem längeren Zeitraum. So von der Fluktuation her, ist das eigentlich konstant hier.“ (Frau Gödecke)

Diese Bewohnerstabilität, die durch eingespieltes Miteinander auch Ruhe und Sicherheit schafft, gibt es bei Frau Goetz in der Straße nicht mehr. Sie muss feststellen: „Das wechselt ja oft. Es gibt hier auch Häuser, die werden vermietet. Früher war das ja alles Eigentum..., [jetzt] werden die vermietet, sodass dann schon mal öfter ein Wechsel ist“. Diese Situation stellt bislang einen Ausnahmefall dar; viele Bewohner bleiben, solange sie können – egal, ob Mieter oder Eigentümer.

Ein Generationenwechsel kann im Quartier zu einer Bewohner-Mischung entlang eines Hauses, einer Straße oder eines Karrees führen und (un)mittelbar eine Re-Homogenisierung zur Folge haben, wodurch der Lebenszyklus des alten Quartiers mit neuen Bewohnern wieder von vorne beginnt. Eine quartiersinterne Neubesetzung bzw. Wohnblockzusammensetzung fällt, in Abhängigkeit von der Intensität, mal mehr, mal weniger (störend) auf.

In dem Bild, das Frau Gödecke von ihren Nachbarn und Bewohnern des Wohnparks gezeichnet hat, überwiegt der Anteil von Familien und denjenigen, die es mal waren. Trotzdem lassen sich in Altwarmbüchen und Hemmingen-Westerfeld zunehmend auch Paare ohne Kinder (Quellhorst, Fink, Ahlers, Goetz, Nowak), Singles (Yanko, Oberhaus, Raabe, Renner; darunter verwitwet: Engel, Gerold, Ginter, Reinhold, Feger) und Alleinerziehende (Ritter) finden. Daneben treten auch „neue“ Formen des Wohnens und Zusammenlebens auf, wie z.B. familieninternes Mehrgenerationenwohnen (Gustav, Meier, Kox, Ahlers), WGs (Quandt, Jung) sowie „Überwinterer“ und Vielreisende (Reinhold, Zehnpfennigs), aber auch multilokal lebende Personen.

„Wenn ich hier im Haus sehe, die kommen aus Dresden, aus Berlin und, und, und. [Da] kann man es ja auch verstehen, die fahren am Wochenende dahin [zurück].“ (Herr Raabe)

„Zum Beispiel war ich jetzt erst wieder auf [Reisen]. Das mache ich seit mein Mann tot ist mit den Freunden immer zusammen [...]. Wir sind erst jetzt vor drei Wochen wieder aus dem Baltikum zurückgekommen und jetzt fahren wir an den [Atlantik]... also so bin ich viel unterwegs, sehr viel unterwegs.“ (Frau Reinhold)

Heterogenisierungserscheinungen zeigen sich auch in den Stadtwohnungen des Altwarmbüchener Neubaugebiets. Die Zusammensetzung der Nachbarschaft findet Frau Quellhorst „interessant, weil es altersmäßig halt eine sehr lustige Mischung [ist]. Ich sage mal von Mitte zwanzig bis Mitte siebzig [...] und trotzdem kommen wir alle super miteinander klar“. Dass das Aufeinandertreffen von verschiedenen Altersgruppen, Lebensphasen sowie Einstellungs- und Verhaltensweisen auch zu Konflikten im Zusammenleben führen kann, stellt Frau Quellhorst nicht fest; sie findet die Mischung, die sie aus ihrem vorherigen Leben in der Stadt gewohnt ist, alltagsbereichernd wie -erleichternd.

Eine bauliche Monotonie der Wohnquartiere – sofern diese überhaupt als solche wahrgenommen wird – bedeutet also nicht zwangsläufig auch soziale Monotonie. So konstatiert Herr Engel, dass man jetzt internationaler, „bunter“ im Viertel aufgestellt sei, zumindest temporär, wenn die erwachsenen Kinder seiner Nachbarn mit Lebenspartnern aus Mexiko, Thailand, England und der Schweiz zu Besuch kommen. Für Herrn Abel, der beruflich immer wieder und für längere Zeit im Ausland tätig war, ist Altwarmbüchen jetzt „fast so multikulti“. Denn seine Kollegen haben sich ihre Lebenspartnerinnen oft von der Auslandsentsendung „mitgebracht“ [Expatriates], wodurch sich so eine „gesunde Mischung [etabliert hat] [...], zumindest in diesem Block“. Doch bewerten nicht alle Bewohner die „Neuen“ innerhalb des Wohnquartiers bzw. ihrer unmittelbaren Nachbarschaft als Bereicherung für das Zusammenleben, sondern nehmen diesen Zustand als Beeinträchtigung (ihrer selbst) wahr:

„Die Neuen jetzt hier nebenan, [da] haben wir einen Türken... Naja am Anfang war es ein bisschen schwierig, aber jetzt haben wir uns zusammengerauft und jetzt will er verkaufen. Das ist auch wieder so eine Sache, was kriegt man jetzt? Und man weiß nicht, wird das was, wird das nichts... Und hier nebenan, die sind auch alle verstorben und [...] das ist auch alles verkauft worden, das sind auch [...] meistens Ausländer, Türken oder Kurden oder Russen oder Polen. Also drüben

[im Wohnpark], da wohnen ganz viele Polen. Manchmal denke ich, wenn ich so einkaufen gehe, ich bin im Ausland. Weil sie alle ihre Landessprache sprechen. Und dann haben wir ja noch so viele jetzt eben aus Syrien, die Flüchtlinge, dazugekriegt.“ (Frau Gustav)

„Zugezogen sind hier sehr viele Ausländer in den letzten Jahren. Wir haben hier eine Familie aus [Südosteuropa]. Dann ist das Haus [daneben auch noch] verkauft worden von Alteingesessenen an eine [südosteuropäische] Familie, dass man nicht denken muss, dass hier nur sehr viele Deutsche sind, es sind auch sehr viele Ausländer, die hier zwischendurch wohnen. Ich weiß nicht wo die arbeiten, aber die haben alle das Geld gehabt, um sich solche Häuser zu kaufen.“ (Herr Dedendorf)

Für Frau Goetz sind alle „anderen Lebensweisen“ (außer ihrer) konfliktär. Sie lehnt die Individualisierungsbestrebungen der „Do-it-yourself-Heimwerker“ in ihrer Nachbarschaft, ihr lautes Zimmern und Gärtnern ab, da dieses Verhalten stört und das Zu- und Zusammengehörigkeitsgefühl ihrer Meinung nach schmälert. Frau Goetz grenzt sich nicht nur im Sprechen über „die Anderen“ von den Anderen ab, sondern auch, indem sie sich zurückzieht. Sie versucht, die Beeinträchtigungen und ihre Verursacher zu vermeiden, wie auch viele andere Bewohner, die den Konflikt scheuen. So wird Kritik an den Anderen oft nicht öffentlich, bleibt ohne Konsequenz – v. a., wenn man das Gefühl hat, nichts ändern zu können.

Eine wie von Frau Goetz beschriebene Vereinzelung durch Individualisierung kann Frau Richartz in ihrem Wohnquartier nicht finden, dafür zu viele Bewohner, die ihr zu gleich sind. Aus ihrer Sicht ist die fehlende Durchmischung für ein sorgenfreies Aufwachsen der Kinder zwar vorteilhaft, aber nachteilig, wenn sie dann erwachsen sind:

„[Wir] haben wenig Problemfälle ringsum... was aber für meine Kinder auch bedeutet, dass sie das wahre Leben nicht kennenlernen. Wir haben ziemlich viele Akademikerfamilien hier wohnen und ziemlich wohlhabende Familien, sodass die Kinder zweifelsohne das Gefühl bekommen, es müsste immer so sein. [...] Also diese Durchmischung, die fehlt hier in Hemmingen. [...] Also man bekommt vom wahren Leben nicht so viel mit. Erst, wenn [die Kinder] ins Leben hinaus

geh[en], [...] in einer Mietswohnung wohn[en], wo auch Ausländer wohnen...“ (Frau Richartz)

Eine Anwesenheit von „zu vielen“ Akademikern und „zu wenig“ Ausländern wird von kaum einem Bewohner als Negativum beschrieben; vielmehr positiv betont, um sich selbst zu profilieren. Frau Vohwinkel zählt Rechtsanwälte und Ärzte aus ihrem Umfeld auf, Herr Engel „die gute Klientel“²¹¹ namentlich Apotheker, Ingenieure und Juristen von hochrangigen Konzernen und Politiker, die in seiner [Nähe] wohnen und diese „bereichern“.

Homogenität – so zumindest die Hoffnung vieler Bewohner – erleichtert die Integration, die Kontaktaufnahme und den Beziehungsaufbau unter Nachbarn durch wechselseitiges Verständnis, ähnliche Werte und Normen. Ein Grund, warum nahräumliche Gleichförmigkeit geschätzt wird, Ähnlichkeit an die Erwartungshaltung von Konfliktfreiheit geknüpft ist. Dass man unter sich bleiben und dennoch Diversifikation im Ort befürworten kann, setzt an dem Wunsch der meisten Bewohner nach sozialer Homophilie an. Die Ähnlichkeitsattraktion bezieht sich insbesondere auf den sozioökonomischen Status (Beruf, Einkommen) sowie den Bildungsgrad derjenigen, die man im Quartier unmittelbar und immer wieder sieht. Homogenität kann in den einzelnen Quartieren immer noch erwartet und gefunden werden; sie wird durch eine „Vorselektion“ in Abhängigkeit von gestiegenen Boden- und Immobilienpreisen sogar wahrscheinlicher, weshalb sich potenzielle Bewohnermischungen weniger entlang von Einkommensunterschieden zeigen, sondern sich auf Alter, Lebensphase und Haushaltsstand beschränken dürften.

Fazit: Zur Wahrnehmung der Anderen im Suburbanen

Das Ich nimmt sich und andere Bewohner über den sozialen Vergleich wahr. Andere werden als (Un)ähnliche identifiziert, d. h. Zugehörigkeitszuschreibungen resp. Abgrenzungen v. a. auf der Grundlage von Stereotypen vorgenommen (Abb. 37). Damit geht oftmals die vergleichende Einordnung von sozialen und räumlichen Positionen, Merkmalen und Eigenschaften einher,

211 Für das Sample zeigt sich, dass rd. ein Viertel der Untersuchungsteilnehmer zwischen 2.600 und 4.000 Euro im Monat verdient (bzw. als Rente erhält) bzw. über 4.000 Euro, wobei das durchschnittliche Nettoeinkommen aller Arbeitnehmer im Jahr 2017 für Deutschland monatlich bei 1.890 Euro lag. <https://de.statista.com/themen/293/durchschnittseinkommen/> (letzter Abruf: Juli 2020).

die Komplexitätsreduzierend auf die Erwartungshaltung in und die Einschätzung von Situationen wirken soll.

Während Wohnquartiere in Hinblick auf ihre Bewohnerstruktur als relativ homogene Einheiten wahrgenommen werden, sind zwischen den Quartieren nicht nur bauliche, sondern auch soziale Differenzen zu erkennen. Diese, für die Ortsebene geschilderte „gemäßigte Heterogenisierung“ wird von den Urbaniten überwiegend positiv – als Kontingenz und erweiterter Handlungsspielraum –, von den Dörflern überwiegend negativ – als Bedrohung und Überfremdung – erlebt und bewertet. Für das eigene Wohnumfeld wünschen sich jedoch fast alle Bewohner soziale Homophilie: Gleichgesinnte (ähnliche Andere), die sich durch ein grundlegendes Verständnis für milieuspezifische Probleme auszeichnen und auf den Alltag unterstützend Einfluss nehmen.

Deviantes Verhalten in öffentlichen Räumen (z. B. von „Gangs“, Flüchtlingen) wird nur flüchtig, wenn überhaupt, registriert und ist alsbald vergessen. Störungen, die unmittelbar und fortwährend gegeben sind (z. B. durch Heimwerker oder abweichende kulturelle Praktiken), führen meist zum Rückzug des Selbst, das hierdurch versucht, Konfrontationen zu vermeiden (Selbstexklusion). Sind Nachbarn hinreichend ähnlich oder von guter Reputation, kann dies auch zur Integration unter Selbstaufwertung des Ichs führen (Selbstinklusion).

Die Andersheit der Anderen fällt meist erst auf, wenn diese stört. Dann werden die Anderen zu Nicht-Zugehörigen der eigenen Gruppe und in „Fremde“ transponiert (Exklusion). Die Fremdheitskonstruktion wird auf habitueller Ebene evident: Während die Bewohner, die sich selbst als Dörfler beschreiben und dörfliche Werte propagandieren, den ihrerseits zugewiesenen Städtern eine fehlende Integration, Vergemeinschaftung und Identifikation mit dem Ort unterstellen, verurteilen die urban(er) eingestellten Bewohner die Dörfler für ihre Spießbürgerlichkeit und desavouieren ihre tradierten Einstellungsweisen. Antipoden entfremden sich wechselseitig zur Aufrechterhaltung ihrer raumbezogenen Identität durch Fokussierung auf den bestehenden Kontrast, der Abgrenzungsmaßnahmen – räumliche wie soziale – legitimiert. Dieser ist nur in der Konstruktion aktuell, was sich auch darin zeigt, dass Städtern Alienität normalerweise bekannt ist und in diesem Kontext Fremde als „egal“ (weil normal) wahr- und hingenommen werden (entsprechend der

Haltung der Indifferenten, die sich und Andere als gleichwertig betrachten) – anders als im Suburbanen.

Die Wahrnehmung der anderen Bewohner als ähnliche oder unähnliche Andere („Fremde“) und deren Bewertung als positiv („Unterstützer“), negativ („Störenfried“) oder irrelevant („Gleichwertiger“) weist auf eine Bandbreite an neben- und/oder miteinander vorliegenden Deutungsweisen im Suburbanen hin. Diese können ein „von bis“ (dörflich bis urban) umfassen, ohne problematisch zu sein, weil man sich sozial wie räumlich abgrenzen kann. So lässt sich im Suburbanen vornehmlich eine „gemäßigte Differenz“ finden, die – je nach Sozialisation, Enkulturation und Personalisation des Ichs – als extrem erlebt werden kann.

Wahrnehmungsmodi der Anderen

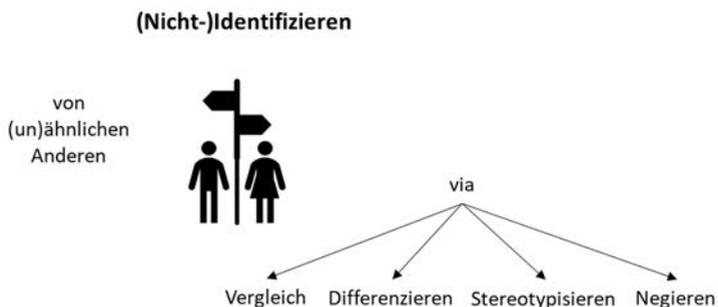


Abbildung 37: Neben- und Miteinander von Modi der Wahrnehmung der Anderen im Suburbanen. Quelle: A. Göb

Ob jemand als (un)ähnlich identifiziert wird, hängt auch vom raum-zeitlichen Kontext ab. So kann ein anderer Bewohner im beruflichen Zusammenhang als „normaler Kollege“, im Wohnumfeld aber als „abnormaler Nachbar“ beschrieben werden, weil dessen funktionale Disposition von der eigenen zu stark abweicht. Außerdem kann sich die Wahrnehmung von Anderen auch in Abhängigkeit von der Tageszeit ändern, z. B. wenn Jugendliche nachmittags als friedlich, abends als bedrohlich registriert werden. Manchmal ist es auch nur die Anzahl der Anderen, die – in der Erfahrung des Selbst als Minderheit – als störend eingestuft wird, ohne dass ein Grund vorliegen müsste. Kritik an

den „anderen Anderen“ wird zur Selbstvergewisserung des Ichs unter seinesgleichen (ingroup) geübt, jedoch nicht öffentlich artikuliert, weil man sich in der flüchtigen, oberflächlichen Begegnung im öffentlichen Raum meist (zu) ähnlich verhält.

Diskussion und Rückbindung der Ergebnisse an den Forschungsgegenstand

Wie die unterschiedlichen Wahrnehmungs- und Deutungsweisen des Ichs von sich und Anderen zeigen, machen sich globale Gesellschaftstrends wie Individualisierungs-, Pluralisierungs- und Internationalisierungsbestrebungen auch im suburbanen Raum bemerkbar und normalisieren vormals exotische Handlungspraktiken. Dass das Ich vor dem Wir steht, wird im Suburbanen in externalisierter Form bereits an der Außengestaltung des Heims manifest, v. a. aber im Privatraum, der Selbstbestimmtheit verspricht. Was von wem inwiefern und warum bspw. (noch) als deviant wahrgenommen wird, hängt von (inter)subjektiven Erfahrungsschemata ab, die auch situativ variieren und angepasst werden können.

Obwohl viele Verhaltensweisen der Bewohner weder (eindeutig und konstant) städtisch noch ländlich sind und im Stadt-Land-Kontinuum aufgehen, zeigt der Fokus auf die „Extrema“ (die selbstpositionierten Dörfler und Urbaniten), dass es diese (noch, oft temporär konstruiert) gibt, Stereotypisierungen wirkmächtig und persistent sowie für die Erhaltung oder Etablierung der Ich-Identität notwendig sind. Außerdem kann erst in der Gegenüberstellung der Antipoden die Perspektive des Dazwischen eingeordnet werden – die der Indifferenz. In dieser Haltung zeigt sich, dass nicht für alle Bewohner eine raumbezogene Zugehörigkeitszuschreibung bzw. Identifikation zur Selbstpositionierung wichtig ist (Weichhart 2018, 1990) und oft nur gezielt (auch aufgrund des Forschungsinteresses dieser Arbeit) eingebracht wird, um sich zu inszenieren.

Abgrenzungen werden von den Untersuchungsteilnehmern in meiner Arbeit immer dann bewusst vorgenommen, wenn es zum Störfall kommt. Aber auch im Rahmen der Selbstkategorisierung sind Zugehörigkeitszuschreibungen resp. Abgrenzungen selbstverständlich, um zu zeigen, wer man ist bzw. welcher Gruppe man sich verbunden fühlt, wo man sich wie integrieren möchte. „The essence of a border is to separate the ‚self from the other‘. As

such, one of the major functions of a border is to act as a barrier, ‚protecting‘ the ‚us insiders‘ from ‚them outsiders‘“ (Newman 2003: 14). Grenzen werden von den Bewohnern zur Selbstvergewisserung insofern alltäglich (re)produziert: sozial durch Abgrenzungsnarrative des „Die“ und „Wir“, zeitlich durch An- und Abwesenheiten sowie räumlich durch Praktiken der Einhausung und Einzauung. Weil Grenzen verbinden und gleichzeitig trennen, sind sie unerlässlich für die eigene Identitätsbildung. „Man kann sich selbst nur definieren und als Einheit darstellen, wenn man sich zugleich von etwas abgrenzen kann“ (Redepenning 2018: 26). Grenzen markieren Räume der Vertrautheit und Sicherheit, sie geben Orientierung, vermitteln Distinktion und Statussicherung (Bourdieu 1991; Jenkins 2008). Zugleich ermöglichen sie dem Ich, sein „Hier“ vom „Dort“ des Anderen zu trennen, (An)passungsprozesse des Selbst (in Bezug auf das Verhalten) und des Raums (in Bezug auf die physisch-materielle Ausstattung) vorzunehmen. Dabei können Grenzen eine gewisse Stabilität erlangen, sind aber dynamisch wandelbar.

Menzl stellt in seiner Studie Aspekte der Wahrnehmung anderer Bewohner indirekt, d. h. als intendierten Homogenitatseffekt, heraus (2007: 302 ff.). Durch bauliche, soziale, normative und lebenszyklische Homogenität kann Vertrautheit unter den Bewohnern erwartet werden. Insbesondere Nachbarn werden als ähnliche Andere, nämlich „deutsch“, und das Zusammenleben als „familiär“, „sicher“ und „behütet“ beschrieben (ebd.: 312). In Menzls Untersuchungsraum Henstedt-Ulzburg scheint Homogenität gelebt zu werden, sodass Bewohner, die sich nicht an die „Spielregeln“ halten, mit Maregelungen rechnen müssen. Im Rahmen der sozialen Kontrolle wird deviantes Verhalten unterbunden, um Störungen zu vermeiden, d. h. homogene Verhaltensweisen werden eingefordert und dadurch iterativ fortgeschrieben. Anders verhält es sich in meinen Untersuchungsräumen: In Altwarmbüchen und Hemmingen-Westerfeld nehmen die Bewohner zwar Homogenität in ihren Wohnquartieren wahr, jedoch ohne sich von dieser in ihrem individuellen Handeln beschränkt zu fühlen. Die Wahrnehmung der Anderen als anders kann zwar mit Verhaltenseinschrankungen einhergehen, doch erfolgen diese selbstgewählt, d. h. vom Selbst initiiert und umgesetzt (als Selbstexklusion), ohne öffentlich ausgetragen, verhandelt zu werden.

Bezugnehmend auf die Handlungspraktiken der Bewohner ist im Rahmen meiner Untersuchung festzustellen, dass vermeintlich exzeptionelle Verhaltensweisen vor anderen Bewohnern z. T. verheimlicht bzw. privat (zu Hause

oder ganz woanders) ausgeübt werden, obwohl kein direkter (verbal geäußert und sanktionierter) Konformitätszwang unter Nachbarn und Bewohnern vorliegt. In Altwarmbüchen und Hemmingen-Westerfeld fehlt, im Sinne Fischers (1975, 1995), wohl (noch) eine kritische (öffentliche) Masse, die eine Subkulturalisierung vorantreiben könnte. Die relative soziale Homogenität in den Wohnquartieren und die relative soziale Heterogenität im Ort verweist auf die von Otte/Baur (2008) beschriebene „Sockeldifferenz“, die – im Gegensatz zur Nivellierungsthese – das Fortbestehen von Stadt-Land-Unterschieden betont. Da die Unterschiede aus lokalen Gelegenheiten und Kulturen resultieren, stehen sie, nach Angaben der Autoren, einer vollständigen Urbanisierung des suburbanen Raums entgegen. Diese Sichtweise stellt keinen Widerspruch zu den zuvor beschriebenen Forschungsbefunden meiner Arbeit dar, sondern rekurriert auf die wechselseitige Bedingtheit von sozialen wie räumlichen Einflussfaktoren, erweitert die Perspektive auf das „Dazwischen“ bzw. betont die Kontingenz in der Ausdeutung des Kontinuums von Stadt und Land zur Beschreibung suburbaner Räume und ihrer Ausdifferenzierung. So können auch meine Befunde keine eindeutige Antwort zum Grad der (Sub)urbanisierung der Untersuchungsräume liefern, nur darauf verweisen, dass weitere Untersuchungen zur (Er)klärung des Phänomens, dessen Richtungsverlauf und Intensität notwendig sind. Außerdem zeigen meine Ergebnisse, dass sich städtische wie ländliche Struktur- und Handlungsmuster im Suburbanen (situativ) ent- und/oder vermischen, Wahrnehmungs- und Handlungsmodi unterschiedlicher Graduierungen zwischen Vergangenen und Künftigem, Nähe und Ferne, Anonymität und Vertrautheit ausbilden (können).

Dass „Urbanität ubiquitär geworden sei“ (Böhme 1982; Siebel 1999) lässt sich (noch) nicht belegen. Denn gerade die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen (Bloch 1978), das Nebeneinander unterschiedlicher Zuordnungen und Zuweisungen, macht den untersuchten suburbanen Raum aus, wie – so die Vermutung – viele andere Typen suburbaner Räume auch (dann vermutlich mit anderer Nuancierung). Da oftmals verschiedene bauliche und soziale Übergangsformen unterschiedlichster Art und Intensität im Suburbanen manifest werden, treten wahrscheinlich immer „andere Urbanitäten“ (Schmidt-Lauber 2018) in Erscheinung. Daneben weichen Stereotype von „der Stadt“ durch den Bau von Einfamilien- und Reihenhausbereichen (Frank 2013, 2014b, 2018), Straßenfeste und Urban-Gardening-Anlagen ebenso auf (Helbrecht

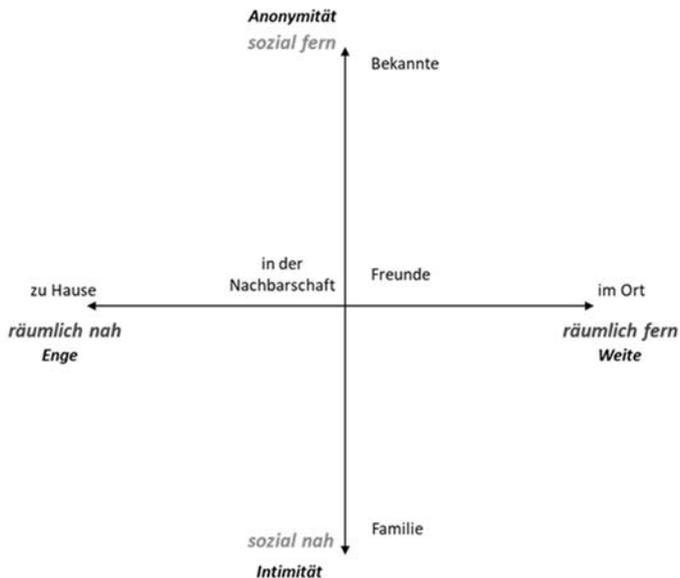
2014) wie vom Dorf. Kontinua bzw. sozial-räumliche Uneindeutigkeiten scheint es überall zu geben und so hängt deren Identifikation meist von der betrachteten Maßstabsebene (Stadt, Quartier, Nachbarschaft), der Disposition der dortigen Bewohnerschaft sowie umgesetzten Planungen, gebauten Strukturen und deren Aneignung ab.

13 Zur Interaktion

Soziale Interaktionen existieren im Interplay ihrer Akteure, sind das Ergebnis eines gegenseitigen aufeinander Abstimmens und Aushandelns von Handlungssituationen, Positionen und Relevanzen. In der reziproken Hinwendung der Interaktionspartner generiert sich eine Wir-Beziehung, die auf Kopräsenz sowie Kommunikation beruht und „einfache Sozialsysteme“ (Luhmann 1975) wie Freundschaften, Nachbarschaften und Mitgliedschaften einschließt. Im Alltag strukturieren Kontinuität und Wiederholbarkeit²¹² die meisten Interaktionssituationen in Form von Routinen und Ritualen, ohne hinterfragt zu werden. Weil Sozialbeziehungen zwischen Individuen wechselseitig und kontextbezogen (re)produziert werden, geben sie Aufschluss über soziale und raumbezogene Einstellungs- und Verhaltensweisen im Zusammenleben von Bewohnern eines Ortes und einer Nachbarschaft, in öffentlichen und privaten Räumen²¹³ sowie über deren Beziehungsformation und -graduierung: als Familie, Freunde oder Bekannte (Abb. 38).

212 Im Sinne der Schütz'schen Idealisierungen des „Und-so-weiter“ und „Ich-kann-immer-wieder“ (Schütz/Luckmann 2018: 34 ff.) (Teil A, Kap. 2.1).

213 Die Untersuchungsräume werden nach verschiedenen Maßstabebenen unterschieden: nach dem Zuhause, dem Ort (Altwarmbüchen, Hemmingen-Westerfeld) sowie Nachbarschaften (Wohnquartiere innerhalb des Ortes). Diese Raumeinheiten beziehen sich auf administrative bzw. baulich-siedlungsstrukturelle Abgrenzungen, innerhalb derer die Raumkonstruktionen der Bewohner ablaufen.



Auf welcher Maßstabsebene konstituieren sich welche Beziehungsformen und -graduierungen?

Abbildung 38: Soziale und räumliche Bindungsoptionen im Suburbanen (schematische Darstellung). Quelle: A. Göb

13.1 Zur Interaktion zwischen Familienmitgliedern und Freunden

Interaktionen zu Hause sind überwiegend in familiäre Strukturen eingebettet, durch Intimität und Privatheit gekennzeichnet. Familien handeln insofern als sozial-räumliche (Identifikations-)Einheit, stellen ein geschlossenes, exklusives Gebilde dar. Erweiterungen dieser Primärgruppe liegen in Verwandtschaftsbeziehungen vor, die emotional und lokal gebunden sein können, aber nicht müssen. Wenn Angehörige im Nahraum wohnhaft sind, kann sich ein soziales Netz – qua Status – etablieren, das soziale und räumliche Bezugspunkte schafft, auf die man im Alltag schnell und unkompliziert zurückgreifen kann. Diese selbst gewählte oder gegebene Nähe wird im Allgemeinen positiv betont und insbesondere von den Bewohnern hervorgehoben, denen Verlässlichkeit, Sicherheit und Gemeinschaft im täglichen Interagieren besonders wichtig ist.

„Alle, die ich kenne, so aus meiner Familie, wohnen hier. Meine Mutter wohnt fünf Minuten entfernt zu Fuß..., [Meine jüngste Tochter] wohnt fünf Minuten zu Fuß entfernt. [Meine älteste Tochter] wohnt in der [Straßenname], das ist eine Viertelstunde oder zehn Minuten zu Fuß [von hier entfernt]. Und [meine andere Tochter] wohnt hinten, [Straßenname], so einmal um mich rum. Gott sei Dank. Ist auch gut so.“ (Frau Jaeger)

„Wirklich alle [Familienmitglieder: zwei Schwestern, Mutter, Vater und die Oma] wohnen hier rechts, links, geradeaus... überall von mir. [...] [Außerdem] bin [ich] schon sehr gerne in der Nähe von meiner Mutter [...] [und] jetzt bei [deren Krankheit], da würde ich jetzt erst einmal nicht wegziehen, weil wenn was ist, möchte ich gern da sein und dann kann man einfach schnell rüber laufen.“ (Frau Jung)

Für Frau Jung ist die unmittelbare physische Anwesenheit ihrer Familie auch deshalb entscheidend, da dies ihre einzigen Kontakte im Ort sind, die jederzeit für sie erreichbar sein müssen. Ihre emotionale Bindung an die Menschen, die sie liebt, beeinflusst auch ihr Zugehörigkeitsgefühl zum Wohnort, den sie, außer zur Arbeit, nicht verlässt oder verlassen möchte. Sie mag Altwarmbüchen nicht an sich, sondern wegen ihrer dort lebenden Familie, weshalb ihre räumliche Interaktion und ihre raumbezogene Identifikation primär eine soziale ist. Genauso geht es Frau Jaeger, die sagt: „Ich würde wahrscheinlich auch an jedem anderen Ort mit meinen Kindern wohnen. [...] Aber hier kennt man sich halt aus“. Nach 50 Jahren im Ort hat sie sich eingewöhnt und möchte auf die soziale Familiarität, die mittlerweile auch eine räumliche ist, nicht mehr verzichten.

Andere Bewohner mit Familienmitgliedern im Ort betonen v. a. die funktionalen Aspekte der sozialen Nähe. Insbesondere Eltern empfinden die Anwesenheit ihrer (Schwieger-)Eltern im Ort, die aktiv in die Kinderbetreuung eingebunden werden, als alltagserleichternd. Herr Rütten bspw. sagt: „Zufall. Aber sehr nützlich“, was bei Frau Jüngst mit dem Zuzug intendiert war („Wir wollen meine Eltern“). Der unkomplizierte „Zugriff“ auf vertraute Personen wirkt primär handlungsentlastend und kann für beide Seiten „profitabel“ sein. So erledigt Frau Reinholds Sohn, im Gegenzug für die Kinderbetreuung, ihre schweren Einkäufe und hilft bei Arbeiten im Haus. „[Was] natürlich praktisch ist [...], die bringen uns die Brötchen mit“, findet Herr

Ahlers, der mit seiner Partnerin in einer Einliegerwohnung bei seinen Eltern wohnt. Dadurch kann er alle Vorteile des „Hotels Mama“ in Anspruch nehmen, ebenso wie auch Herr Raabe, der zum Essen regelmäßig „zu Hause“ vorbeischaute. Eine größere Relevanz als diese Annehmlichkeit hat für ihn jedoch...

„... dass die Familie hier lebt. Das ist eigentlich das A und O und auch ein Grund, warum ich hier nie weg wollte. Es ist halt die Familienbindung.“ (Herr Raabe)

In familialen, nahräumlich gegebenen Beziehungen bedeutet Interaktion, sich umeinander zu kümmern und füreinander da zu sein. Entsprechendes gilt auch bei Herrn Fink, der, wenn er „aus dem Garten [guckt], La Mama“ sehen kann, die er jeden Tag besucht und pflegt. Ein „Back-up“ im direkten Wohnumfeld zu haben ist eine Ressource, die von vielen Bewohnern erst erschlossen werden muss. Und so werden – je nach Bedarf – unterschiedliche Beziehungsformen unterschiedlicher Intensität im Ort gebildet und in die Alltagsgestaltung der Bewohner integriert.

Während sich funktionale Bindungen zwischen Bewohner im Alltag durch gemeinsame Tätigkeiten und Zielorte schnell ergeben und ebenso schnell wieder auflösen (können), ist die Etablierung sozialer Bindungen komplexer. Denn wenn sich Eltern nicht nur über das nächste Schulfest, sondern vielleicht auch über Erziehungsfragen unterhalten oder sich über persönliche Probleme und Konflikte austauschen, bedarf es einer Vertrauensbasis, die die Interaktionspartner zuerst zwischen sich aufbauen müssen. Das heißt nicht, dass diese Bindungen zwangsläufig zeitintensiver sein müssen, aber dass sie in Bezug auf gemeinsame Interessen, geistig-kulturelle Orientierungen und emotionale Verbundenheit tiefer gehen.

„... wir verstehen uns sehr gut und wir können [...] uns alles erzählen und keine sagt dann so ‚du, du, du‘ [mit erhobenem Zeigerfinger ausrufend] oder ‚ehh‘ [verzieht das Gesicht]. Es ist so ganz toll, auch einfach wertfrei [...]. Auch wenn wir über unsere Kinder erzählen, die gehen zusammen in eine Klasse... dann erzählt man sich schon so einiges...“ (Frau Baal)

Diese Komponenten charakterisieren Freundschaften²¹⁴, die, freiwillig gewählt, traditionelle Vergesellschaftungsformen substituieren oder komplementieren können und sich im Raum als Interaktionsraum manifestieren.

Neben (in)formellen Zusammenschlüssen von Elternvertretern, Vereinsmitgliedern oder Arbeitskollegen, die Fahrgemeinschaften bilden oder „nach dem Sport immer noch ein Bierchen trinken“ (Grund), werden in Altwarmbüchen und Hemmingen-Westerfeld auch „innerörtliche Freundschaften“ geschlossen.

„Meine Familie wohnt so 300 Kilometer von hier weg. Aber es ist jetzt nicht so, dass ich was vermissen würde. Ich habe hier alles. Ich habe hier einen neuen Freundeskreis, ich habe meine Familie hier, ich hab‘ eigentlich alles.“ (Frau Klötsch)

Freundschaften bergen soziales Kapital, weil sie Vertrauen, Verlässlichkeit und Verbindung schaffen. Diese Eigenschaften sind nicht nur für die Individuen bedeutsam, sondern können auch – je nach Reichweite des Freundschaftsnetzwerks, der Anzahl seiner Mitglieder und deren Engagement – das Zusammenleben generell beeinflussen, soziale Kohäsion im Ort fördern oder verstärken.

Dadurch, dass Freundschaften einen graduellen Charakter aufweisen und sich mit der Zeit verändern, können sie sich (zurück-)entwickeln bzw. „revitalisiert“ werden; sie sind an die jeweilige Situation und individuellen Bedürfnisse anpassbar. So haben die meisten Empty Nester immer noch guten Kontakt zu den Eltern der Schulfreunde ihrer Kinder, wenngleich diese Beziehungen nicht mehr so eng sind wie früher. Daneben intensivieren sich viele Beziehungen, wenn mehr Gemeinsamkeiten z.B. über das reine „Mama-Dasein“ hinaus entdeckt werden, sich wie bei Frau Klötsch Freundschaften über bestehende, zunächst oberflächliche Kontakte ausbilden.

„Ich bin offen für alles hier, für Kontakte [lacht]. [...] [Das sind] ziemlich viele Muttis aus dem Kindergarten über die sich ganz viel entwickelt hat. Weil, wo soll ich sonst Leute kennenlernen, wenn nicht darüber, ne?!“ (Frau Klötsch)

214 Vertiefend hierzu z.B. Dirksmeier 2017; Spencer/Pahl 2006; Pahl 2002; Paine 1969; Thomas 1987.

„Wir waren jung [als wir hierhergezogen sind], also ich war 25 Jahre alt, ich hatte noch nicht die Kinder, hatte aber gearbeitet und [...] da war [ich] jetzt nicht auf der Suche nach Freunden, nach Nachbarn, nach Kontakten. Nein. Es war so, dass man sich begegnete draußen, man grüßte sich, man begann kleine Gespräche. Durch die Kinder kamen eigentlich mehr die Kontakte...“ (Frau Baal)

Freundschaften können beiläufig entstehen, wenn auf den Blickkontakt ein Gesprächskontakt folgt und dieser weiterverfolgt wird. Begegnungen werden insbesondere dadurch begünstigt, dass man dieselben Leute zur selben Zeit am selben Ort immer wieder trifft bzw. immer und überall im Ort wieder-treffen kann.

„Meine Frau hat vor einigen Monaten eine junge Familie an der Omnibushaltestelle kennengelernt. Dann ist sie in den Omnibus gestiegen, die Mutter mit ihren beiden Kindern auch. Dann haben sie irgendwie Kontakt gehabt und meine Frau hat dann bedauert, dass sie nicht nach dem Namen oder der Wohnung oder so etwas gefragt hat. Und dann hat sich einige Wochen später ein neuer Kontakt hier in einem Einkaufszentrum ergeben. Und seit der Zeit sind diese junge Familie und wir, als Senioren, gewissermaßen befreundet.“ (Herr Lingen-Issel)

Aus einem unbedeutenden Nebeneinander des Wartens wurde ein bedeutsames Miteinander des Beisammenseins, aus Bekanntschaft Freundschaft. Die Bedeutsamkeit ihrer Beziehung liegt in der wechselseitigen Anteilnahme und Verantwortungsübernahme, die sich u. a. in dem Versprechen widerspiegelt, dass „ihr irgendwann unser Haus haben [könnt]“.

„Die beiden sind quasi unsere Ersatzgroßeltern, auch für die Jungs, weil unsere Eltern hier nicht vor Ort leben. Das ist sehr unkompliziert. [...] Wenn die mal nicht da sind, da haben wir auch einen Schlüssel und die Möglichkeit in den Garten zu gehen, weil wir jetzt hier ja auch keinen Garten haben, zwar einen Balkon aber keinen Garten. Das ist manchmal auch ganz angenehm, weil die Kinder können ja dann auch im Garten rumtollen oder planschen auf dem Balkon oder so...“ (Frau Gödecke)

Weitere Freundschaften hat Frau Gödecke im Ort nicht gebildet, weil sie ihre freien Zeitkapazitäten gerne und ausschließlich mit ihrer Familie ver-

bringt. Deswegen ist man auch „öfter alleine unterwegs“. Denn mit anderen Paaren und deren Kindern ist es „teilweise noch anstrengender. [...] Manchmal ist es auch schön, wenn man alleine ist“, weil man dann mehr Ruhe hat. Diese findet sie sonst nur mit und bei Lingen-Issels in privater Atmosphäre zu Hause. Im Gegensatz dazu wünscht sich Herr Rütten mehr „Action“. „[Wenn] Feierabend [ist], dann fahre ich nach Hause. Dann muss ich gucken: [...] ist [Training], muss ich zum [Ehrenamt] oder zur Familie“. All seine privaten „Zusatz-Verpflichtungen“ finden in seinem unmittelbaren Umfeld statt.

„[Meine] Freunde, Bekannte, die sind alle vor Ort. Ich habe noch einen Ex-Kommilitonen [...], der wohnt in [Hannover]. Mit dem habe ich auch noch ab und zu Kontakt. Aber eigentlich... Freunde sind alle vor Ort.“ (Herr Rütten)

Herr Rütten und seine „Ehrenamts-Kameraden“ haben sich alle rund um ihren „Hilfe-Stützpunkt“ niedergelassen, um immer füreinander da und einsatzbereit zu sein. Freundschaften unter Erwachsenen entstehen aber nicht nur durch Mitgliedschaften, sondern meistens durch die Kinder. Herr Althaus bemängelt an dieser Situation nur, ...

„[...] dass die Frauen meist besser vernetzt sind in Hemmingen, [weil die] ja die Kinder zur Krabbelgruppe und zum Kindergarten bringen und wieder abholen und sich dann da vor Ort treffen und da habe ich vor fünf, sechs Jahren entschieden das geht so nicht, wir müssen..., die Männer müssen sich auch besser vernetzen [...] und [deswegen] habe [ich] auch einen Club gegründet.“ (Herr Althaus)

Sein Club dient der Vernetzung der Väter. Man will sich mit „Manpower“ unterstützen, gemeinsam an den Häusern werkeln, ausgehen und sich einladen (dann auch mit den „entsprechenden Ehegattinnen“) oder Vater-Kind-Unternehmungen machen. In diesem Männernetzwerk gruppiert Herr Althaus einen geschlossenen Kreis besser situierter Bewohner des Ortes – ausgewählte Hemminger – um sich, um nicht allein zu sein. Neben der Zweckausrichtung „Gemeinschaft“ hat die Freundschaft auch eine strategische Komponente: Sie soll der Statussicherung dienen. Herr Althaus sucht die Gemeinschaft mit Gleichgesinnten, die Herr Ginter „hier [im Ort nicht hätte] finden können. Ich habe sie aber auch nicht gesucht“. Zur Klarstellung ergänzt er noch, dass er „kein Typ“ dafür ist, genauso wie Frau Assmann. Sie nimmt Abstand von anderen Bewohnern, v. a. von anderen Eltern.

„Hemmingen ist halt einfach nur so eine Gruppe [und man] kennt sich und dann machen die was. Und ob die sich nun unbedingt so super doll mögen oder nicht, da habe ich manchmal das Gefühl, [das] ist irgendwie zweitrangig [lacht]. Das ist einfach nur so: Wir sind die Eltern der Kinder aus dem Kindergarten.“ (Frau Assmann)

Familie Assmann fühlt sich trotzdem „zu Hause“ auch „ohne, dass wir jetzt so ein super enges Netzwerk an Familien haben“. Denn das haben sie immer noch in der Stadt, in ihrem ehemaligen „Kiez“, wo sie sich ihre Freunde aussuchen konnten. Frau Nowak kennt es aus der Stadt auch so, dass da „natürlich eine viel größere Ansammlung von Menschen mit viel, viel größerer Nachbarschaft“ war. Statt auf verschiedene Bezugspunkte resp. Gruppen reduziert sich die Auswahl in Hemmingen-Westerfeld auf eine einzige. Der Ort ist die Gruppe, wodurch sich eine soziale Zugehörigkeit qua Raumzugehörigkeit automatisch, unabhängig von persönlichen Interessen oder Werten, zu ergeben scheint. So nimmt es jedenfalls Frau Assmann wahr. Sie und Frau Nowak möchten sich ihre Freunde jedoch frei aussuchen können und keine Freundschaften aus Alternativlosigkeit bilden.

„Das sind ja keine Freunde. Das sind ja aber auch mehr als Bekannte, weil man ja schon in deren Küche gestanden hat und so, ne? Und weil [...] man da halt so schon privat drinsteckt, obwohl man eigentlich..., ich würde nie sagen, das ist ein Freund von mir. Also wenn vielleicht mal, das ist eine Bekannte... [...] aber ich kenne so viele Details irgendwie von dem, das ist echt verrückt...“ (Frau Assmann)

In ihrer Position als Außenstehende ist für Frau Assmann dieser Übergang von Freundschaft und Bekanntschaft „total interessant“ zu beobachten.

„Das kenne ich so sonst nicht. [...] Ich finde diese Grüppchenbildung bei diesen jungen Leuten schon erstaunlich. Vielleicht ist das in der Stadt auch so, das weiß ich nicht. Aber ich glaube da ist es nicht so, weil man sozusagen mehr Bezugspunkte hat und hier gibt es im Grunde nur die Kita.“ (Frau Assmann)

Was für Frau Assmann ungewohnt ist, ist für die anderen Bewohner selbstverständlich: Man lädt wechselseitig zueinander ein, teilt Privates, ohne wirklich privat miteinander verbunden zu sein.

„Also in der Stadt würde ich mich halt ganz oft mit Freunden oder mit Bekannten, die ich vielleicht vom Kindergarten neu kennenlerne erstmal auf dem Spielplatz oder irgendwo neutral oder im Café treffen. Hier ist es sofort im Haus. Also das finde ich ganz interessant irgendwie, man ist gleich so voll in der Privatsphäre. [...] Dann trifft man sich und ist voll drin in dem Privaten, obwohl man sich halt wirklich nur auf der Straße mal gesehen hat. Das finde ich ganz erstaunlich im Gegensatz zum Stadtleben.“ (Frau Assmann)

Mit Kindern weichen Grenzen zwischen Bekanntschaft und Freundschaft (un)gewollt auf. Die eigene Privatheit zu wahren ist dann schwierig, wenn nicht unmöglich. Frau Baal hat aber auch andere Erfahrungen in Altwarmbüchen gemacht. Sie musste schon draußen, vor Haustüren warten, als sie ihre Kinder vom Spielen abholte und war irritiert, dass sie noch nicht einmal „reingucken“ durfte. Denn sie bittet andere Eltern immer herein.

„Mein Sohn wollte mit der [...] spielen und deswegen habe ich gesagt: ‚kommt hier vorbei‘ und ich war so sehr glücklich, weil ich sehr kontaktfreudig bin. Ich finde Menschen toll, ich finde toll, wenn die Kinder miteinander spielen... [...]. Und dann hat [die andere Mutter] zu mir gesagt, und das gab mir dann zu denken: ‚Man muss seinen Nachbarn nicht als Freund haben, aber man kann ihn grüßen‘.“ (Frau Baal)

Frau Baal möchte nur höflich sein, was von ihrem Gegenüber bereits als Grenzübertretung bewertet wird. Weil Kinder miteinander befreundet sind, heißt das für manche eben nicht, dass auch die Eltern in freundschaftlicher Beziehung zueinanderstehen müssen. Frau Baal respektiert diese Haltung und dennoch, ihre Türen bleiben weiterhin für alle offen.

Frau Assmann versucht, sich und ihr Heim den Anderen gegenüber verschlossen zu halten. Ihre singulären, vielfach negativen Erfahrungen mit anderen Müttern extrapoliert und überträgt sie dabei auf die gesamte Bewohnerschaft des Ortes. Damit legitimiert sie ihre ablehnende Haltung und Abgrenzung. Frau Assmann findet nämlich, dass „ich auch noch einmal so ein bisschen anders bin“ und das soll auch so bleiben. Zum Wohle der Kinder, das sagt sie aber auch, wird es nur noch eine Frage der Zeit sein, bis sie – zumindest partiell – Teil des „Mono-Homo-Hemmingens“ wird.

„[Noch] reiße ich mich nicht drum, dazuzugehören aber das ist so ein bisschen... [...]. Wenn man dann in so einer Gruppe ist, fühlt man sich ja auch wieder ganz anders und zugehörig und dann ist es vielleicht auch okay...“ (Frau Assmann)

Sie erwartet, dass ihre Bindungen im Ort (wie auch zum Ort) weiterhin eher durch Funktionalität denn durch Freundschaften bestimmt sind, wenngleich diese „themenspezifisch“ privater werden (müssen).

Auch Frau Grund wollte sich, als „sehr Hannover-fixiert [...], ein Großstadt-kind“ lange Zeit nicht mit den Bewohnern im Ort auseinandersetzen, sich integrieren. Als ihr irgendwann klar wurde, dass sie ihr restliches Leben in Altwarmbüchen verbringen würde, hat sie sich doch...

„... so diverse Kreise gesucht. [...] Jetzt bin ich hier so gut vernetzt und fühle mich wohl [...]. Ja, ja. Doch. Also von daher ist jetzt alles sehr schön.“ (Frau Grund)

Sie hat sich mit ihrem Leben in der Nicht-Stadt unter Nicht-Städtern arrangiert. Dies gelang ihr, indem sie sich über die letzten Jahrzehnte ein Netzwerk aufgebaut hat. Dadurch fühlt sie sich jetzt im Alter auch so „ein bisschen gebunden“.

„Dann hat man mal über die Partei eine nette Frau kennengelernt und die hat mich mit zur Sauna genommen und dann kam das automatisch auch mit dem Sport. Auch ganz lange her jetzt schon... Und so kommt immer eins zum anderen. Denn ergeben sich wieder private Freundschaften, man lädt sich ein, geht zusammen in die Oper oder so, oder in die Stadt. Ja, wobei ich auch noch andere [Freunde] aus der Stadt habe...“ (Frau Grund)

Frau Grund's Arrangement funktioniert auch deshalb, weil sie noch einen zweiten Freundeskreis hat, der räumlich und „inhaltlich“ von Altwarmbüchen getrennt ist. Dort „gehe ich in die Sauna, zum Sport, gehöre auch zum TUS [...] und naja und ansonsten tobe ich auch mal in Hannover rum [lacht]“. Die Freunde im Ort bilden das Netz für den täglichen Austausch, für Geselligkeit und gemeinsame Freizeitaktivitäten, während ihre Freunde aus der Stadt mit ihren kulturellen Präferenzen in Zusammenhang stehen. Aufgrund ihres fortgeschrittenen Alters fährt sie nicht mehr so regelmäßig nach Hannover und ist daher froh, sich lokal integriert zu haben.

Wie bei Frau Grund sind die meisten – „richtigen“ und wichtigen – Freundschaften auch bei anderen Bewohnern Altwarmbüchens und Hemmingen-Westerfelds woanders verortet:

„Die Freunde [sind] doch ein bisschen verstreut: Da sind welche in Misburg [Stadtteil Hannovers], welche in Bothfeld [Stadtteil Hannovers], in Celle. Also überall und nirgends. Und dann natürlich die, die man schon von vorher kannte, ne?!“ (Frau Gödecke)

„Alle, die ich Freunde nenne, sind in Hannover.“ (Frau Assmann)

Freunde können zwar irgendwo sein, müssen aber irgendwie zu einem passen, ähnliche Interessen und Einstellungen haben.

„[Freunde sind die auf gleicher] Wellenlänge, ne?! Deshalb [...] gehen [wir] auch zusammen ins Theater und so [...]. Man hat vier, fünf gute [Freunde] und das war's dann.“ (Frau Vohwinkel)

Freundschaften hält man durch Besuche und Einladungen sowie synchrone bzw. asynchrone Kommunikationsformen präsent. Gerade, wenn der eigene Aktionsraum begrenzt ist und Entfernungen zu den Vertrauten groß sind, greifen Bewohner wie Herr Joswig zum Hörer. Er bezeichnet sich selbst als „Telefonierer“, der im ständigen Austausch mit seinen „viele Freunden“ ist:

„Das ist Alltag für uns, dass man Kontakt hat, dass man Kontakte pflegt; Freundschaften wollen gepflegt sein.“ (Herr Joswig)

„Telefonate sind mit alten Freunden sehr ausgeprägt. Ich telefoniere jede Woche eigentlich eine Stunde und das ist ja ein Teil vom Alltag. [Das ist] mit einem alten Schulfreund, der Arzt ist und in Berlin lebt, wo man da also einen überörtlichen und überregionalen Gedankenaustausch pflegen kann.“ (Herr Lingen-Issel)

Zum Alltag gehört für das Paar Ahlers, „dass wir [...] abends auch noch Freunde besuchen fahren, was wir sehr häufig machen. Also, dass wir mal einen Abend wirklich auf der Couch verbringen ist eigentlich fast nicht alltäglich“. Auch Quellhorsts fahren zu „Freunde[n] oder Verwandte[n] also auch jetzt in [ganz] Deutschland“ und beschränken sich nicht auf ihre Kontakte in der näheren Region: „letzte Woche Allgäu, davor Berlin“. Gerade die Bewohner, die in ihrem Leben an unterschiedlichen Orten v. a. städtisch gelebt haben und sich als urban bezeichnen, haben ein weit verstreutes Netz-

werk, das über Hannover und die Region hinausgeht, deutschland- bis weltweite Kontakte umfasst.

„Wir sind nicht so stark hier an diesen Ort gebunden, das wäre völlig falsch. Auch unsere Freunde sind hier weniger, also eigentlich nicht hier, sondern die kommen aus anderen beruflichen Feldern oder so, sind in der ganzen Stadt Hannover und in der Umgebung verteilt.“
(Herr Ribbek)

Mit zunehmendem Alter, biografischen Schließungsprozessen und einem verminderten Aktionsraum werden weniger neue Freundschaften geschlossen. Man verlässt sich auf bestehende, in Jahrzehnten aufgebaute Netzwerke – auch im Ort –, die vor Isolation und Einsamkeit schützen sollen. Die meisten Bewohner nehmen sich Zeit für diesen Beziehungsaufbau, denn Freundschaften gelten als unerlässlich. Anders empfindet es Herr Renner, der als „Eremit“ in Hemmingen-Westerfeld leben möchte. Er hat erfahren, dass ihm „Freunde verloren [gegangen sind], [...] weil [die sagten]: ‚Brauchst du nicht mehr einzuladen, der hat sowieso keine Zeit‘.“

Freundschaften werden in Altwarmbüchen und Hemmingen-Westerfeld überwiegend im Privaten gepflegt, da es sich um private Angelegenheiten handelt, die auch privat bleiben sollen – außerdem bestehen wenig Gelegenheitsstrukturen für Treffen im (Halb-)Öffentlichen.

„Wenn ich jetzt an Altwarmbüchen denke, ist [es] halt das Leben, was ich jetzt habe mit meinen Freunden.“ (Frau Kox)

Freundschaften im Ort werden als Wahl- bzw. Ersatzfamilie eher von Familien und dörflich sozialisierten Bewohnern nachgefragt und durch Integration erarbeitet, um sich emotionale und funktionale Unterstützung im Alltag zu sichern. Mit zunehmender Wohndauer wächst bei den meisten Bewohnern, insbesondere den Städtern, die Erkenntnis, dass es vernünftig wie zweckmäßig ist, sich im Ort zu vernetzen – auch dann, wenn man nicht in allen Lebensbereichen einer Meinung mit diesen „Quasi-Freunden“ ist. Daneben leben Singles, kinderlose Paare und Empty Nester ihre Freundschaften, die zum Großteil außerhalb des Wohnorts liegen, physisch und/oder virtuell, mehr oder weniger intensiv in ihrer Freizeit aus, ohne sich zu stark an den Ort und die dort lebenden Menschen binden zu wollen.

13.2 Zur Interaktion zwischen Bekannten

Da viele Ortsbewohner überwiegend funktional und nur über ein Thema (hauptsächlich Kinder) miteinander verbunden sind, Differenzen vielfach betont (v. a. zwischen Dörflern und Urbaniten) und zur Legitimation von Distanz genutzt werden, interagieren sie in institutionalisierter Form, als Bekannte. Bekanntschaft basiert auf praktiziertem An- und Wiedererkennen in Routinen und als Routine. In Altwarmbüchen und Hemmingen-Westerfeld konstituiert sich das Kennen aus der räumlichen wie sozialen Überschaubarkeit des Raums,²¹⁵ einer Begrenztheit (in Bezug auf die Größe des Ortes, die Anzahl der Ortsbewohner sowie der Gelegenheitsstrukturen), die Begegnungen kalkulierbar bzw. erwartbar macht. An dieser, als Annehmlichkeit empfundenen Lage schätzen die Bewohner, ...

„..., dass es überschaubar ist. Angenehm überschaubar und dann doch wieder ohne, dass man da jetzt voll selber mit drinsteckt.“
(Herr Jungbauer)

„Aber hier kennt man sich aus. Ich bin vielleicht auch so ein Gewohnheitsmensch, ne?! Ganz schlimm. Und da ärger ich mich manchmal so, dass man nicht aus seiner Komfortzone rauskommt, aber an sich sage ich mir, ich möchte das gar nicht mehr großartig ändern.“
(Frau Jaeger)

Dabei kann Vertrautheit durch Gewohnheit bzw. Bekanntheit unterschiedlich intensiv er- und gelebt werden. Neben ihrer Zweckmäßigkeit zur Erleichterung von Alltagsarrangements können bekanntschaftliche Verbindungen durch Feste und geselliges Beisammensein intensiviert werden sowie den gemeinschaftlichen Zusammenhalt fördern und somit soziale und emotionale Zugehörigkeit generieren.

Doch auch der Aufbau von eher oberflächlichen Netzwerken ist mit Arbeit verbunden, der Investition von Zeit und persönlichem Engagement. Frau Feger hat sich bspw. über einen „Club“, den Kleingartenverein und regelmäßige Treffen zum „Kaffeeklatsch“ einen stabilen Bekanntenkreis im Ort

215 Überschaubarkeit wird bei Schmidt-Lauber aus praxeologischer Perspektive als „Performanz sozialer und räumlicher Kleinteiligkeit“ beschrieben (2018: 19), die als „Doing Size und Doing Place“ von Menschen aktiv geschaffen und verhandelt werden muss (ebd.: 22).

aufgebaut, der sie in ihrem Rentnerdasein ausreichend beschäftigt und unterhält.

„Ich kenne unwahrscheinlich viele Leute hier, ich könnte immer irgendwo hingehen [...]. Manchmal muss ich schon Geburtstage absagen, weil ich schon woanders bin.“ (Frau Feger)

Frau Reimann beschränkt sich auf die Mitbenutzung der Kontakte ihres Mannes, weil...

„... ich ein ambivalenter Mensch bin, [...] der auf Distanz zu anderen Leuten geht, weil mir das einfach zu viel wird. Und auch jetzt, wenn wir mit dem Fahrrad unterwegs sind oder zu Fuß im Ort. Da kommt man ja nicht einmal nach Hause nach dem Einkaufen ohne, dass man sich unterhalten hat mit jemandem. Und da muss man schon immer sagen: ‚Oh, ich habe keine Zeit, ich muss weiter‘ [lacht]. Und sonst über die Vereine halt. Also ich bin da so ein bisschen Beipackzettel bei meinem Mann, der ist überall Vereinsmitglied und ich darf dann sozusagen manchmal mit, wenn die gemeinsame Sachen machen. Aber das reicht mir auch, das reicht mir auch.“ (Frau Reimann)

Während Herr Reimann überall und gerne präsent ist, möchte seine Frau wählen, wo sie wann mit wem verkehrt, d. h. die Begegnungsbedingungen selbst bestimmen. Weil sie die letzten zehn Jahre im Ort gearbeitet hat, „kannte man viele Menschen auch vom Sehen“ und deswegen „wollte ich selber auch diese Kontakte gar nicht eng haben. Und dann ist man immer auf Distanz gegangen“.

Man kennt sich und trifft sich, trifft sich und kennt sich, weshalb Frau Reimann noch nicht einmal ungestört einkaufen kann. Denn „wenn man durch den Ort geht, trifft man immer einen“ stellen auch Frau Ribbek, Frau Gehring und Herr Engel fest.

„Also man merkt das ja auch häufig, gerade so [bei] ältere[n] Leute, die stehen da [teilweise] eine halbe Stunde und schnattern miteinander. Für die ist das teilweise, gerade wenn Markttag ist, eher so ein Treffpunkt, so ein Begegnungspunkt, [...] ein Ort der sozialen Kontakte.“ (Herr Quellhorst)

„Da trifft man sich beim Bäcker oder auch beim Cappuccino in der Weinstube [...] und einmal in der Woche auf dem Markt. Das ist

dann hier ja auch nochmal so eine Anlaufstelle, wo man dann mit anderen Leuten in Begegnung kommt. [...] Ja und das Einkaufen in Supermärkten ist sicher auch immer so ein Treffpunkt [und] dann gibt es ja auch noch das Vereinsleben hier...“ (Herr Althaus)

Gelegenheitsstrukturen für Begegnungen scheint es genügend zu geben, wenngleich diese von den Bewohnern unterschiedlich wahr- und angenommen werden. Da die Auswahl an Nutzungsorten bzw. Einrichtungen in Altwarmbüchen und Hemmingen-Westerfeld dennoch begrenzt ist, ist es wahrscheinlich, wenn nicht unvermeidlich, dass man sich bei irgendwelchen Alltagsaktivitäten im Ort über den Weg läuft.

Treffen können aber auch geplant bzw. intendiert stattfinden. Ins Sozialkaufhaus „2. HeimArt“ geht Frau Baal regelmäßig – nur, um sich zu unterhalten.

„Wir sind ja hier ein Verein. Man kennt sich, geht herzlich miteinander um und versucht im Grunde genommen auch rein menschlich ein bisschen Austausch zu haben und auch ein bisschen..., ach, Wärme oder Schisslaweng, Nettigkeiten, Herzlichkeiten [auszutauschen]. [...] Hier wird auch zusammen gefrühstückt und Kaffee getrunken [...], man [kann] ein bisschen plaudern und sich kennenlernen. Da können auch Leute von draußen kommen, wer mag, wer einsam ist oder so. Das, das läuft eigentlich ganz gut.“ (Verkäuferin im Sozialkaufhaus)

Der Begegnungsort „2. HeimArt“ fördert das Zusammenkommen verschiedener Bewohner, leistet Integrationsarbeit (Flüchtlinge) und bietet Gelegenheiten zum Kennenlernen. Eine ähnliche Intention verfolgt das Moorfest, das einmal im Jahr zur Inszenierung von Gemeinschaft veranstaltet wird.

„Wir [haben] hier das Moorfest aus dem Boden gestampft. Das Moorfest ist [...] ein Fest, ich sage immer, von Bürgern für Bürger [...]. Wir wollen keine Auswärtigen haben, sondern wir, unsere Vereine, Verbände, Gastronomen, wir machen das gemeinsam, nur von Bürgern für Bürger. Das soll hier ein Begegnungsfest sein und das haben wir durchgezogen.“ (Herr Engel)

Herr Engels Wunsch dabei ist, „dass [sich die] Leute wieder begegnen, die sich sonst vielleicht eben nicht begegnen oder die sich sonst sehen aber nie ansprechen und da haben sie die Möglichkeit gemeinsam sich mal kennenzulernen, zu quatschen und sonst irgendetwas“. Dazu bedarf es seiner Meinung

nach eines organisierten Zusammenkommens, das über flüchtige, zufällige Begegnungen im Alltagsgeschehen hinaus besondere bzw. besonders nachhaltige Begegnungen und Brücken im Zusammenleben der Bewohner schafft. Der Ausschluss von Externen dient der Verstärkung eines internen Gemeinschaftsgefühls, das nicht alle Bewohner für erforderlich erachten.

„Das Moorfest ist jedes Jahr ein großes Event hier in Altwarmbüchen, wo Klein und Groß hingehen und Spaß haben können. Essen, Trinken, Livemusik... an sich ist es keine schlechte Sache aber mittlerweile [...] besaufen sich [da] nur noch ‚kleine Kinder‘. Und, ja... das ist das Moorfest. [...] [Deswegen besuche ich das] meistens nicht. Oder tagsüber um eine Waffel zu essen oder wenn mir danach ist [...]. Aber nicht, um mich da lange aufzuhalten.“ (Frau Jung)

Ähnlich verhält es sich mit den Festen in Hemmingen-Westerfeld, die nicht von allen Bewohnern positiv bewertet werden:

„Stattdessen machen [die] hier so doofe Feste... am schlimmsten ist hier dieser Weihnachtsmarkt. Wenn man einen der schlechtesten Weihnachtsmärkte angucken möchte, dann geht man in Hemmingen auf den Weihnachtsmarkt. Aber sie [die anderen Bewohner] finden den ganz toll alle. Und ich finde den ganz gruselig. Lieblos, gruselig. [...] Also hauptsächlich geht es ja um Kinderbelustigung und ums Trinken. Die trinken bis zum Abwinken. Das ist auch beim Osterfeuer und sonstigen [Veranstaltungen so]. Also das ist schon sehr speziell.“ (Frau Goetz)

Nicht alle Bewohner möchten sich integrieren, Teil der Gemeinschaft sein. Auch Herr Dedendorf meint: „Die Feste haben für uns alle einen unterdurchschnittlichen Charakter, wir sind andere Sachen gewohnt“. Wenn man dort nicht die Leute trifft, die man treffen möchte bzw. sich mit den Veranstaltungspraktiken („Saufen“) nicht identifizieren kann, bleibt man dem Treiben einfach fern, ohne dass es auffällt oder irgendjemanden interessiert. Weil es noch ausreichend Besucher der Ortsfestivitäten gibt, wird das „Entertainmentprogramm“ weiterhin kostenfrei angeboten, das „man sich [hier] sonst so ein bisschen selber suchen muss“ (Ritter). Entertainment heißt dann:

„... man trifft sich hier in der einen Stammkneipe ...“ (Frau Ritter)

Frau Ritter, die weder Freunde noch Kontakte (aber Familie und Arbeitsplatz) im Ort hat, sucht Anlässe und Ereignisse wie das Moorfest gezielt auf, um temporär Teil einer Gemeinschaft zu sein, sich zugehörig zu fühlen. Das flüchtige Beisammensein mit anderen Ortsbewohnern reicht ihr, um sich integriert und anerkannt zu fühlen. Obwohl sie kein Kirchenmitglied und nicht gläubig ist, besucht Frau Ritter auch Gottesdienste, einfach, weil da andere Bewohner sind. Sie nutzt lokale Veranstaltungen zum Zeitvertreib, für ein Erleben von Zusammengehörigkeit. Ihre „Pseudo-Integration“ ist auf Bequemlichkeit ausgerichtet, d. h. nicht an Verantwortungsübernahme, sondern ausschließlich an Genuss und Geselligkeit orientiert.

Herr Yanko verfährt wie Frau Ritter, hofft aber auf tiefergehende Bindungen im Ort. Er besucht Flohmärkte im Gewerbegebiet und „im REAL öfters so Kochveranstaltungen“. Herr Yanko identifiziert sich mit den „netten Menschen in Hemmingen“ und den ihm anvertrauten Menschen bei der Arbeit. Passiv, partiell und profitierend sind er und Frau Ritter Teil-Nehmer, aber keine Teil-Haber. Sie empfinden Gemeinschaft inmitten von Personen, die ihnen bekannt sind, wenngleich diese Art der Nähe und Verbundenheit einseitig bleibt. „Events“ ermöglichen ihnen die Ausbildung eines vorübergehenden, aber stabilen Gemeinschaftsgefühls – „Selbstinklusion“ als situative soziale Kohäsion. Emotional motiviert wählen diese Bewohner ihre vorübergehende Mitgliedschaft für den Moment des Ereignisses aus, das durch maximale Selbstverwirklichung bei minimaler Selbstverpflichtung gekennzeichnet ist.

Im Gegensatz dazu gehört aktives, dauerhaftes Engagement für Bewohner wie Herrn Engel zum Ortsleben dazu, das sich nicht nur auf die Organisation von Festen beschränkt, sondern sich auch in seinen zahlreichen ehrenamtlichen Tätigkeiten widerspiegelt.

„Wir hatten auch eine [Fußball-]Mannschaft. Mit dieser haben wir Wettkämpfe gemacht unter anderem gegen den FC Robe, die Juristen oder Los Alimentos, das war das Jugendamt. Also, da bin ich also im Kollegium gewesen, das war das eine gewesen. Zweitens habe ich im Ruderverein mitgearbeitet und drittens war ich eben in der Kirche sehr aktiv. Das sind genügend Gruppen oder Netzwerke, [...] ne?!“
(Herr Engel)

Herrn Engels Verbindung mit dem Ort zeigt sich ganz unmittelbar: Er grüßt an jeder Ecke jemanden oder wird selbst begrüßt und empfindet die (Kirchen-) Gemeinde als „tolle Gemeinschaft. Das muss man sagen, und zwar in jeder Altersschicht. [...] Und alle sind willkommen, egal welche Konfession“.

Dass sich heute keiner mehr engagieren, „etwas freiwillig und umsonst machen will“, stellen Frau Gustav und Herr Raabe bedauernd fest.

„Das mag auch an der Zeit heute liegen, das ist einfach nicht mehr da, ne?! Und das merken dann ja auch viele Vereine und ehrenamtliche Institutionen, dass sie einfach keine Leute mehr haben, die sagen: ‚Okay, ich stehe hier zu der Gemeinde, ich engagiere mich‘.“ (Herr Raabe)

Er selbst engagiert sich institutionell wie auch Frau Gustav, die sich mit den Themen Tradition, Kultur und Geschichte auseinandersetzt – auch als Zeichen des Protests, weil ihr vieles „zu modern ist“. Sie widersetzt sich auch den Anweisungen der Gemeindeverwaltung und zeigt durch ihre Gegenmaßnahmen, dass sie nicht gewillt ist, die Situation und die weitere – für sie als negativ empfundene – Entwicklung des Ortes einfach so hinzunehmen.

„Ja, so arrangiere ich mich schon. Aber ich muss sagen, man stößt immer auf Widerstände. Das ist hier nicht gerne gesehen... muss ich ehrlich sagen. Ich hatte mich auch schon ziemlich mit der Gemeinde in die Haare gekriegt [...]. Ich glaube ich bin vielleicht auch nur noch der Einzige, der so etwas macht.“ (Frau Gustav)

Aufgrund dessen kann sie auch die Partizipationsbemühungen der Gemeindeverwaltung nicht mehr ernst nehmen.

„Dann heißt es: Wir fragen die Bürger. Dann haben Sie Muster-Laternen und Muster-Pflaster und letztendlich [...] entscheidet der Gemeinderat. Da habe ich gesagt: Das ist blöd, da mache ich nicht mit, ne?! [...] Da schimpfe ich auch.“ (Frau Gustav)

Herr Abel war viele Jahre im und für den Ort (auch politisch) sehr aktiv, wie Frau Klötsch, Frau Grund und Frau Quandt, Herr Meier, Herr Althaus und Herr Yanko sowie das Paar Quellhorst. Diese Art Engagement ermöglichte es Herrn Abel, sich „als [Süddeutscher] in der [Partei]“ einzugewöhnen und wohlzufühlen.

„Diese Tätigkeit hat mir geholfen mich hier sehr schnell einzugeöhnen, ne?! Man lernt Leute kennen, sowohl durch die Ratstätigkeit und dann auch durch das Engagement in der Partei.“ (Herr Abel)

Heute „beteilige ich mich hier schon noch, nicht mehr aktiv, aber sagen wir mal begleitend eben am politischen Leben“ und so kann er im Alter auf viele Kontakte im Ort zurückgreifen, was für ihn ein Zeichen von Lebensqualität ist. Genauso geht es Herrn Meier, der den Wert von spontanen Begegnungen im Ort mit Bekannten hervorhebt. Weil der Ort (noch) überschaubar ist, sind Begegnungen wahrscheinlich(er) – unabhängig davon, wie gut man sich kennt.

„Manchmal trifft man sich zufällig, der eine geht zum REWE [...], der andere geht dahin und dann verabredet man sich spontan noch oder geht gemeinsam rüber zum Eiscafé oder wo auch immer. Ich glaube das hat man nicht in so vielen Orten, dass man solche, so spontane Begegnungen haben kann, weil es einfach noch kleiner und kompakter, einfach Altwarmbüchen ist, obwohl es jetzt fast 11.000 Einwohner hat.“ (Herr Meier)

„Man kennt sich halt“ – das findet Herr Rütten, wie alle anderen Bewohner in Altwarmbüchen und Hemmingen-Westerfeld auch. Zumindest haben alle das Gefühl, dass jeder jeden kennt bzw. kennen müsste. Sich irgendwie zu kennen reicht aus, um ein generelles Vertrauen zu anderen Bewohnern aufbauen zu können, weil es Erwartungs- und Verhaltenssicherheit im Umgang miteinander schafft. So interagiert man in routinierter Weise, wie auch Frau Ritter, der dazu eine „ganz lustige Episode“ einfällt: Als aktive Nutzerin des Bücherschranks im Altwarmbüchener Zentrum hat sie sich „mal wieder ein Buch [...] rausgefischt“ und fragt sich beim Durchblättern:

„Was ist das denn? Da hatte jemand als Lesezeichen ein Foto reingelegt, so ein altes Foto, ja bestimmt schon so zehn, 20 Jahre alt [...] wo ich mir dachte, diese [Person] könnte aus Altwarmbüchen sein, aber ich hätte die jetzt nicht namentlich benennen können. Dachte dann, naja, bring das Foto mal mit zu deiner Mutter und zeige ihr das mal. Meine Mutter guckte auf das Bild und meinte: ‚Ja, die eine Frau auf dem Bild, die kenne ich‘. Die hat mir auch ihren Namen genannt [und ich sagte] ‚dann gib ihr das Bild bei Gelegenheit doch mal‘. ‚Ne‘ sagte meine Mutter, ‚die habe ich mindestens zehn Jahre nicht ge-

sehen'. [...] Ein paar Tage später ruft meine Mutter an: ‚Ja rate, wen ich im Bus gesehen habe?‘. Das war nun exakt diese Frau [von dem Foto] [...]. Und das sind so Episoden, wo ich mir denke, das kann nur in Orten wie Altwarmbüchen passieren.“ (Frau Ritter)

Jeder kennt jeden: nicht unbedingt namentlich, aber vom Sehen, weil man sich regelmäßig auf der Straße trifft und sich immer mal wieder im Supermarkt begegnet. Bekannt sind v. a. Kontexte des Kennens und die darin Interagierenden.

„Egal ob du jemandem begegnest, du kennst den irgendwo.“ (Frau Baal)

„[Ich] gehe [...] hier halt um die Ecke zu dem Bäcker, ne?! Da komme ich halt immer hin und dann kenne ich natürlich alle Verkäuferinnen da, die auch häufig wechseln natürlich und unterhalte mich ein bisschen mit denen und so. Aber es ist alles so locker flockig eben [...] mehr ist ja dann auch normalerweise nicht.“ (Herr Dombrindt).

Weil sich eigentlich nur Bewohner untereinander begegnen, begegnet man Bekannten (und keinen Fremden). Diesen kann man eine Rolle bzw. Funktion zuschreiben, die sich aus dem sicht- und beobachtbaren Verhalten der Person ergibt. In der Interaktion können sich dann, durch wechselseitige Bezugnahme der Funktionsträger, neue bzw. erweiterte Wissensbestände übereinander ergeben und sich auf das Erleben und Bewerten der Bekanntheit auswirken.

Intensität und Tiefe dieser Beziehungen können (situativ) variieren, wobei der Einhaltung von Distanz ein wesentlicher Stellenwert zukommt, um Grenzen nicht zu überschreiten. Denn: Bekanntschaftliche Vertrautheit ist keine private Vertrautheit, sondern eine „öffentliche“, die eine angemessene Distanz(ierung) notwendig macht. Dass dies nicht immer gelingt, zeigt folgendes Beispiel: Herr Rütten ist ehrenamtlich tätig und wird bei Notfällen im Ort zur Hilfe gerufen. Das hat zur Folge...

„... , dass [ich] natürlich meine [spezifische Tätigkeits-]Brille ausschalten [muss], weil ich teilweise hinter die Türen geguckt habe, gucken musste und da eben gesehen habe, ‚oh je‘, wie so manche Menschen hausen.“ (Herr Rütten)

Einsätze finden also nicht bei Fremden, sondern bei Bekannten statt. Als freiwilliger Helfer muss er dann unfreiwillig in die Privatsphäre anderer

Bewohner aus dem Ort eindringen und erfährt dabei manchmal mehr über diese, als ihm lieb ist. Das kontextuell erlangte Wissen über Andere versucht Herr Rütten durch Rollentrennung zu separieren, um den Geholfenen im Alltag wieder „normal“ begegnen zu können.

Dementsprechend stellen Bekanntschaften Beziehungskonstrukte unterschiedlicher Graduierungen mit wandelbaren Anonymisierungs- bzw. Vertrautheitsstufen dar, die in Interaktionen ausgehandelt werden.

„Klar kennt man sich und dann kennt man sich auch flüchtig und plötzlich kennt man sich dann besser, weil man sich einfach ein bisschen unterhält, ne?!“ [...] [Außerdem] trifft man überall [jemanden]... man sieht das auch so, wenn ich morgens zum Einkaufen gehe, [da] treffe ich grundsätzlich irgendeine Mutter aus dem Kindergarten. Man trifft sich immer wieder, man kennt sich.“ (Frau Klötsch)

Je öfter man sich trifft, desto vertrauter scheint man zu sein. Allerdings basiert diese bekanntschaftliche Vertrautheit auf Gewöhnung, einem routinisierten Erinnern, Erleben und erwarten können. Nichtsdestotrotz kann Nähe und Zugehörigkeit zwischen den Bewohnern hergestellt werden, weil man zumindest raum-zeitlich miteinander verbunden ist, war und sein wird.

„Ich mag das mit den Leuten. Ich mag das, dass mich die Leute kennen, ich mag das, dass ich die Leute kenne.“ (Frau Jüngst)

„Der Große [Enkelsohn] sagt immer: ‚Oma, mit dir kann man nicht auf die Straße gehen. Dich kennen die ganzen Leute‘ [lacht]. Ich sage: ist doch gut, besser, wenn man gekannt wird.“ (Frau Feger)

Ein Wiedererkennen wird überwiegend positiv von den Bewohnern wahrgenommen, denn damit geht ein Gefühl der Anerkennung und der Akzeptanz einher. So knüpft Frau Feger ihr Selbstwertgefühl an ihren Bekanntheitsstatus im Ort. Um diese Position aufrechtzuerhalten, will sie alles mitbekommen, ist „neugierig! Bin ich auch, muss ich sagen“. Deswegen sagen ihre Bekannten auch zu ihr:

„Du willst immer in der Mitte sein‘. Ich sage: Ich will nicht, aber es hat sich so ergeben. Ich kriege alles mit. Manche sagen: ‚was du alles weißt‘. Ich sage: Musst du mal den ganzen Tag nicht zu Hause auf dem Sofa sitzen, dann kriegst du auch mal was mit. Also ich bin eigentlich gerne hier.“ (Frau Feger)

Frau Feger lokalisiert sich selbst im Zentrum des (Informations-)Geschehens, wohnlich und in Hinblick auf ihren Bekanntenkreis. Diese Zentralität nutzt sie, um ihr „Wissen“ über andere Bewohner zu erweitern, während neu Zugezogene sich dieses mit der Zeit und in dem Maß erschließen, wie es ihnen notwendig erscheint. Dabei wird die Kenntnis voneinander durch die Häufigkeit (wie oft) und die Dauer (wie lang) der Begegnungen, aber auch durch die Orte (wo), die Tätigkeiten (was) und andere Beteiligte (wer bzw. wie viele) beeinflusst.

„[Man trifft] halt mehr oder weniger immer dieselben Leute, Bekannte, [denn] es ist relativ überschaubar und die Leute begegnen sich. Es kennen sich natürlich nicht alle aber man sieht schon mehr bekannte Gesichter und ich sage mal, man kann irgendwann dann auch in irgendeiner Siedlung hier verorten [...]. Der wohnt dahinten irgendwo.“ (Herr Quellhorst)

Sich kennen heißt normalerweise aber nicht wissen, sondern zuordnen, verorten zu können, d. h. für einen spezifischen Kontext (oder Kontexte, je nach Vielfalt an Überschneidungsbereichen) konkretere Aussagen über Bewohner-, Beziehungs- und Aktivitätenstatus machen zu können. Kennen ist daher nur ein vermeintliches Wissen, das aus kumulierten, situativen Erfahrungen emergiert. Die daraus folgende bzw. damit einhergehende Familiarität und Gewöhnung generiert Sicherheit und gibt Orientierung auf der Ortsebene, die sich mit steigender Wohndauer verfestigt – es sei denn, die Überschaubarkeit schwindet:

„[Im Dorf] ist auch die Gemeinschaft unter den Menschen noch ein bisschen [...] anders, ne?! [...] Das sind eigentlich so Gebilde mit Menschen, die sich kennen und die mehr oder weniger etwas miteinander zu tun haben [...] und alle dasselbe Schicksal teilen, ne?! [...] Und hier [in Altwarmbüchen] hat man ja auch ganz andere Möglichkeiten, ne?! Also hier geht der eine dahin, hier geht der eine dahin. Es sind viel mehr Leute vorhanden und das trennt so ein bisschen.“ (Frau Gilles)

„Jetzt sind es zu viele Menschen. Es sind einfach viel zu viele Neue, zu viele, die man nicht kennt [...], zu viel Wohnfläche, in dem Sinne, sodass man sich dann nicht mehr einfach so kennen kann.“ (Frau Jung)

Mit steigender Einwohnerzahl nehmen Begegnungen zwar nicht ab, aber es gibt mehr Menschen, die man potenziell treffen kann und kennen müsste, um mit allen bekannt zu sein. Die (gefühlte) zunehmende Anonymität und abnehmende Überschaubarkeit, die von einigen Bewohnern als Resultat des Bewohner- und Siedlungswachstums registriert wird, wird je nach Disposition und Sozialisation unterschiedlich bewertet.

„[Hier]... doch auch sehr anonym. Im Dorf, da geht man durch und jeder kennt irgendwie jeden. [...] Das hat man hier nicht. [...] Die, die man kennen möchte oder die, die man kennenlernen möchte, die spricht man halt an.“ (Frau Ahlers)

„[Man kann hier] anonym sein und trotzdem seinen Spaß haben. Also ich jetzt nicht [in meiner politischen Funktion], ich werde trotzdem immer gesehen, aber die normalen anderen Menschen, die haben das.“

Frau Ahlers ist „immer so froh, wenn ich meine Ruhe habe“, weil sie aus ihrer Kindheit im Dorf nur „irgendwie eng“ kennt. Sie hat es lieber, „dass man ‚Hallo‘ sagt, vielleicht auch noch einmal den Namen weiß. [...] [Aber dann] hole ich mir lieber die Leute, die ich bei mir haben möchte ins Haus oder fahre mal hin. Ich suche mir die gerne selber aus“. Da man als „normaler Mensch“ die Wahl hat, wie ausgeprägt Bekanntschaften sein sollen, kann man auch „Spaß haben“, ohne dass gleich jeder etwas davon mitbekommt.

„Auf dem absoluten Dorf bist du auch schnell irgendwie Gesprächsthema, wenn du aus der Reihe schlägst [...] und das ist hier völlig wurscht. Wenn du keinen kennst, dann interessiert es auch keinen, was du machst [lacht].“ (Herr Ahlers)

Konträr nimmt Frau Klötsch die Situation im Ort bzgl. des Informiertseins und der individuellen Freiheitsgrade der Bewohner wahr, denn ihrer Meinung nach...

„...fällt es auch auf, wenn hier irgendjemand aus der Reihe tanzt. Das fällt hier auch schon auf, das ist so. Wie gesagt, es ist eigentlich etwas größer, aber es fällt hier einiges auf, wenn hier was aus dem Ruder läuft. Dann spricht sich das rum und es wird auch geradegebogen und [die Bewohner] gehen nicht einfach.“ (Frau Klötsch)

Im Gegensatz zu dem Paar Ahlers hat sich Frau Klötsch nicht nur mit Haus und Familie an den Ort gebunden, sondern auch über ihre ehrenamtliche

Tätigkeit. Sie achtet nicht nur aufgrund dieser zusätzlich angenommenen Aufgabe und Funktionen darauf, ob alles „normal“ läuft, sondern auch, weil es ihr persönlich wichtig ist, dass man sich umeinander kümmert, füreinander da ist, Verantwortung übernimmt. Frau Klötsch hilft, wo sie kann und erwartet dieses Verhalten auch von den anderen Bewohnern im Ort. Anders ist es bei Ahlers, die nicht auf ein Hilfsnetzwerk im Ort angewiesen sind (auch dank unmittelbarer Nähe und dem Beistand seiner Eltern) oder irgendeine Art der (in)formellen Unterstützung in Anspruch nehmen müssen, um ihr Leben unbeschwert und ohne größere Verpflichtungen, anonym und selbstbestimmt – im Gegensatz zu Frau Klötsch mit kleinen Kindern, Schichtdiensten sowie laufenden Kosten – zu leben.

Beide Sichtweisen gehen auf die „Goldene Regel“²¹⁶ – die Anerkennung von Reziprozität in der Interaktion – zurück, die für alle Bewohner handlungsrelevant wird, wenn es darum geht, andere zu behandeln, wie man selbst behandelt werden will. Einseitiges Agieren bleibt dann folgenlos, wenn Einmischung nicht zugelassen bzw. ignoriert wird. So kann sich das Paar Ahlers, aber auch Frau Klötsch bestätigt fühlen, jeder sich so einbringen, wie er es mag und für richtig hält. Damit das „jeder kennt jeden“ auf einer konstruktiven Ebene verbleibt, ist es für Herrn Fink umso wichtiger, sich um ein gutes Miteinander zu bemühen. Das gelingt seiner Meinung nach...

„... einerseits [durch] Nähe und andererseits aber auch den nötigen Abstand, um auch individuell für sich sein zu können und das finde ich ganz gut. Also man kann wählen, will ich das oder will ich das... und das kann man ganz gut steuern hier.“ (Herr Fink)

Das heißt aber auch, dass unterschiedliche Erwartungshaltungen in Begegnungssituationen aufeinandertreffen können, die zwischen den Interagierenden jeweils (neu) ausgehandelt werden müssen. Wie gut man sich untereinander kennt, wie nah man wem ist, hängt letztlich von vielen Faktoren ab,

216 Die „Goldene Regel“ bezieht sich auf einen Grundsatz der praktischen Ethik zur Wechselseitigkeit menschlichen Handelns und besagt, dass man andere so behandeln soll, wie man selbst von ihnen behandelt werden möchte (Höffe/Forschner 1977: 89). Die Regel fordert zum Perspektivenwechsel der Interaktionspartner, der respektvollen Anerkennung des Anderen auf. Dabei spielt nicht nur eine Einstellung von Empathie, sondern auch die Übernahme von Verantwortung für das eigene Handeln eine wichtige Rolle als Kriterium moralischen Handelns.

die sich gegenseitig beeinflussen und verändern können. Neben dem raumzeitlichen Kontext, dessen strukturellen Gegebenheiten und Gelegenheiten, prägen die Bewohner mit ihren jeweiligen Biografien (Sozialisation, Kulturation) und Dispositionen (Motive, Bedürfnisse, Haltungen) die Ausformung des Kennens, Bekanntheits- bzw. Vertrautheitsgrades, der in Altwarmbüchen und Hemmingen-Westerfeld von familiär/freundschaftlich bis bekannt oder anonym reicht.

„Man merkt auf jeden Fall, dass man hier viel mehr Kontakt hat zu den ganzen Menschen. In der Stadt ist es einfach alles viel distanzierter.“
(Frau Kox)

„Der Kontakt, also bis auf Grüßen und mal so ein bisschen..., kaum, kaum, ne?! Über ein ‚Hallo‘ geht es kaum hinaus. Also das ist schon..., das ist schon ein bisschen großstadtmäßig.“ (Frau Reimann)

Während Frau Kox die Nähe zwischen den Bewohnern in Altwarmbüchen betont, hebt Frau Reimann deren Distanziertheit hervor. Vergleichsfolie beider Bewohnerinnen ist die Stadt. Frau Kox bezieht sich bei ihrer Feststellung auf die Intensität und Frequenz der Kontakte, Frau Reimann auf deren Ritualisierung: Kontakt wird reduziert auf ein Zeichen, das gleichzeitig Abstand und Anerkennung, Nähe und Distanz zum Ausdruck bringt. Das Grüßen als Geste der Höflichkeit verbindet und trennt die Bewohner, gibt ihnen die Möglichkeit, eine kommunikative Handlung anzuschließen oder einfach weiterzugehen. Aber weil „man sich halt kennt“, grüßt man sich halt, was noch lange nicht heißt, dass man sich mögen muss, sondern nur, dass „man sich eben kennt“. Doch kann mittels eines Grußes aus einer flüchtigen Begegnung eine bedeutungsvolle Interaktion werden, soziale Bedeutsamkeit entstehen.

13.3 Zur Interaktion unter Nachbarn

Begegnungen auf der Nachbarschaftsebene²¹⁷ bzw. in baulich abgegrenzten, in sich geschlossenen Wohnquartieren sind kaum zu vermeiden, normal und

217 Der Begriff „Nachbarschaft“ wurde im Rahmen des Interviews nicht definiert, sondern dem Verständnis der Bewohner überlassen. Die räumliche Abgrenzung von Nachbarschaften reicht aus Sicht der Bewohner vom unmittelbaren Wohnungsnachbarn über die Nachbarn der Wohneinheit im Wohnblock bis zum Straßenzug oder dem gesamten Wohnquartier und

normalerweise auch nicht unangenehm. Anders als auf der Ortsebene begegnet man Nachbarn²¹⁸ (typisierte Bekannte) im Alltag jedoch ständig, d. h. Kontakte unterscheiden sich nach räumlichen Maßstabebenen hinsichtlich ihrer Frequenz. Dieser Umstand und die relative räumliche Nähe im Quartier führen dazu, dass man unwillkürlich mehr über die Menschen „nebenan“ erfährt. Mit steigender Informationsdichte können Nachbarn immer mehr Funktionsmerkmale zugeschrieben werden, die das Gefühl, sich zu kennen, oft noch verstärken. Weil Privates eher öffentlich wird, ist das nachbarschaftliche Kennen persönlich(er). Denn ist es ja so, dass...

„... [man] viele Dinge weiß über seine Nachbarn, auch viele Dinge, die man vielleicht gar nicht wissen will... aber [das] geht einem selber ja auch so, dass auch andere Leute Dinge von einem wissen. Da kriegt [man einfach] viel mit.“ (Frau Jablonski)

Diese unfreiwillig geteilte Intimität zeichnet nachbarschaftliche Beziehungen aus, deren wichtigste Funktion in der Bereitstellung von Nothilfe und Alltagsunterstützung besteht.

„Da passt man mal auf die Katze auf, da gießt mal einer die Blumen, da hilft man sich noch untereinander aus. Aber es ist nicht mehr so, dass man so ewig so zusammengluckt, dass die Nachbarn so die besten Freunde werden. Das finde ich auch ganz gut so, so ein bisschen Distanz zu halten.“ (Herr Oberhaus, genauso: Frau Vohwinkel, Frau Reinhold, Herr Dombrindt)

„Wir haben zwar sehr viele Verwandte in der Lüneburger Heide, 100 Kilometer entfernt, aber was nützen uns die? Was nützen uns unsere Kinder, die 500 Kilometer entfernt sind. Im Notfall braucht man die Nachbarschaft.“ (Frau Ribbek)

Nachbarn sollen helfen, wenn es notwendig wird: Ausschließlich auf Anfrage, nicht etwa durch eigenmächtiges Einmischen. Da sich Hilfsgesuche weniger auf persönliche denn auf Alltagsprobleme beziehen, kommt bei der Problem-

variiert kontextbezogen. Die soziale Abgrenzung zwischen und unter Nachbarn resp. Nachbarschaften erfolgt im Rahmen von Interaktionen (Rituale wie Grüßen oder Straßenfeste) durch (Re)produktion.

218 Ein Nachbar ist z. B. gesetzlich definiert, gem. § 1 NNachbG „nur der Eigentümer eines Grundstücks, im Falle des Erbbaurechts der Erbbauberechtigte“.

bewältigung der räumlichen (physischen) Nähe eine größere Relevanz als der sozialen Nähe von Freunden oder der Familie zu.

„Dass man so die kurzen Wege nutzt. Können auch viel meine Eltern machen [zehn Minuten entfernt wohnend] aber ich weiß, dass die, die hier direkt nebenan wohnen [das machen]. Warum sollen dann meine Eltern jedes Mal hierherkommen?“ (Frau Jüngst)

Daher greifen viele Bewohner auch ganz selbstverständlich auf ihre Nachbarn als „Aufpasser“ – auf das Haus und die Kinder – zurück (Klöttsch, Dombrindt, Gödecke, Rütten, Baal, Engel, Oberhaus, Ribbek, Quellhorst, Quandt, Jaeger, Yanko, Nowak, Althaus, Jungbauer).

„..., weil unsere Familie hier nicht vor Ort ist. [Dann hat] hier unsere Nachbarin [Name], öfter mal das Babyphon genommen [...], wenn zum Beispiel [mein Sohn] geschlafen hat und ich [mein anderes Kind] von der Kita abholen musste [...], [dass man] gesagt hat: ‚Kannst du nicht mal?‘...“ (Frau Gödecke)

„Hier ist die Nachbarschaft so: mein Wertvollstes, also meine Kinder, gebe ich den Nachbarn ohne Murren und das bedeutet für mich richtige Nachbarschaft. Also wir sind füreinander da. Ich rege mich auch über die auf, die regen sich auch über uns auf, das gehört auch dazu, aber in erster Linie... Zusammenhalt.“ (Frau Klöttsch)

Nachbarn sollen sich aufeinander verlassen, sich Wertsachen an- und wechselseitig vertrauen können. Man bemüht sich um ein gutes Verhältnis, zeigt Solidarität und Hilfsbereitschaft, tauscht sich wechselseitig aus.

„Wir unterhalten uns, wir trinken mal ein Bierchen, feiern gemeinsam, der eine passt auf den anderen auf [...] [und auch] die Kinder können irgendwo da mal abgeladen werden. [...] Bei uns in der Reihe ist es ja so: wir sind zwei junge Familien [...] und dann gibt es da halt zwei ältere Familien, Rentner in Anführungszeichen. Und mit denen geht es auch super. Wir gucken natürlich, dass denen nichts passiert. Wenn die was brauchen, sind wir da, leisten Hilfe.“ (Herr Rütten)

Voraussetzung für Nachbarschaftsbeziehungen solcher Art ist es, dass es bei temporären Zusammenkünften bleibt, die keine Verpflichtungen und Anspruchshaltungen nach sich ziehen. Mit den Nachbarn sollte es nicht „zu eng“ werden meinen auch Ribbeks, die an ihrem vorherigen Wohnort „zu viel“

Kontakt mit ihrem Nebenan hatten. Jetzt sind sie froh, „dass hier ein bisschen Abstand gewahrt wird. [Denn] zu viel Nähe, also sehr freundschaftlich, das ist also gar nichts“. Eine Rollentransformation vom Nachbarn zum Freund wird demzufolge nicht gewünscht.

„Wir haben da, wo wir herkommen andere Erfahrungen gemacht..., dass Leute ein sehr enges Verhältnis hatten, [...] und dann irgendwann Knatsch [hatten] und dann alles bereut haben [...]. Wir sagen: lieber normal und sachlich.“ (Herr Dedendorf)

Einen „normalen und sachlichen“ Zustand wünscht sich auch Frau Goetz wieder zurück, die mit ihren Nachbarn „die Hölle auf Erden“ erlebt. Der Nachbarschaftskonflikt begann vor mehr als zehn Jahren mit der Renovierung ihres Hauses. Seither erreichten sie „Drohbriefe“ und es wurden Strafanzeigen gestellt, die zu einer weiteren Verhärtung des Streitfalls führten. Aber „solche Dinge sind einfach passiert“ und diese „permanenten Schikanen“ wollten sich Herr und Frau Goetz nicht länger gefallen lassen. Sie haben sich gewehrt gegen verbale Attacken, die Zerstörung ihres Gartens und dass „die [uns die] Bauaufsichtsbehörde auf den Hals geschickt“ haben.

„Also es lief nur so. Es hat sich so richtig potenziert von allen möglichen Seiten und das fand ich schon anstrengend. [...] [Dann] kommt so ein Unmut und eine Lustlosigkeit, ne?! Hier wohnen viele Leute denen es egal ist, wie andere das finden. Jeder macht, was er will. [...] Also es ist anstrengend, es ist nicht so ein Miteinander, wo man mal weiterdenkt. [...] Keine Achtung mehr und keine Rücksichtnahme.“ (Frau Goetz)

Mit einem „unzulänglichen“ und übergriffigen, Gerichtsurteile ignorierenden Nachbarn hatte auch Herr Renner Probleme, bis dieser wegzog. Damit das Nachbarschaftsleben mit den Neuen ruhiger und rücksichtsvoller abläuft, hat er „Spielregeln“ aufgestellt, die das Zusammenleben einvernehmlich klären sollen. Eine solche Klärung wünscht sich auch Frau Goetz. Statt des nachbarschaftlichen Gegeneinanders erhofft sie sich ein Miteinander, das gemeinsamen Normen und Zielen folgt (z.B. Rasenmähzeiten, Einhaltung der Mittagsruhe), wohingegen Herr Renner Kontaktarmut und klare Grenzen präferiert. Unabhängig davon, ob Nachbarschaft als Mit- oder Nebeneinander praktiziert wird, elementar sind Verhaltensweisen der Rücksichtnahme

und Toleranz. Diese ungeschriebenen Verhaltensregeln, die zum Gelingen eines friedlichen Zusammenlebens beitragen, betont auch Herr Althaus.

„Wenn da irgendetwas über die Grundstücksgrenze ragt, dass man da kooperativ ist, wenn es den anderen stört. Da bin ich ganz schnell an der Gartenschere und schneide das weg und da bin ich überhaupt nicht piefig.“ (Herr Althaus)

Um Konflikten präventiv etwas entgegenzusetzen ist es den meisten Bewohnern wichtig, miteinander zu kommunizieren und zu kooperieren. Ziel ist es, den Nachbarschaftsfrieden dauerhaft sicherzustellen, Streit gar nicht erst aufkommen zu lassen (und damit auch Vermeidungsstrategien wie z. B. den Rückzug ins Private umsetzen zu müssen). Duldsamkeit und wechselseitiges Verständnis gehören zum „Verhaltenskodex Nachbarschaft“, sollen Differenzen, mit denen man im nachbarschaftlichen Alltag unmittelbar und unausweichlich konfrontiert ist (wie unterschiedliche Ansichten in Bezug auf den Modus des Zusammenlebens), relativieren und erträglicher machen.

Nachbarschaft wird in den einzelnen Wohnquartieren innerhalb Altwarmbüchens und Hemmingen-Westerfelds unterschiedlich er- und gelebt. Dies scheint mit der Zusammensetzung der Bewohnerschaft, d. h. deren Wohndauer und Homogenität in Hinblick auf Alter und Lebensphase, Status und normative Einstellungen zusammenzuhängen. Für seine Nachbarschaft in der [Straßenname] konstatiert Herr Meier, „[dass] man [hier] nicht anonym [ist]. Man kennt die ganzen Nachbarn ringsum, meist die ganze Straße und grüßt sich, weiß die Namen, kann die zuordnen“. Nachbarschaft bedeutet für ihn und seine Nachbarn, nicht nur eine räumliche, sondern auch eine soziale Einheit zu sein. Deswegen ist es für ihn auch normal, dass man „den Nachbarn mal zum Kaffeetrinken, Abendessen ein[lädt]. Also so wird das hier in Altwarmbüchen gelebt“. Dass diese Form der Nachbarschaft bereits auf der gegenüberliegenden Seite des Quartiers nicht mehr existiert und erst recht nicht auf den gesamten Ort übertragen werden kann, zeigt das Beispiel von Herrn Ginter:

„Also das war mehr so eine [...] Zwangsnachbarschaft, die ja bindend sein kann. [...] Man lebte mehr ‚Guten Tag und guten Weg‘. Denn intimere Nachbarschaften, das wusste man schon von früher, von zu Hause, die sind nicht immer von Vorzug. Man half sich aus, wo immer es ging und, wenn es notwendig wurde. [...] Es wurde

einander, wie man so sagte, nicht in den Topf geguckt [...] und so haben wir das immer gehalten. Und das hat sich bisher auch immer als recht gangbar erwiesen.“ (Herr Ginter).

Trotz der von Herrn Meier geschilderten „sozialen Nachbarschaft“, d. h. den engeren und vertrauenswürdigeren Beziehungen untereinander, ist es für ihn unabdingbar, dass man „den Bogen nicht überspannen [...], nicht dauerhaft am Fenster stehen und das Haus [der Nachbarn] angucken [darf]“. Für Frau Quandt aus dem „[Name-]Viertel“ heißt Nachbarschaft deswegen v. a. Distanz. Zwar empfindet sie die Nachbarschaft nicht als „Zwang“, doch „frei gewählt von mir“ ist nur der Wohnort und das Haus, nicht aber die Nachbarn. Um ihre persönliche Freiheit unter diesen aufrechtzuerhalten, trennt sie das öffentliche Leben auf der Straße von ihrem privaten Leben im Haus.

„Also ich kenne ganz viele Nachbarn dadurch, dass ich hier an einer Ecke wohne. Es ist meistens so, wenn ich draußen irgendwo zugange bin und rumschnipsel am Grünzeug, dann grüße ich fast alle, die längs kommen und ein paar bleiben stehen und wir reden ein bisschen zusammen wie es uns geht. Aber wir besuchen uns nicht und laden uns zum Beispiel zum Essen ein oder so.“ (Frau Quandt)

Bei Dombrindts, die in geringer Entfernung zu Frau Quandt wohnen, ist Nachbarschaft charakterisiert durch gemeinsames Feiern und Konvivialität. In ihrem Teil des Straßenzugs trifft man sich auch regelmäßig zum Kartenspiel. Ähnliche Vergemeinschaftungsrituale lassen sich auch in Frau Jaegers Block im Wohnpark finden, aber auch bei Quellhorsts. Sie leben in einem der Stadthäuser im Neubaugebiet Altwarmbüchens in altersmäßig bunter Mischung, die für eine belebende Atmosphäre und hausinterne Aktivität sorgt:

„...also schon relativ reger Kontakt, dass man mal alle paar Wochen irgendwie zusammen grillt oder was macht oder weggeht.“ (Herr Quellhorst)

„Naja mit den einen [Nachbarn] tun wir das glaube ich fast wöchentlich...“ (Frau Quellhorst)

Im baugleichen Haus einige Straßen weiter wohnt Herr Raabe, bei dem die Situation eine völlig andere ist. Die meisten Eigentumswohnungen sind vermietet und die Bewohner „alle von weiter weg“. Die Nachbarschaftsbeziehungen sind hier von Distanz geprägt: „man kennt sich, man kennt den

Namen, aber mehr entsteht da einfach nicht. Woran das nun liegt ist ganz schwer zu sagen.“ Er wünscht sich mehr Kontakt, glaubt aber nicht daran, dass jemand von denen hier „große Freundschaften aufbauen“ möchte.

„Ich [muss] ganz ehrlich sagen, ich habe noch zu keinem dieses so 100-prozentige Vertrauen, dass man zwei Wochen wegfährt und überlässt dem eigentlich seinen ganzen Hausstand.“ (Herr Raabe)

Ihm fehlt das Grundvertrauen gegenüber Bewohnern, die kaum da sind und Interesse – weder an ihm, noch an Altwarmbüchen – zeigen, für ihn anonym sind und bleiben werden. Ein Verhalten, das auch andere Bewohner, gerade nach einem Generationenwechsel, feststellen und kritisieren.

„Die meisten Leute kennt man ja schon gar nicht mehr. Hier ziehen ja immer mehr neue Leute [hin], die kenne ich nicht. Es stellt sich auch keiner vor, das macht nie einer, dass man sagt ‚Ich bin der neue Nachbar, wollte mal Guten Tag sagen‘ ... das ist nicht mehr.“ (Frau Goetz)

„Es ist ja auch nicht mehr üblich, dass sich jetzt neue Leute vorstellen oder so, ne?! Dann muss man sich mal so langsam ranschleichen, wenn man mal auf dem Trockenplatz Wäsche aufhängt und so. Dann macht man sich da mal bekannt. Aber zurzeit laufen hier viele Leute rum, wo wir sagen: Wohnen die auch hier?“ (Frau Zehnpfennig)

Wenn sich Nachbarn nicht vorstellen, nimmt Frau Zehnpfennig dies selbst in die Hand und spricht ihr unbekannte Personen im Hemminger Wohnpark einfach an. Für sie ist dieser „Akt der Höflichkeit“ ein Muss, den sie nicht erzwingen, aber durch ihr Handeln indirekt einfordern kann. Sie ist die „Alte“ unter den Neuen, während Frau Gilles eine von vielen Neuen im Neubaugebiet ist. Auch sie verzeichnet eine distanzierte Nachbarschaft, an die sie sich – vom Dorf kommend und nur Gemeinschaft kennend – gewöhnen musste. Mittlerweile hat sich Frau Gilles jedoch arrangiert, weil sie verschiedene Formen von Nachbarschaft für sich differenziert. So gibt es diejenigen, mit denen man „eine Wellenlänge [hat] und mit denen man sich zum Kaffee trifft [und da] über den Zaun [...] klettert“ und die anderen, „mit denen man vielleicht an einem Weg wohnt aber [sich] nicht so oft unterhält. Man sieht sich immer, grüßt sich“. Mehr Beziehung ist da nicht, was ihrer Meinung nach „aber auch nicht unbedingt notwendig [ist]“.

„Ich finde, wichtig ist so eine Grundfreundlichkeit und Grundehrlichkeit miteinander, weil wir hier ja auch alle ziemlich eng aufeinander sitzen, das ist denke ich wichtig. Das ist für mich eigentlich so Nachbarschaft. Man muss nicht so unbedingt irgendwo bei wem sitzen und muss abendlang grillen. Das ist schön, wenn man das mal macht aber es ist für mich jetzt nicht zwingend erforderlich, ne?! Man kann sich halt auch ganz normal ‚guten Tag, guten Weg‘ sagen und mal zehn Worte wechseln, sich mal über etwas austauschen und dann spricht man erst wieder in zwei Wochen miteinander. Aber nicht, weil man sich nicht mag, sondern weil wir es einfach [so] halten..., so ein anderes Verhältnis ist das. Das ist aber auch okay.“ (Frau Gilles)

Weil man nicht immer eine „Wellenlänge“ hat, kommt dem Grüßen auch auf dieser räumlichen Ebene eine besondere Vermittlungsfunktion zwischen den „Wellenreitern“ zu. Das Grüßen kaschiert Unterschiede zwischen sozial näher und entfernter stehenden Nachbarn, indem sich öffentlich alle gleichbehandeln. Dass dem nur oberflächlich so ist, zeigen Anschlusspraktiken an die Anerkennungsgeste, die entweder zum Abbruch der Interaktionssituation (Weitergehen) oder zu deren Fortsetzung (Gespräch, Treffen) führen. So bilden sich (in sich differenzierte) Nachbarschaften erst im Zusammenleben, d. h. durch Aushandlung dessen aus, was in der jeweiligen Form und Intensität als nachbarschaftsrelevant erachtet wird.

Nachbarschaftliche Bindungen können aber nicht nur informell intensiviert werden, sondern auch durch „Institutionalisierungen“, z.B. in Form von Straßenfesten.

„... es ist wirklich so unverbindlich. Zum Beispiel, wenn ich dort die Menschen nicht mag oder nicht mögen würde, müsste ich da auch nicht hingehen. Also Sie müssen sich vorstellen, von diesen zwanzig Einheiten waren, denke ich mal, nur sieben da. [...] Also es gab mehrere [Nachbarn] in den letzten Jahren, die nur einmal gekommen sind und nicht wieder. Ich denke nicht, dass es nicht nett war oder so, sondern manchmal hat man auch keine Zeit [...]. Diese Feste sind ungewollt, man kann kommen, man kann gehen und ja, die machen Spaß. Also das ist auch noch einmal so für die Nachbarschaft etwas Besonderes.“ (Frau Baal)

Straßenfeste sollen das Kennen bzw. ein erstes Kennenlernen und den Austausch fördern, ohne verpflichtend zu sein. So bleibt auch das Fernbleiben folgenlos, die Feste freiwillig. Für Frau Baal, die auch Mitorganisatorin des einmal jährlich stattfindenden Festes ist, ist nachbarschaftliche Nähe aber auch im Alltag wichtig, weshalb bei ihr zu Hause alle Nachbarn jederzeit willkommen sind.

Zwar „ergibt es sich nicht immer, [...] wenn du vielleicht in einer [...] Straße wohnst, die unheimlich lang ist“ (Baal), doch werden Feste nicht nur in ihrem Wohnviertel, sondern vielerorts abgehalten. Beispielsweise veranstaltet auch die Hausverwaltung in den Wohnparks ein nachbarschaftliches Zusammenkommen, Herr Althaus und Herr Fink entlang ihrer Wohnstraße. In ihrem Einfamilienhausquartier hat damals Frau Jaeger Feste organisiert, wobei diese „Tradition“ nach ihrem Fortzug nicht weitergeführt wurde. Nun möchte Frau Jüngst diese Veranstaltung mit den neuen Quartiersbewohnern wieder aufnehmen. Sie stellt sich das vor wie bei Herrn Althaus, wo dann „jeder seine Bierbänke mitbringt, Thermoskanne, Kuchen und Getränke. Dann spielen die Kinder da auch und dann sitzt man mal zusammen und spricht über das, was so hier in der Gegend von Interesse ist“. Obwohl dieser Austausch auch zwischendurch stattfindet, treffen sich hier mehr Nachbarn auf einmal, was das Zusammenkommen für alle so besonders macht. Im Wohnquartier [Name] haben sich die Nachbarn dafür Folgendes überlegt:

„Wir treffen uns auch einmal im Jahr und machen eine Glühweinparty. [...] Aber wir haben [generell] alles offen da [im Garten]. Die Kinder laufen hier rum, die Kinder laufen da rum, wie auch immer. Das finde ich eine tolle Nachbarschaft. Ich kannte das so nicht, jetzt habe ich sie kennengelernt und will sie auch nicht mehr missen.“
(Frau Klötsch)

Auch bei Engels gab es früher das [Nachbarschafts-]Fest, das – weil „Straßenfeste out sind“ – ersetzt wurde durch einen wöchentlichen Stammtisch. Man trifft sich außerhalb, damit...

„... man nicht sagt: Meine Frau muss deine Frau übertreffen, dass sie das noch besser macht und, und, und. Zu den großen Geburtstagen laden wir uns gegenseitig ein, das ist keine Frage, aber ansonsten treffen wir uns jeden Dienstag, wer Lust hat, in der Kneipe und bereden

alles. Und das ist doch ein tolles Erlebnis, ne?! Man weiß über jeden Bescheid, was da [los] ist.“ (Herr Engels)

Die Bewohner der [Nachbarschaft] sind nicht nur über ihre Adresse miteinander verbunden, sondern auch über ihre gemeinsamen Interessen. Seit über 20 Jahren kommt die Herrenrunde zusammen, um „Bescheid zu wissen“ – ohne befreundet, aber doch miteinander vertraut zu sein. Ein „tolles Erlebnis“, auf das Herr Renner zugunsten seines Berufs irgendwann verzichtet hat. Früher hieß es auch bei ihm:

„Kommst du mal eben rüber zum Grillen?“ und so ein Kram. Das habe ich alles, ich sage mal, blockiert. [...] Der direkte Nachbar war schon mal interessiert, aber nee, ich war zu kaputt und habe gesagt, das muss ich alles nicht haben. Ich gehe jetzt da rüber, dann will der, dass ich ihn auch mal wieder einlade und das habe ich alles irgendwo blockiert und habe gedacht, nee, ich habe genug um die Ohren, das muss ich jetzt nicht mehr haben.“ (Herr Renner)

Herr Renner lehnt, mittlerweile verrentet, jeglichen Kontakt ab, weil er keine Lust auf wechselseitige Verpflichtungen hat. Zur Etablierung einer „guten Nachbarschaft“ können, aber müssen keine ritualisierten Arten des Zusammenkommens umgesetzt werden, da „gute Nachbarschaft“ für viele Bewohner insbesondere Distanzhalten heißt. So bleibt es den jeweiligen Nachbarn überlassen, ob und wie nachbarschaftliche Treffen stattfinden: formell oder informell, in größerem Kreis im öffentlichen Straßenraum, in kleinerer Runde im Halbprivaten oder mit anderen Paaren privat zu Hause. Da nicht alle Nachbarn Zeit und Interesse an der Organisation oder einer Teilnahme an solchen Zusammenkünften haben, bleibt es in vielen Quartieren bei spontanen Einladungen zwischen unmittelbaren Nachbarn. Wenn man sich sieht, lädt man sich auf einen Kaffee oder zum Grillen ein, ohne dass ein planerischer oder zeitlicher Mehraufwand entsteht.

Regelmäßige Treffen, wie der „Dämmerchoppen“ oder das „Kartenspielen“, kommen aufgrund ihres höheren Intimitätsgrades nur mit den Nachbarn zustande, denen man sich stärker verbunden fühlt. Je mehr gemeinsame Interessen zwischen Nachbarn vorliegen und/oder je größer der Wunsch nach Geselligkeit ist, desto eher wird räumliche Nachbarschaft (als territoriale Einheit) zu einer „sozialen“, d. h. gelebt – beruhend auf „Zufallsnachbarn“

und der baulichen Anordnung des Quartiers bzw. der Gruppierung der Häuser oder der Gestaltung des Straßenzugs.

Der Nachbarschaft wohnt, neben der sozial-kommunikativen, auch eine Kontrollfunktion inne, die von den meisten Bewohnern grundsätzlich positiv bewertet wird. Frau Klötsch nimmt wachsame Nachbarn dankbar an, weil sie ihr Sicherheitsempfinden verstärken:

„Diese Kontrolle, die jetzt nicht überhandnimmt... aber es ist halt, man fühlt sich sicher. Ich weiß jederzeit, es wird aufgepasst. Meine Kinder könnte nicht irgendjemand einfach so mitnehmen. Ja, das sind so Beispiele, die ich meine. Dieses gegenseitige Aufpassen aber nicht auf den Keks gehen auf gut deutsch [lacht].“ (Frau Klötsch)

Wie Frau Klötsch hat auch Frau Gödecke Angst davor, dass ihr jemand das Kind „wegkatscht“, wohingegen ältere Bewohner Einbrüche als Bedrohung sehen. „Vor 40 Jahren war Einbruch hier kein Thema“ (Lingen-Issel), aber heute gehört es schon zum Alltag, weshalb Herr Engel vor dem Verlassen des Hauses immer sagt: „Ich muss noch die Fenster zumachen. Leider ist das hier ja bitter nötig. Bei mir sind sie schon zweimal eingestiegen“.

Diese Schilderungen von mehr oder weniger erwartbaren, aber ungewollten Geschehnissen verstärkt das Kontrollbedürfnis mancher Bewohner (besonders von Müttern, älteren und dörflich sozialisierten Bewohnern) und die Befürwortung eines Einschreitens der Nachbarn. Obwohl Nachbarn Einbrüche nicht verhindern können, erwächst aus der Tatsache, dass andere da sind und potenziell eingreifen könnten, ein Gefühl der Sicherheit. Herr Abel findet das Auto in Militäroptik des Nachbarn auch nur deshalb toll, „weil da denken die Leute, es wären Soldaten hier, gell?! Da sind wir geschützt.“ Dass man nicht immer alles und jeden schützen kann, nehmen andere Bewohner, vorwiegend Urbaniten, als Normalität bzw. Alltagsrisiko an, ohne viel Aufheben darum zu machen.

„Es ist nicht so, dass irgendeine Oma immer aus dem Fenster hängt und guckt und beobachtet und gleich die Polizei anruft, sondern es passieren hier auch mal unschöne Dinge im Miteinander.“ (Frau Ritter)

Je nach Bewohnerperspektive können oder sollen Nachbarn als „Kontrollleure“ des näheren Umfelds fungieren und direkt oder indirekt (durch Schilder, Videoüberwachung oder Beobachtungen) Einfluss auf das Wohlergehen

der Anderen nehmen. Frau Klötsch meint sogar, dass man Nachbarn für diese Aufgabe braucht, weil Altwarmbüchen nur „eine kleine süße Polizeiwache mit vier Beamten hat und die nur tagsüber besetzt ist“.

„Bei uns zum Beispiel ist ein Nachbar, der hat immer ein Auge drauf. Wenn da was Auffälliges ist, wüsste ich genau, meine Nachbarn würden [das] sofort melden. [...] ...Man würde sofort wissen was, wo, wann, wie passiert ist oder man würde gewarnt werden vor irgendwelchen Sachen.“ (Frau Klötsch)

Dabei geht es Frau Klötsch besonders um „diese kleinen Sachen“, wie die Nachricht: „Ey, deine Kinder laufen hier mit zwei Fremden rum. Ist das richtig so?“ nachdem sie einen neuen Babysitter hatte, den noch keiner kannte. Auffälliges scheint es in Frau Klötsch Wohnumfeld nicht besonders oft zu geben, denn „irgendwelche Sachen“ können von ihr nicht weiter expliziert werden und verbleiben konditional im Konjunktiv. Weil eigentlich nichts passiert, ist das, was alles passieren könnte, in der Vorstellung vieler Bewohner umso dramatischer. Es ist nicht „die Anonymität, die in der Großstadt herrscht“ (Klötsch), sondern die fehlende Differenz und Erwartbarkeit, die in ihrer (imaginierten) Potenzialität ausreicht, um Nachbarn zu legitimieren, sich einzumischen und in die Privatsphäre anderer Nachbarn einzudringen.

Sehr viel kritischer nimmt Frau Nowak die von ihren Nachbarn ausgeübte soziale Kontrolle wahr. Nach ihrem Empfinden ist das Interesse der Nachbarn etwas zu ausgeprägt, wodurch sie sich in ihrer Handlungsfreiheit, einem unbeobachteten – also urbanen – Agieren, gestört fühlt.

„[Diese] Mischung aus Neugier bzw. Interesse als wir dann neu da kauften und hinzogen. [...] Also die soziale Kontrolle finde ich schon enorm. Das wird schon sehr genau beobachtet, wie man lebt und wer kommt und wie lange und, ob man jetzt jeden Tag mit dem Fahrrad fährt... auch bei Regen, das ist dann etwas Außergewöhnliches und so etwas. Man wird schon sehr beobachtet und das interessiert in Hannover keinen Menschen. Also das finde ich auch ein bisschen gewöhnungsbedürftig [lacht].“ (Frau Nowak)

Das Interesse an ihrer Person ist ihr zuwider, aber von der Hoffnung getragen, dass sie (und ihr Verhalten) bald nicht mehr neu und interessant für die

Nachbarn ist – aber auch, dass sie ihre eigene Erwartungshaltung an die Situation anpassen und besser akzeptieren kann, nicht mehr in der Stadt zu sein. Eine wechselseitige Gewöhnung an urbane resp. nicht-urbane Handlungspraktiken wäre aus Sicht von Frau Nowak das Beste für ein angenehmes Miteinander, ohne dass sie darauf direkten Einfluss nehmen könnte.

Für die meisten Bewohner wird soziale Kontrolle erst thematisch, wenn sie sich beeinträchtigt fühlen, das Verhalten der Nachbarn als übergriffig und störend erlebt wird. Lauschende oder grillende Nachbarn am Zaun stören dann genauso wie Kommentare zum Lebensstil. Denn „privat ist man hier nicht“, das weiß auch Frau Klötsch, die sich von dem hiesigen „Standard [...] von drei Kindern im Durchschnitt“ abgrenzt. Als sie vorwurfsvoll gefragt wurde „wieso?“ erwiderte sie schlicht, dass ihre Familienplanung nach dem zweiten Kind abgeschlossen ist. „In der Großstadt [aus der sie kommt] wäre das schon [...] die soziale Schiene“. So versucht sich Frau Klötsch von diesem „Standard“ nicht beeindruckt zu lassen, genauso wenig wie von persönlichen Kommentaren gegen sie in ihrer Ehrenamtsfunktion, weil „ey, irgendwann bin ich auch mal privat da, da muss ich dann nicht mitten auf dem Marktplatz angeschrien werden für irgendetwas“.

Ihre Selbstbestimmtheit will auch die freiheitsliebende Frau Jaeger in ihrer Wohnung ausleben können, ohne dass die Nachbarn sie zur Ordnung rufen. Das „traut“ sich derzeit nur das Hausmeisterehepaar, diese „Kontrollfreaks“, die sie regelmäßig „wegen nichts“ verwarnen. Frau Jaeger ignoriert dieses Gebaren, weil solche „muss es ja auch geben“. Eigentlich ist sie mit ihrer jetzigen Situation im Block des Wohnparks sehr zufrieden, weil wir eine „super tolle Hausgemeinschaft“ haben. Das liegt u. a. daran, dass man sich mehr interessiert, kümmert und ggf. eingreift, wenn es notwendig wird. Obwohl sie innerhalb ihrer Nachbarschaft autonom bleiben will, darf ihrer Meinung nach die Anonymität untereinander nicht so groß sein, dass bestimmte Sachverhalte und Verhaltensweisen (absichtlich) übersehen werden.

„Im Haus ist jemand verstorben und das haben die [Nachbarn] erst mitgekriegt, als die Maden dann oben aus den Lüftungsschlitzen rausgekrochen kamen. So etwas darf es nicht geben, darf es nicht! Dass jemand einsam ist oder vielleicht sogar hungert [...], dass Kinder missbraucht werden, dass Frauen geschlagen werden..., das darf [es] nicht [geben].“ (Frau Jaeger)

Dass Misshandlungen niemandem aus der Nachbarschaft auffallen, kann und will Frau Jaeger nicht glauben. Sie verweist, bei aller Individualisierung, auf die Verantwortung der Nachbarschaft im Zusammenleben, damit Fehlverhalten, das v. a. versteckt im Privaten ausgeübt wird, nicht ungeahndet bleibt. Dabei unterscheidet sie verschiedene Schweregrade von Fehlverhalten: Jemanden zu schlagen ist schließlich etwas anderes als das Klingelschild falsch zu beschriften – ein Vorwurf, der ihr derzeit von dem gleichnamigen Hausmeisterehepaar gemacht wird, weil die ständig ihre Post erhalten.

Frau Ritter erzählt von einer Haushaltsauflösung, bei der nicht nur der Haushalt beseitigt wurde. Aus der Fernsehsendung „AktENZEICHEN XY... ungelöst“²¹⁹ hat sie erfahren, dass in diesem Haus, in dem sie zu Besuch war, der Mann da „seine Frau umgebracht hat. Also der wollte mir noch helfen das in meine Wohnung zu tragen. ‚Nö‘ habe ich gesagt, ‚das kriege ich alleine hin‘. Sonst wäre ich wahrscheinlich auch in trauriger Mitteilung in die Zeitung gekommen“.

Nachbarschaft ist eine Gratwanderung zwischen zu viel und zu wenig Nähe, die auf unterschiedlichen Dispositionen der Bewohner beruht und in der Interaktion vereinbart wird. Ein Konformitätszwang unter den Bewohnern wird nicht herausgestellt; Sanktionen für vermeintlich normabweichendes Verhalten scheint es nur unterschwellig zu geben. Wenn Bewohner andere Bewohner kritisieren oder rügen, versucht man, diesen Leuten aus dem Weg zu gehen.

„Klar gibt es da immer mal Befindlichkeiten, das ist ja normal, aber im Großen und Ganzen ist es gut, [...] im Guten wie im Schlechten. Wenn man sich mal nicht so grüne ist, dann kann es auch mal ein bisschen nervig sein, aber das hatten wir zum Glück noch nicht.“
(Frau Jablonski)

Zur Verhinderung eines Konflikts zieht man sich meist zurück, agiert dann nach dem Motto: „Der Klügere gibt nach“. Außerdem zeigt man sich kompromissbereit, um das übergeordnete Ziel, das friedliche Zusammenleben – trotz oder gerade in der sozialen Distanz – nicht zu gefährden. Denn in dem sozial-räumlichen Kontext Nachbarschaft sind alle Bewohner „ange-

219 Fahndungssendung, die seit 1967 die Verbrechensbekämpfung durch mediale Verbreitung ungelöster Kriminalfälle unterstützt.

wiesen und vielleicht [...] auch bemüht gut miteinander klarzukommen“, „in Frieden zu leben“, „sich nicht zu streiten und fertig“ (Gilles, Dedendorf, Ribbek, Rütten).

„Weil man sich die Nachbarschaft so schlecht aussuchen kann...“
(Frau Nowak, genauso Herr Dedendorf)

... muss man sich arrangieren. Manchmal hat man auch Glück, „dass es so passte“ (Quellhorsts), manchmal passt es nicht oder irgendwann nicht mehr, manchmal kann es passend gemacht werden. Erwarten kann man eine unmittelbare Passung aber nicht.

„Hallo und Tschüss – aber es ist ein sehr angenehmes Miteinander. [...] Für meinen Mann und mich ist es total angenehm hier zu wohnen.“ (Frau Richartz)

Obwohl Frau Richartz eine Gegenrede zum Aufzeigen der – ihrer Ansicht nach – etwas zu zurückhaltenden Sachlichkeit innerhalb der Nachbarschaft artikuliert („aber“), führt das Paar in dieser ein angenehmes, d. h. störungsfreies Leben. Die meisten Bewohner bestätigen, dass es „angenehm hier [ist]. Ja, das ist gediegen und man kennt sich“ (Jung, Assmann). Der Begriff „angenehm“ fokussiert auf die intendierte Neutralität im Zusammenleben der Nachbarn: Man ist weder Freund noch Feind, nichts und niemand beeinträchtigt so richtig, weil man das wechselseitig austarierte Mittelmaß, einen Kompromiss lebt bzw. zu leben versucht.

Alle Bewohner wollen „in Frieden leben“ und meinen damit ein störungs- und konfliktfreies Zusammenleben. Da Interaktionen – wenn nicht in Indifferenz verbleibend – in Eintracht oder Zwietracht ablaufen, das Für- und Gegeneinander oft nur durch einen schmalen Grat voneinander getrennt ist, kommt der Distanzwahrung auf der Nachbarschaftsebene eine elementare Bedeutung zu. Denn im Unterschied zur Ortsebene kann man den Nachbarn nicht direkt aus dem Weg gehen (außer, wenn man sich ins Private zurückzieht). Deswegen betonen fast alle Bewohner, wie wichtig es ist, dass man ausreichend Abstand hält.

„Aber auch mit dieser gewissen Zurückhaltung – eine ganz tolle Nachbarschaft muss ich sagen. Ich finde das angenehm, dass man aufeinander irgendwie reagiert, aufmerksam ist, aber sich auch in Ruhe lässt, ne?! Das finde ich schön.“ (Frau Quandt)

„Das ist Nachbarschaft gewesen aber nicht mehr und nicht weniger. Wenn sie abverlangt wurde, [...] dann war diese Gemeinschaft da und im Übrigen war es die [...] Distanz. Und das ist eigentlich beispielhaft.“ (Herr Ginter)

Das Verhältnis untereinander (soziale Distanz) und die Lage zueinander (räumliche bzw. physische Distanz) empfinden die meisten Bewohner aufgrund von wechselseitigen Distanzierungspraktiken als „angenehm“: Man sieht sich, man grüßt sich, man kennt sich, ohne dabei persönliche Grenzen zu überschreiten. Man ist sich nicht egal, aber man mischt sich auch nicht ein, man bleibt neutral. Die nachbarschaftliche Beziehung ist also mehr als ein beobachtendes „Du“ und weniger als ein identitätsbildendes „Wir“. Nachbarschaftliche Verhaltenskodizes sind von normativer Gültigkeit, können oder müssen z. T. auch situativ und/oder im Laufe der Zeit zwischen den jeweiligen Interaktionspartnern neu verhandelt und verändert werden.

„[Weil] man trotz der persönlichen Dichte sozusagen [...] noch so eine Distanz hat und das gefällt mir hier in dieser Nachbarschaft so sehr gut.“ (Frau Assmann)

Ein gelebter Minimalabstand ist auch deshalb angenehm, weil dieser die „persönliche Dichte“ entdichtet, Störungen vermeidbar macht. Frau Assmann würde es nämlich stören, wenn „man das Gefühl hätte, [sich] nicht mehr frei [...] bewegen zu können“. Um handlungsfrei zu sein und zu bleiben, muss die soziale Distanz gewahrt bleiben, wenn diese schon räumlich resp. physisch nicht gegeben ist.

In der Praxis des „Nachbarschaftens“ differenziert sich die Distanzwahrnehmung und -wahrung in Abhängigkeit davon aus, wie welche Einstellungs- und Verhaltensweisen Handlungsrelevanz erlangen. Distanz als sozial-räumlicher Abstand zwischen den Interaktionspartnern kann dann näher oder weiter voneinander entfernt sein, ohne sich aufzulösen. Doch müssen Uneindeutigkeiten im Nachbarschaftsverhältnis vermieden werden, weshalb alle Bewohner – trotz oder gerade wegen eines unterschiedlichen Erlebens von mehr oder weniger sozialer wie räumlicher Nähe – bevorzugt eine neutrale Distanzhaltung einnehmen, die Ungeklärtes im Umgang miteinander kalkulierbar(er) macht und das Konfliktpotenzial untereinander minimiert. „Ich weiß gar nicht woran das liegt, dass mich weder das eine noch das andere stört“, so Frau Assmann, die betont, dass man „hier privat nah aneinander“ ist,

wobei „die bauliche Dichte [...] gar nicht so entscheidend ist, [weil] [...] die Distanz halt ganz gut gewahrt wird“.

„Ich dachte früher immer wir wohnen hier relativ verdichtet aber bei denen da drüben scheint es mir ganz schön viel enger zu sein. [...] Ich kann mir vorstellen, dass es dann auch irgendwo eine Grenze gibt, wo das für die, die da leben, zu eng wird.“ (Frau Quandt)

Viele Bewohner empfinden ihr wohnliches bzw. nachbarschaftliches Umfeld als dicht bebaut und eng, auch wenn sie vorher in der Stadt gewohnt haben. Die Erwartung, dass man mehr (Frei)raum und Distanz zu seinen Nachbarn hat, erfüllt sich im Suburbanen nicht unbedingt. So täuscht der Eindruck von Weite der nachbarschaftlichen Anlage über die tatsächlich vorliegende Nähe zu den Nachbarn.

„[Obwohl es für] Hemminger Verhältnisse vielleicht eng und dicht bebaut ist, ist die Weite viel größer [...] [aber] die Nachbarschaft irgendwie enger.“ (Frau Nowak)

Auch wenn die bauliche Dichte und Belegungsdichte der Häuser und Wohnungen viel geringer als in der Stadt ist, sind die Nachbarn am eigenen Leben (gefühl) dichter dran. Nähe wird aber nicht notwendigerweise negativ aufgefasst, solange die „richtige“ Distanz gewahrt wird und man ungestört bleiben kann. Gänzlich vermeiden können und wollen sich Nachbarn nicht, und doch weicht man spezifischen Situationen und/oder Personen aus, damit Grenzen der Distanzlosigkeit nicht überschritten werden. Mit einer aktiven Rollentrennung (zwischen öffentlich und privat) können sich die Bewohner leichter abgrenzen, das „Wissen“ über ihre Person unvollständig(er) und oberflächlich(er) halten, sich schützen vor „zu viel“ Nähe, ohne sich komplett zu distanzieren. Dabei differiert die Wahrnehmung von (Nähe resp. Ferne) und das Handeln in (Distanzierungspraktiken) der Nachbarschaft in Abhängigkeit von der Sozialisation, Kulturation und Personalisation der Bewohner, eingeschlossen ihrer Positionierung (dörflich bis städtisch), die in der Raumeignung und interaktiven Aushandlung mit Anderen entsprechend zur Passung gebracht werden muss.

Fazit: Zur Interaktion

Interaktionen zwischen Familienmitgliedern und Freunden sind durch Vertrautheit, emotionalen wie tiefgehenden Kontakt und Gedankenaustausch gekennzeichnet, d. h. durch soziale Nähe (Abb. 39). Neben familial vorgegebenen Bindungen beruhen auch selbst gewählte, freiwillige Bindungen auf Dauerhaftigkeit und Ehrlichkeit, Engagement und wechselseitiger Verantwortungsübernahme. Freundschaften sind, wie Familienbände auch, eine Ressource, die im Laufe der Persönlichkeitsentwicklung Veränderungen unterliegen kann. Während manche Bewohner auf Primärgruppenkontakte im Ort selbstverständlich zurückgreifen können, müssen die meisten Bewohner (engere) Beziehungen zu Anderen erst aufbauen. Allerdings bleiben viele Bindungen im Ort auf einer rein funktionalen Ebene. Die Ausbildung eines Zu- und Zusammengehörigkeitsgefühls scheint den wenigsten Bewohnern wichtig zu sein, da Freunde und Verwandte woanders „gegeben“ sind, Beziehungen dieser Art und Intensität im Wohnort weder substituiert werden können noch sollen.

Interaktionen auf der Ortsebene laufen v. a. im Modus des Kennens ab. „Kennen“ bedeutet in den meisten Fällen „bekannt sein“. Bekanntschaft basiert auf praktiziertem An- und Wiedererkennen in Routinen und als Routine. Die Institution der Bekanntschaft stellt ein Kontinuum mit vielfältigen Beziehungsgraduierungen dar (von emotional bis funktional, von lose bis stark, von vertraut bis anonym), in dem sich unterschiedliche Einstellungs- und Verhaltensweisen der Interagierenden verorten lassen. Bindungsformen und Netzwerkstrukturen der Bewohner differenzieren sich im Ort entsprechend aus. Interaktionen mit Anderen im Status von Bekannten werden von allen akzeptiert und geschätzt, da diese zu nichts verpflichten, aber dennoch Verlässlichkeit, Sicherheit und Orientierung schaffen. Dass man sich im Ort immer wieder sieht, fördert ein Gefühl von Vertrautheit, des Sich-Kennens. Auch wenn das Kennen nur ein kontextualisiertes ist, ist es ein kontinuierliches, durch das andere Bewohner typisiert werden können. Je mehr Kontexte die Bewohner teilen, desto mehr erfahren sie von dem Anderen bzw. seiner externalisierten Rolle, ohne etwas Persönliches über diesen wissen zu müssen. Die räumliche Überschaubarkeit der Untersuchungsräume in Zusammenhang mit einer begrenzten Auswahl an Gelegenheitsstrukturen begünstigt das regelmäßige Aufeinandertreffen derselben Personen (soziale Überschaubarkeit) und macht Begegnungen wahrscheinlicher bzw. kalkulierbarer. Sich

im Gehen zu grüßen und im Passieren zu plauschen reicht den meisten, um sich im Ort ausreichend wohl und zu Hause zu fühlen. Man nimmt sich gegenseitig wahr, ohne die Gelegenheit für mehr Interaktion wahrnehmen zu müssen. „Hallo und Tschüss“ entspricht einer Beziehungsform, die unproblematisch, weil selbstverständlich, höflich, aber nicht aufdringlich ist. Da man sich in den Untersuchungsräumen nicht nicht begegnen kann, müssen passende (verortbare) Interaktionsmodi zwischen den Bewohnern etabliert werden. So bleiben in der Öffentlichkeit viele Interaktionen unfokussiert²²⁰ bzw. minimal fokussiert, d. h. bewusst beiläufig, angemessen bemessen.

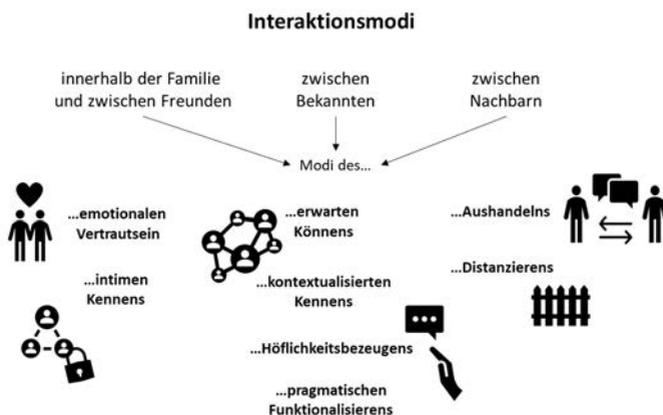


Abbildung 39: Neben- und Miteinander von Modi der Interaktion im Suburbanen. Quelle: A. Göb

Der nachbarschaftliche Interaktionsmodus besteht im Austarieren und Aushandeln von Distanz. Die der jeweiligen Nachbarschaftsbeziehung zugrunde liegende Intensität ist abhängig von der Sozialisation und Personalisation der Bewohner und kann kontextspezifisch variieren. Das aneinander orientierte

220 Goffman unterscheidet zentrierte bzw. fokussierte von unzentrierten bzw. unfokussierten Interaktionen (1963: 33 ff., 83 ff.). Erstere Form entspricht der Wir-Beziehung bei Schütz und beschreibt eine Interaktion, in der sich die Aufmerksamkeit eines Individuums auf ein anderes konzentriert, beide Interaktionspartner nicht nur aufeinander bezogen sind, sondern auch miteinander agieren. Letztere Form ist mit der Ihr-Beziehung bei Schütz vergleichbar und bezieht sich auf beiläufige Interaktionen, in denen andere Individuen zwar bewusst wahrgenommen werden, aber nicht aufeinander zu gehandelt wird.

Handeln von Nachbarn in der Interaktion stellt sich als Kompromiss mit dem Ziel dar, Störungen und Konflikte zu vermeiden. Weil man sich – je nach individuellem Erleben und Bewerten – nicht nur räumlich resp. physisch relativ nah ist, sondern auch sozial relativ nah kommen kann, erhalten Abgrenzungspraktiken eine zentrale Bedeutung, um sich (sozial wie räumlich) voneinander distanzieren zu können. Nach Ansicht der meisten Bewohner sollte die primär funktionale Rolle des Nachbarn²²¹ als Helfer und Unterstützer, Sozialisationskontakt, Kontrolleur und Kommunikationspartner für Alltägliches und Belangloses nicht überstrapaziert oder aufgeweicht werden (Abb. 40). Alle wollen sich in ihrer Nachbarschaft wohlfühlen, ohne überwacht zu werden, sich geschützt wissen, ohne gestört zu werden. Denn Nachbarn sind immer da: Man kann sie nicht gänzlich ignorieren oder vermeiden und sie sich auch nicht aussuchen. Außerdem ist jeder Bewohner selbst Nachbar mit nachbarschaftlichen Rechten und Pflichten aber auch Bedürfnissen.

Dieser Umstand führt dazu, dass man sich arrangieren muss, damit das Zusammenleben funktioniert. Dafür sind die vorgenommenen Nähe-Ferne-Relationierungen der Bewohner zu harmonisieren (Schaffung eines Wertekonsens), der sich in gemeinsamen raumbezogenen Verhaltenskodizes widerspiegelt. Zu diesen gehören Höflichkeit, Toleranz und Rücksichtnahme, die sich im Distanzhalten manifestieren.

221 Nach Hamm (1973: 80 ff.) erfüllen Nachbarn – ohne Differenzierung nach Raumtypen, Maßstabebenen und Sozialstrukturen – folgende Rollen:

- 1) Rolle des Nothelfers (funktionale Unterstützung)
- 2) Rolle des Kommunikationspartners (v. a. für Personen, die an die Wohnung gebunden sind)
- 3) Rolle des Sozialisationsagenten (zur Angleichung von Normen und Verhaltensweisen)
- 4) Rolle des Vollstreckers sozialer Kontrolle

Engelhard (1986) und Hengartner (1999) betonen hingegen die Transformation und Ausdifferenzierung von Nachbarschaftsbeziehungen und Funktionen, d. h. von der Formalisierung zur Informalisierung bzw. Individualisierung. Nachbarschaftsbeziehungen sind für unterschiedliche Menschen in Abhängigkeit von ihrem Alter, ihrer Lebensphase und ihrem Geschlecht unterschiedlich bedeutsam und erhalten unterschiedliche Ausformungen.

Rohr-Zänker (1998: 1) charakterisiert städtische Nachbarschaften als „Bastelnachbarschaft“, da sie, anders als im Dorf, nicht räumlich determiniert sind sondern sozial, und ein individuelles Beziehungsnetz widerspiegeln, das weder an die Wohneinheit noch an den Straßenzug oder das Quartier gebunden ist, da Bindungen freiwillig eingegangen bzw. gewählt werden (ohne einen Gruppencharakter anzunehmen) (Menzl 2007: 280).



Abbildung 40: Funktionen eines Nachbarn. Quelle: A. Göb

Neben der Distanz wird aber auch die Nähe der Nachbarn positiv (insbesondere hinsichtlich ihrer Funktionalität) betont und temporär, z. B. im Rahmen von Festen oder privaten Treffen, intensiviert, ohne an Verbindlichkeit zuzunehmen. Aufgrund des informellen, freiwilligen Charakters dieser Art „Nachbarschaft plus“ bleibt es jedem Bewohner selbst überlassen zu entscheiden, wie intensiv er sich in seinem unmittelbaren Wohnumfeld engagieren und integrieren möchte. Ein Fernbleiben bei geplanten Zusammenkünften wird nicht sanktioniert und Praktiken der sozialen Kontrolle gegenüber vermeintlich deviantem Verhalten werden ignoriert. Freundschaften unter Nachbarn sollen keinesfalls entstehen, da eine neutrale Distanz dann nicht mehr eingehalten werden kann. Deswegen gehört es zur Aufgabe der Nachbarn, das richtige Interaktions- und Distanzmaß zu finden. Nachbarn wünschen sich nicht die Extrema in ihrem Beziehungsstatus (weder Anonymität noch Intimität), sondern ein Mittelmaß, das sie zunächst ermitteln und dann vermitteln müssen, um in angenehmer Weise mit- oder nebeneinander, in Frieden, d. h. störungs- und konfliktfrei, zusammenzuleben.

Diskussion und Rückbindung der Ergebnisse an den Forschungsgegenstand

Zusammenfassend zeigen die Ergebnisse, dass soziale Interaktionen zwischen den Bewohnern im öffentlichen Raum Suburbias in verschiedenen Gradierungen höflicher Distanziertheit verlaufen, die vornehmlich im Ritual des Grüßens ihre Manifestation finden. „Um die (relative) Anonymisierung der Menschen, denen man täglich begegnet aufrecht zu erhalten, um die Intimität der unmittelbaren Beziehung niedrig zu halten, [...] muss man mit ihnen im Umgang einen mittleren sozialen Abstand finden, der klein genug ist, um sie identifizieren zu können, aber nicht so klein, dass man sie wirklich erfassen könnte. Sie bleiben weder völlig Fremde, noch werden sie zu wirklich Vertrauten“ (Geertz 1979: 185), sie sind Bekannte. Auch in den Untersuchungsräumen sind „Mitbewohner“ auf Orts- und Nachbarschaftsebene vornehmlich Bekannte, deren Bekanntschaftsgrad aus den jeweiligen Begegnungskontexten hervorgeht und durch Gemeinsamkeiten, ähnliche Präferenzen und Wertvorstellungen sowie (Sozialisations-)Erfahrungen der Interagierenden beeinflusst wird. Bekanntschaft institutionalisiert die Begegnung, um „die Differenz zwischen persönlichen und unpersönlichen Beziehungen [zu] überspiel[en]“ (Stichweh 2010: 173). Nach Goffman ist das Kennen in Bekanntschaften durch verschiedene Anerkennungsformen charakterisiert (1963: 112 f.): „Cognitive recognition“ beruht auf der Zuordnung von Individuen anhand sichtbarer und erlangbarer Rahmeninformationen (z. B. Name, Status, biografische Details). „Social recognition“ beschreibt hingegen den Prozess der „Begegnungs-Initiation“ durch Rituale, wie den wechselseitigen Gruß und Verhaltensregeln zwischen „bloßen Bekanntschaften“ (ebd.: 114). Diese gehen auf Grundeinstellungen der „minimal courtesy“ und „minimal solidarity“ (ebd.: 116) zurück und beinhalten den Austausch von „civil words“, wobei „codes of conduct“ immer situations- und kulturabhängig sind.²²² Baumgartner beschreibt dieses Verhalten als „moral minimalism“ (1988: 10) und das Grüßen als den besten Weg, nicht gewollte Aufmerksamkeit zu minimieren bzw. die eigene Privatheit zu maximieren. Obwohl das Grüßen relativ oberflächlich und belanglos erscheint, nicht viel Aufwand macht und Zeit „kostet“, hat es eine enorme Wirkung auf das Gemeinschaftsgefühl. Denn dieser „passive contact“ ermöglicht spontane Interaktionen

222 Vertiefend hierzu: „Codes of the Street“ (Anderson 2000).

während des Unterwegsseins, die Gemeinschaft aufbauen, Zusammenhalt initiieren und erhalten können (Kusenbach 2006: 291; Grannis 2001; Demerath/Levinger 2003). Deswegen ist das Grüßen das „normative, minimum principle of interaction among people who consider each other neighbors, and the foundation for the development of deeper neighborly relationships that eventually form networks and communities“ (Kusenbach 2006: 291). Grüßen verbindet und vermeidet zugleich, schafft Nähe und Distanz: räumlich, weil man sich auf Abstand grüßen kann und sozial, weil man sich nicht unterhalten muss. Das Grüßen schafft Möglichkeiten, die Interaktion in die eine oder andere Richtung fortzusetzen, ohne gegen Verhaltenskodizes zu verstoßen. „There are ways of greeting and helping others that ‚ensure privacy, disattention and avoidance‘ (Lofland 1998: 34) while formally satisfying the requirements of proper parochial conduct“ (Kusenbach 2006: 301). Weil die meisten Begegnungen in den von mir untersuchten suburbanen Räumen mit Bekannten nebenbei, aber wiederkehrend stattfinden, kommt der interaktiven Aushandlung von Anerkennung und Abstand im Alltag der Bewohner besondere Relevanz zu. Wenn Bindungen an emotionaler Tiefe und Stärke zunehmen, kann aus „bloßer Bekanntschaft“, einem „knowing about“, ein „knowing“ werden (Goffman 1963: 119), das von manchen Bewohnern forciert wird oder sich zufällig ergibt. Familiäre und freundschaftliche Sozialbeziehungen bei den Bewohnern entwickeln sich oftmals durch Integration und Engagement im Ort bzw. in der Nachbarschaft, werden aber als Praktiken der Reziprozität überwiegend in halböffentlichen (Vereine) und privaten Räumen (zu Hause) ausgelebt. Im Alltag reicht den meisten Bewohner ein „knowing about“ aus, um sich vertraut und zugehörig zu fühlen.

Suburbane Räume wie Altwarmbüchen und Hemmingen-Westerfeld sind aufgrund ihrer relativen Dichte (begrenzte Bewohnerzahl und Größe) und relativen Homogenität gekennzeichnet durch eine räumliche wie soziale Überschaubarkeit. Die beschränkte Anzahl an Einrichtungen und Gelegenheiten macht Begegnungen mit denselben Leuten an derselben Stelle und zur selben Zeit wahrscheinlich(er) und intensiviert das Gefühl, einander zu kennen. Je öfter man sich trifft, desto vertrauter bzw. gewöhnter ist man aneinander. „[That means] that one knows who the other is only in the sense that one knows he can be placed into some category or categories“²²³

223 „Categoric knowing“ hat nach Lofland „biophysical limitations“, die sich auf die Fähigkeiten von Individuen beziehen, nur eine beschränkte Anzahl an Menschen wiedererken-

(Lofland 1973: 15). „Kategorisches Kennen“ geht mit einer Typisierung bzw. Stratifizierung²²⁴ (Collins 2000) der Interaktionspartner einher, die Vertrautheit, Verhaltenssicherheit und Orientierung schafft, Interaktionskontexte kalkulierbar macht. Blokland/Nast (2014) nennen diesen Vertrautheitsmodus auf Nachbarschaftsebene „public familiarity“.²²⁵ Sie stellen heraus, dass Alltäglichkeit ausreicht, damit sich Menschen in ihrer Nachbarschaft, an ihrem Wohnort zu Hause, zugehörig fühlen (ebd.: 1144). Zugehörigkeit beruht demnach auf Erwartbarkeiten (sozial-räumlicher Orientierung) sowie einem Verständnis von den ungeschriebenen Umgangsformen und Normen eines Ortes. Dieses Ergebnis lässt sich auf die von mir untersuchten Räume übertragen. Im Gegensatz zu Blokland/Nast ist nicht nur in urbanen Nachbarschaften eine „öffentliche Vertrautheit“ gegeben, sondern auch im Suburbanen und erstreckt sich dort, zumindest in meinen Erhebungsräumen, auf den gesamten Ort. Der Alltagsraum wird durch ein wechselseitiges Kennen und erwarten können zur „comfort zone“, die sich auch ohne Bindung („absent ties“) an den Wohnort (auch im Sinne einer raumbezogenen Identifikation) oder an die Bewohner etablieren kann (ebd.: 1143). Das bedeutet auch, dass man sein sozial-räumliches Umfeld nicht mögen muss, um sich wohlfühlen, sich weder einbringen (Engagement) noch etwas leisten (Verantwortungsübernahme) muss, um dazuzugehören. Auch die von mir untersuchten Bewohner fühlen sich größtenteils zu Hause (v. a. in ihrem Zuhause), bequem und angenehm eingepasst, komfortabel situiert. Ohne viel Handlungsaufwand und Pflichtgefühl können die Bewohner eine grundlegende Anerkennung genießen, sich toleriert und ausreichend integriert fühlen. Aus dieser Passivität und Oberflächlichkeit eines nicht Müssen (es besteht keine Notwendigkeit zum Handeln) oder Wollen (Desinteresse oder Indifferenz) emergiert ein Verhalten zwischen Vertrautheit und Distanz, das sich reziprok (re)produziert.

nen zu können (mit Namen oder durch das Wiedersehen). Diese Zahl legt Lofland mit 3.000 bis 4.000 Personen fest, wobei die Untersuchungsräume jeweils um die 10.000 Bewohner haben.

- 224 Stratifizierung bezeichnet die situative Aushandlung des Status des jeweiligen Gegenübers in der Interaktion. Begegnungen (v. a. in öffentlichen Räumen) sind immer Aushandlungen von situativ vorgegebenen bzw. errungenen Statuspositionen, die bei wiederholter Begegnung verfestigt oder neu verhandelt werden können (Dirksmeier/Helbrecht/Mackrodt 2013: 62).
- 225 Blokland/Nast beziehen ihr Konzept der „public familiarity“ auf städtische Quartiere bzw. Nachbarschaften in Städten.

Im Gegensatz zu Blokland/Nast sind die Bindungen und Verbindungen in meinen Untersuchungsräumen jedoch vielfältiger und keinesfalls nur „absent“. Zwar ist die Beziehung auf der Straße primär eine des „noddings“ und „greetings“, doch „kennt man sich“ – kategorisch – oft aus verschiedenen Kontexten, die kontinuierlich zusammengefügt und (Ver)bindungen „more present“ machen, die „awareness of ties“ erhöhen können. Granovetter differenziert Bindungen als „strong“ oder „weak“²²⁶ (1973: 1361), die in ihrer jeweiligen Ausformung Einfluss auf den Zusammenhalt von Menschen nehmen. Während starke Bindungen v. a. lokal verortet sind und Gemeinschaft im Ort fördern („bonding social capital“²²⁷), sind schwache Bindungen tendenziell losgelöst vom Raum („bridging social capital“) und können durch ihre Verknüpfung, d. h. durch die Konstitution „operativer Netzwerke“, einen „sense of community“ (ebd.: 1371) hervorrufen. Innerhalb dieser Netze wird Vertrauen durch persönliche Bindungen aufgebaut, die trotz ihrer Fragmentierung kohäsiv wirken können. In den von mir untersuchten suburbanen Räumen bestehen „weak“ und „strong ties“ parallel. Diese werden von den Bewohnern überwiegend als funktional, aber z. T. auch als sozial bis emotional beschrieben. Funktionale Bindungen können aufgrund ihrer Zweckgebundenheit (z. B. nachbarschaftliche Hilfestellung) sowohl schwach als auch stark sein, weil sie nur segmentiert, d. h. an bestimmte Kontexte gebunden sind, aber zugleich den Aufbau und den Erhalt konsistenter Alltagsarrangements im Ort bzw. in der Nachbarschaft fördern (funktionaler Zusammenhalt basierend auf Minimalvertrauen). Soziale Bindungen bauen meistens auf funktionalen Bindungen auf, die wegen gemeinsamer Interes-

226 Die Stärke einer Bindung setzt sich zusammen aus einer zeitlichen Komponente (Häufigkeit, Dauer), einer Wirkungskomponente (emotionale Intensität), einer Intimitätskomponente (wechselseitiges Vertrauen) sowie der Reziprozität der er- und eingebrachten „Leistungen“ in diese Beziehung (Granovetter 1973: 1361).

227 Zimmer (2007) unterscheidet zwei Ausformungen des Sozialkapitals: Zum einen „bonding“, zum anderen „bridging social capital“. Ersteres bezieht sich auf Prozesse der „sozialen Schließung und Ausgrenzung“, die „tend to reinforce exclusive identities and homogeneous groups“ (negativ konnotiert), während Letzteres als „inklusive“, d. h. als offenes Netzwerk, das außenorientiert ist und Personen „across diverse social cleavages“ einschließt, positiv konnotiert wird (ebd.: 201; Putnam 2000: 22). Der positiviert Gebrauch des „bonding social capital“ lehnt sich an die Verwendung des Begriffs „capital social“ von Bourdieu an, der Sozialkapital als individuelle und nicht als gesellschaftliche Ressource konzeptualisiert, die der Statussicherung dient, aber intern auch für den Aufbau eines Gemeinschaftsnetzwerks genutzt werden kann.

sen und Werthaltungen intensiviert werden. Auch Fischer stellte bereits 1982 heraus, dass sich in Nachbarschaften räumliche und soziale Bindungen etablieren können. Obwohl diese Bindungen meist auf Funktionalität beruhen, ist deren Ausformung in erster Linie abhängig von den Menschen und ihrer Entscheidung, sich zu engagieren. Bindungen in den von mir untersuchten suburbanen Räumen sind „absent-present“, weil sie sowohl als Appräsentation von Indifferenz (durch das Grüßen) gelesen werden können als auch eine Anschlussmöglichkeit für Handlungen darstellen (Gespräche, gemeinsame Tätigkeiten, Freundschaften). Wenngleich der öffentliche Straßenraum im Suburbanen oft menschenleer ist, gibt es dennoch Begegnungspunkte, die sich durch die Alltagsaktivitäten im Ort (einkaufen, Kinder zur Schule bringen, mit dem Hund Gassi gehen) oder in der Nachbarschaft (Rasen mähen, grillen) ergeben und für den Austausch genutzt werden können, nicht nur zwischenmenschliche Bindungen, sondern auch raumbezogene Bindungen fördern können.

Interaktions- und Bindungsformen von Bewohnern haben auch Lupi/Musterd in zwei suburbanen Gebieten in den Niederlanden²²⁸ untersucht. Ihr Ergebnis: Auch wenn die Bewohner weder voll Stolz noch Gleichgültigkeit von ihrem Wohnumfeld erzählen, sich weniger in der Politik als in Freundschaften engagieren, binden sie sich an ihren Wohnort. Dabei spielt die Nachbarschaft eine wichtige Rolle, um sich zu Hause zu fühlen (2006: 812 f.), aber „you don't play community“, weshalb Bindungen überwiegend „weak, superficial and instrumental“ verbleiben (ebd.: 813). Lupi/Musterd zeigen ebenfalls auf, dass soziale Bindungen nicht nur auf lokaler Ebene existieren, sondern an ganz unterschiedlichen Orten entstehen und durch den Aufbau von losen Netzwerken zusammengehalten werden. Diese Ergebnisse lassen sich durch meine Studie bestätigen: Die meisten Untersuchungsteilnehmer haben intensive, intime Bindungen im Rahmen von Freundschaften außerhalb des Ortes, z.T. „thematisch“ ge- und räumlich verstreut. Während Freundschaften oder freundschaftliche Bekanntschaften von den Untersu-

228 Bei den Untersuchungsräumen handelt es sich um die Gebiete Zoetermeer mit Bezug zur Kernstadt Rotterdam und Almere mit Bezug zur Kernstadt Amsterdam (Großstädte mit über 100.000 Einwohnern). Da die Gesamtstadt als suburbaner Raum betrachtet wurde, lassen sich die Ergebnisse nicht unmittelbar auf den gewählten Raumausschnitt dieser Studie übertragen. Zudem erfolgte die Erhebung im Rahmen einer quantitativen Haushaltsbefragung.

chungsteilnehmern aber auch auf der Ortsebene umgesetzt werden (können), bleibt dies auf der Nachbarschaftsebene aus. Da persönliche Nähe schnell zu persönlichen Konflikten führen kann, ist der nachbarschaftliche Umgang auf Sachlichkeit ausgelegt. Dass das eigene Wohnumfeld weder mit Stolz erfüllt noch gänzlich gleichgültig ist, liegt v. a. an der Etablierung von Routinen, einer Gewöhnung. Je länger man an dem Ort resp. in der Nachbarschaft wohnt, desto verbundener ist man allein aufgrund zahlreicher, eingespielter Alltagsarrangements. Daneben ist es die Zweckmäßigkeit und Funktionalität des Ortes, die von pragmatisch eingestellten Bewohnern geschätzt wird, aber auch dessen Überschaubarkeit (und damit ein Gefühl von Sicherheit, Vertrautheit und Orientierung), die Komfort und Annehmlichkeiten schafft. Auf privater Ebene, der des Zuhauses, steigen Bindungsintensitäten aufgrund von individueller Gestaltungsfreiheit und Selbstbestimmtheit – jedenfalls in Altwarmbüchen und Hemmingen-Westerfeld.

Zudem sind Nachbarschaftsbindungen nach Blokland (2003) abhängig von der Lebenszyklusphase der Nachbarschaft. So kann sich durch nachbarschaftliche Aktionen und Vereinigungen ein „sense of community“ ausbilden, der durch gleiche Interessen und eine gemeinsame Wohndauer verstärkt, aber nicht von allen Bewohnern geteilt wird und oft nur temporär, z.B. im Rahmen von Festen, zum Vorschein kommt. Solche Gelegenheitsstrukturen ermöglichen Begegnungen und damit die Aktivierung eines Gemeinschaftsgefühls, das eher „imagined“ (Anderson 1983) denn gelebt wird, was bei den von mir untersuchten Bewohnern ausreicht, um sich zu- und zusammengehörig zu fühlen, ohne etwas dafür tun zu müssen. Janowitz und Suttles bezeichnen diese Gemeinschaften als „communities of limited liability“ (Janowitz 1952; Suttles 1973). Doch gibt es auch Bewohner, die Verantwortung für die Gemeinschaft übernehmen und sich aktiv um deren Erhalt bemühen. Für die von mir untersuchten suburbanen Räume trifft also beides zu: Sie sind „communities of (limited) liability“. Mann verwies 1954 diesbezüglich schon darauf, dass der Bindungsauf- und -ausbau eine persönliche Entscheidung ist, d. h. jeder für sich selbst bestimmt, ob und wie er diese eingeht. Generell binden sich Menschen in unterschiedlicher Weise: von stark bis schwach, von funktional bis emotional, von temporär bis dauerhaft – je nach Kontext. Diesen Aspekt kann ich anhand der vorliegenden Ergebnisse bestätigen. So hängt die Ausbildung intensiver Bindungen, der Entschluss zum Engagement und zur Integration zuvorderst von dem Wertesystem der Untersuchungsteilnehmer ab, wobei (zeitliche) Restriktionen die

Umsetzung fördern oder hemmen können, genauso wie bestehende anderweitige (Alltags-)Verpflichtungen.

Typische Verhaltensweisen des „neighboring“²²⁹ stellt Kusenbach (2006)²³⁰ für den „parochial realm“ in zwei Nachbarschaften Hollywoods heraus. Dazu gehört: freundliches Grüßen („friendly recognition“), gegenseitige Hilfe und Unterstützung z.B. beim Ausleihen eines Werkzeugs („parochial helpfulness“), wechselseitige Verantwortungsübernahme durch Aufpassen und Austausch („proactive intervention“) und ein Agieren in Toleranz und Respekt vor Anderen („embracing and resisting diversity“) (Kusenbach 2006: 288; Lofland 1998: 29). Ähnliche Nachbarschaftspraktiken haben auch Engelhard (1986: 58 ff.) und Hengartner (1999: 284 ff.) gefunden. Moderne Nachbarschaften sind ihrer Erkenntnis nach unverbindlich und austauschbar, durch kurze Grußformen und einfachste Hilfe gekennzeichnet und dabei distanziert, informell, spontan und kontaktarm. Während Kusenbach v. a. positive Aspekte des nachbarschaftlichen Interagierens herausstellt, die sich so auch in meiner Untersuchung zeigen, kann ich auch Formen des nachbarschaftlichen „Nicht-Interagierens“, eines Vermeidens durch sozial-räumliche Abgrenzung finden. Auf diese Praktiken verweist Baumgartner (1988) in seiner Studie in einem Suburb von New York City und stellt darin fest: „It is even possible to speak of the suburb as a culture of avoidance. [...] Avoidance, in particular, is an especially prominent method of managing conflict, recurring in families, friendships, neighbourhoods, and among strangers“ (ebd.: 11). Als „Taktik der sozialen Kontrolle“ (ebd.: 72) hält man soziale Distanz und baut nur schwache Bindungen im Ort auf. In seinem Untersuchungsraum ist es die Praxis der Privatheit, die das suburbane Leben charakterisiert (ebd.: 72). Daneben sind es Handlungsweisen der Separation, Unabhängigkeit und Individualisierung. „Social life is encapsulated for the most part within private homes [...] and the street life is underdeveloped“ (ebd.: 10). In meinen Untersuchungsräumen lässt sich diese Art des Rückzugs auch nachweisen: als Dauerzustand oder situatives Reagieren auf (nachbarschaftliche) Störung. Statt einer „Taktik der sozialen Kontrolle“ verweisen meine Ergebnisse eher auf eine „Taktik des Kompromissfindens“ mit dem Ziel, Konflikte zu ver-

229 „Neighboring is conceptualized as a set of interactive principles that characterize parochial or communal territories such as neighborhoods“ (Kusenbach 2006: 279).

230 Kusenbach leitet die Ebene des „parochial“ aus dem Modell von Lofland (1998) ab, welches die drei „sozialen Bereiche“ öffentlich, semi-öffentlich und privat einander gegenüberstellt.

meiden, angenehm und friedlich zusammenzuleben. Da dieses Verhalten nicht auf alle Bewohner zutrifft, kann entgegen Baumgartners Ergebnissen nicht von einer „culture of avoidance“ gesprochen werden, wenngleich die Wahrung von Distanz eine übergeordnete Relevanz für die Bewohner einnimmt, aber durch das Grüßen und den Plausch auf Orts- und Nachbarschaftsebene relativiert wird.

Von einem spezifischen „suburban way of life“ spricht Menzl (2007: 278 ff.) in seiner Studie in einem suburbanen Raum bei Hamburg. Dieser lässt sich in Nachbarschaften, als „eigenständigem Typus“ des Zusammenlebens im Unterschied zu städtischen und dörflichen Nachbarschaften, nachweisen (ebd.: 278, 284). Im Gegensatz zum Dorf, so Menzl, findet im suburbanen Raum keine Orientierung an tradierten Normen statt, da diese das Resultat von Aushandlungsprozessen zwischen den Bewohnern sind. Diese dienen der Entgegnung von Unsicherheit bzw. der Manifestation von Status und Konkurrenz, dem Kampf um Positionen und Prestige. Wie bei Menzl handeln die von mir untersuchten Bewohner ihren Wertmaßstab im Rahmen von Interaktionen aus, doch liegt ihr Interesse auf der Konfliktvermeidung und nicht auf der Konformitätsherstellung. Praktiken der sozialen Kontrolle gegenüber „Bedrohlichem, Fremdem“ werden von den von mir untersuchten Bewohnern positiv wahrgenommen und von Familien und älteren Personen geschätzt (Sicherheitszuschuss). Wechselseitige Nachbarschaftskontrolle in Hinblick auf nonkonformes Verhalten findet aber nur in geringem Ausmaß statt, weil sich fast alle Bewohner an Einmischungs- bzw. Abstandsgrenzen halten – die sie auch für sich selbst geltend machen wollen. Sanktionsmaßnahmen werden daher kaum umgesetzt, Kritik verbleibt als Beschwerde meist im Privaten und wird nicht zur öffentlichen Konfrontation angeführt. Im Nachbarschaftsgeschehen spielt bei Menzls Untersuchungsteilnehmern Klatsch eine große Rolle als Wissensquelle, zur Selbstpositionierung und Akzentuierung des Status sowie zur Stärkung der Gruppenidentität, aber auch als Mittel der sozialen Kontrolle. Klatsch wird bei den Bewohnern in Altwarmbüchen und Hemmingen-Westerfeld negativ als „Klüngelei“ abgetan oder positiv als Plausch bewertet, da dieser ohne Konsequenzen bleibt.

Bei seinen Untersuchungsergebnissen im suburbanen Henstedt-Ulzburg stellt Menzl außerdem individuelle Nachbarschaftsnetzwerke heraus, die nicht nur durch die bauliche Anordnung der Quartiere vorgegeben sind, sondern sich auch räumlich – über die Ortschaften hinweg – überlagern. In meinen Unter-

suchungsräumen wird beim Thema „Nachbarschaft“ ebenfalls Bezug auf die räumliche Einheit des Wohnquartiers genommen, die darüber hinaus (situativ) differenziert werden kann in unmittelbar angrenzende Nachbarn (in der Wohneinheit oder dem Wohnhaus), Nachbarn im Straßenzug oder Wohnblock bzw. -karree. Verbindungen über das Quartier hinaus bestehen als Bekanntschaften. Wie bei Menzl zeigen auch meine Ergebnisse, dass Nachbarschaftsbeziehungen als unkalkulierbares Risiko empfunden werden, weil man sich die Nachbarn nicht aussuchen kann. So können Bewohner positive wie negative Überraschungen erleben, die durch Aushandlungsprozesse „neutralisiert“ werden (müssen). Äquivalent zu Menzl rahmen auch in meinen Untersuchungsräumen nachbarschaftliche Rituale das Zusammenleben der Bewohner z. B. in Form von gemeinsamen Festen und Feiern, die aber nicht in allen Nachbarschaften organisiert und von allen Bewohnern angenommen werden. Menzl kommt letztlich zu dem Schluss, dass mit steigender sozialer Homogenität der Nachbarschaft Beziehungen intensiver werden, was in den von mir untersuchten Räumen im Sinne von Freundschaften jedoch abgelehnt wird.

Das sich im Zusammenleben auf Ortsebene ausbildende Normensystem aus Praktiken der Öffnung und Distanzierung zeigt Differenzen innerhalb der (noch) relativ homogenen Bewohnerschaft, die auf einen Nenner gebracht werden müssen, damit jeder so leben kann wie er möchte, d. h. mehr oder weniger integriert, in Freundschaft oder „bloßer“ (funktionaler) bis komplexer (sozial-emotionaler) Bekanntschaft. Was das für die „suburban community question“ heißt, haben Lupi/Musterd (2006) anhand von drei Zusammenhaltsformen in suburbanen Räumen aufgezeigt, die durch verschiedene Interaktionsmodi beeinflusst werden. Neben „Lost“- und „Saved“-Perspektiven wird auch das Zusammenleben als „transformed“ beschrieben. Die Transformation in der sozialen Kohäsion fokussiert dabei auf den Grundsatz, dass „the collective organisation of individuality is a function of the suburban dream itself [...] stress[ing] the fact that suburbanites are very keen on their privacy“ (ebd.: 806). In meinen Untersuchungsräumen besteht – in Abhängigkeit von den jeweiligen Einstellungs- und Verhaltensweisen der Bewohner – ein Nebeneinander dieser Perspektiven. Die von den meisten Bewohnern geschätzte und gelebte Funktionalität im Suburbanen (hinsichtlich Zugehörigkeit, Bekanntheit und Vertrautheit) ist v. a. am individuellen Nutzen ohne Gegenleistung orientiert. Gesellschaftliche Prozesse der Individualisierung, die z. T. als „Integrationsproblem der modernen Gesellschaft“

(Zimmer 2007: 198) bewertet werden, sind auch in Altwarmbüchen und Hemmingen-Westerfeld zu finden. Infolge einer zunehmenden Individuierung (sog. „Ichlinge“, Vester/Oertzen/Geiling et al. 1993) findet auch ein Wandel von Vergemeinschaftungs- bzw. Einbettungsprozessen statt, der vermehrt hybride und uneindeutige Formen des Zusammenhalts („Transformed“-Perspektive) hervorbringt, die kontingent und ambivalent sein können (Keupp/Höfer/John et al. 2004). Soziale Bezüge und Bindungen müssen dementsprechend ausgehandelt werden und stellen Konstruktionsleistungen der Bewohner dar, die Vertrauen, Anerkennung und Zugehörigkeit (als Schlüsselkategorien der sozialen Verortung) schaffen. Durch Praktiken der Pluralisierung werden Beziehungen zunehmend lose gestaltet und in verstreuten Netzwerken organisiert, die weniger an den (urbanen, suburbanen oder ruralen) Wohnort als an Wertvorstellungen geknüpft sind.²³¹ Der Ausdifferenzierung von Werten und Normen sowie deren (ambivalenter) Gleichzeitigkeit im Auftreten kann im Suburbanen relativ unproblematisch begegnet werden, da im Kontinuum der Einstellungs- und Verhaltensweisen weniger Extrema denn Mischformen vorliegen, die „kompromissfähig“ sind. Dieser Kompromiss besteht in einem Grundkonsens von Höflichkeit, Rücksichtnahme und Toleranz in sozialen Interaktionen (einer sog. „neutralen Distanz“ durch angemessene Nähe-Ferne-Relationierung), die den Zusammenhalt fördern können und aus suburbanen Räumen „communities with(out) propinquity“²³² machen.

231 Fischer (1982) stellte heraus, dass in ländlichen bzw. kleinstädtischen Regionen überwiegend Bindungen im Ort („bonding social capital“) existieren, wohingegen in Städten lose, nicht lokale Netzwerke vorliegen („bridging social capital“) unter Betonung der steigenden Optionalität bzw. Wahlmöglichkeit von Interaktionspartnern. Fischer betont aber auch, dass die Differenzierung zwischen Stadt und Land durch die Integration von Informations- und Kommunikationstechnologien abnimmt und abhängig von der Lebenslage ist (Alter, Haushaltsstand, Geschlecht, Einkommen und Bildungsgrad). Dementsprechend können sich Bindungen zwischen unterschiedlichsten Interaktionspartnern ausformen, unterschiedlich groß, dicht und verknüpft mit anderen Netzwerken sein sowie unterschiedliche Funktionen erfüllen (sozial, emotional oder praktisch).

232 In Anlehnung an Webbers „communities without propinquity“ (1963).

14 **Synthese: Zur (Re)konstruktion von Lebenswelten im Suburbanen**

Im Folgenden werden zentrale Erkenntnisse zur subjektiven und intersubjektiven Konstruktion der alltäglichen Bewohner-Lebenswelten im Suburbanen zusammenführend dargestellt; Empirie und Theorie werden miteinander verbunden.

14.1 **Zur Selbstpositionierung des Ichs im Suburbanen**

Im Rahmen der Selbstpositionierung legt das Ich fest, wer es ist, wo es ist und wie es sich und Andere (Menschen, Entitäten) in seiner Lebenswelt verortet. Die Positionierung ist ein Akt der Anordnung von „Elementen“²³³, die das Ich in seinem Hier und Jetzt relativ zu sich platziert – im Rekurs auf vergangene Erinnerungen, aktuelle Erlebnisse und künftig zu Erwartendes. Die Platzierung erfolgt im Wahrnehmen und Handeln, wobei diese Akte mit den subjektiven Deutungsschemata des Ichs sinnhaft verknüpft sind bzw. in die Wissenssedimentierung eingelagert sind.²³⁴ Dafür nimmt das Ich Zugehörigkeitszuschreibungen (resp. Abgrenzungen) vor, die in sozialen wie räumlichen Nähe-Ferne-Relationierungen²³⁵ manifest werden und zeigen,

233 Zu den „Elementen“ zählen nach Schütz/Luckmann: Naturdinge, Kulturobjekte und menschliche Körper, (im)materielle Gegenstände, die nicht nur objektiv gegeben, sondern mit Sinn belegt sind (2017: 31 f.).

234 Steht in Einklang mit Löws raumkonstituierenden Prozessen des Spacings (Positionierung) und der Synthese (Wahrnehmungs-, Vorstellungs- und Erinnerungsprozesse) (2015: 158 ff.), die infolge der theoretischen Erweiterung des Schütz'schen Lebensweltkonzeptes mitgedacht wurden (Teil A, Kap. 2.2).

235 Die Begriffsbestimmung „soziale wie räumliche Nähe-Ferne-Relationierung“ beruht auf dem Schütz'schen Verwendungsgebrauch der Begriffe innerhalb seines Konzeptes (Teil A, Kap. 2.3). Darin sind die Dimensionen – zeitlich, räumlich und sozial – wechselseitig miteinander verbunden zu denken und betonen in ihrer analytischen Trennung die Komponenten der sozialen Beziehungskonstitution und der räumlichen (An)ordnungsprozesse des Ichs im zeitlichen Verlauf.

wen und was das Ich in seiner „Wirkzone“²³⁶ in welcher Form und Intensität für handlungsrelevant hält (im sozialen wie räumlichen Handeln des Ichs).

Die räumliche Gliederung der Lebenswelt charakterisiert hierbei einen wichtigen Aspekt der „Sozialwelt“ und geht „in die Differenzierung der Intimität und Anonymität, der Fremdheit und Vertrautheit, der sozialen Nähe und Distanz ein“ (Schütz/Luckmann 2017: 76); umgekehrt ist die soziale Differenzierung von zwischenmenschlicher Nähe und Ferne von Relevanz für die subjektive Erfahrung der räumlichen Lebenswelt. Die räumliche und die soziale Dimension der Lebenswelt beeinflussen sich im zeitlichen Verlauf und können im Zu-Hause-Empfinden auf unterschiedlichen Maßstabsebenen (raumbezogene Zugehörigkeitszuschreibung) und/oder im Beziehungsaufbau unterschiedlicher Graduierung (soziale Zugehörigkeitszuschreibung) in der Lebenswelt Evidenz erlangen (Abb. 41).

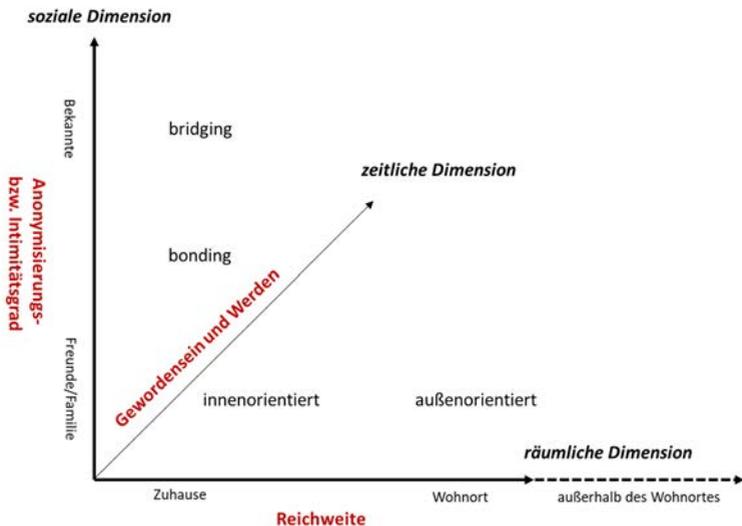


Abbildung 41: Die sozial-räumliche Positionierung als Akt der Anordnung. Verknüpfung der Kontinua sozial-räumlichen und raum-zeitlichen Handelns in der alltäglichen Lebenswelt (Modell zur Rückbindung der Empirie an die Theorie). Quelle: A. Göb

236 Die Wirkzone ist die Zone in aktueller Reichweite, in die der Mensch durch direktes Handeln einwirken kann (Schütz/Luckmann 2017: 77).

Auf dieser Grundlage und in diesem Kontinuum zwischen Hier und Dort, Nähe und Ferne, Vertrautheit und Anonymität können sich alle Bewohner im Suburbanen irgendwie, irgendwann positionieren und damit eine Kongruenz von Raum und Selbst herstellen (via Coping, Kap. 14.2). Dabei ist weder eine Identifikation mit dem Raum (resp. den „räumlichen Schichten“: Ort, Nachbarschaft, Zuhause), noch eine Identifikation mit den Menschen (resp. den „sozialen Schichten“: Bewohner, Nachbarn, Freunde und Familie) notwendig – aber möglich. Über die Verwirklichung des Alltags- und Lebensplans bildet jeder Bewohner aber eine „Präferenz-Schicht“ aus, die anzeigt, wo er sich primär identitär verortet.²³⁷

Folgende „Schichtungs-Typen“ lassen sich in den untersuchten suburbanen Räumen²³⁸ finden (Abb. 42):

Eine „Gleichschichtung“ liegt immer dann vor, wenn Bewohner die Maßstabsebenen Ort, Nachbarschaft und Zuhause als gleichwertig erleben sowie bewerten und dementsprechend handeln. Diese Art sozialer wie raumbezogene Zugehörigkeitszuschreibung liegt bei den Bewohnern vor, die auf Ortsebene engagiert und integriert (politisch, im Verein oder im Ehrenamt), aber auch in der Nachbarschaft aktiv sind (gesellige Treffen und regelmäßiger Austausch mit den Nachbarn). Elementar für diese Bewohner ist der Wunsch zu helfen, Verantwortung zu übernehmen und sich solidarisch mit den Anderen in ihrer gemeinsamen Lebenswelt zu zeigen. Dieser Typ umfasst Städter wie Dörfler und lässt sich zuvorderst an der Werthaltung und den (aktuellen, z. T. lebensphasenbezogenen) Präferenzen der Bewohner ausmachen, ist unabhängig vom Alter und der Wohndauer, manchmal restringiert durch zeitliche Ressourcen (Alltagsverpflichtungen).

237 Die Schwierigkeit bei der Darstellung der Positionierungsleistung der Bewohner verweist auf die „crisis of representation“, die Limitation, prozesshafte, komplexe und flüchtige Momente der Alltäglichkeit festzuhalten und den Unterschied zwischen gelebter, konstruierter wie rekonstruierter Wirklichkeit aufzuzeigen, wie es die „non-representational theory“ (NRT) deutlich macht (Thrift 2000, 2007; Thrift/Dewsbury 2000). Abbildung 42 dient hier bspw. der Veranschaulichung einer Bewohner-Präferenz, die sich auch kontextbezogen und/oder im Zeitverlauf verändern kann.

238 Die Darstellung nimmt ausschließlich Bezug auf Untersuchungsräume unter Ausblendung ortsübergreifender Aktionsräume. Die „Schichtungs-Typen“ sollen nur aufzeigen, wer sich wo und wie im Suburbanen wohlfühlt und warum Bewohner unterschiedlicher Disposition sich dauerhaft im Suburbanen verorten können.

Im Rahmen der „Aufschichtung“ (Upscaling) fühlen sich manche Bewohner zwar ihrem Ort, aber nicht ihrer Nachbarschaft zugehörig. Diese Bewohner haben ihr soziales Netz im Ort gespannt, Freunde und Bekannte gefunden, die sie als Gleichgesinnte charakterisieren und die ihre Bindung an den Ort erklären. Diese Bewohner vermissen soziale Homophilie auf der Nachbarschaftsebene (aufgrund zunehmender Heterogenisierung) und nehmen vermehrt einen Verlust von Gemeinschaft (aufgrund zunehmender Individualisierung) wahr. Ihre soziale Bindung ist stärker als die räumliche, aber durch eine längere Wohndauer bzw. dauerhafte Anwesenheit im Ort gewohnheitsmäßig gegeben. Obwohl sich überwiegend Dörfler in diesem Typ verorten lassen, sind dort auch Städter zu finden.

Mit einer „Abschichtung“ (Downscaling) reagieren Bewohner, die sich nicht mit dem Ort, sondern mit ihren Nachbarn und ihrer Nachbarschaft (funktional) verbunden fühlen. Sie betten sich sozial-räumlich innerhalb eines ihnen vertrauten Umfelds unter ihresgleichen ein, was v. a. soziale Affiliation schafft. In diesem Typ sind Städter und Indifferente zu finden, wobei sich generell wenige Bewohner ausschließlich ihrer Nachbarschaft verbunden fühlen, sondern eher dem Ort (als Nachbarschaft) oder dem Zuhause (bzw. ganz woanders gebunden sind). Zu enge nachbarschaftliche Bindungen bergen jedoch ein hohes Konfliktpotenzial, weil man Nachbarn nicht gänzlich meiden kann.

Eine „Entschichtung“ nehmen die Bewohner vor, die sich fast ausschließlich – mit Ausnahme von Versorgungsaktivitäten und Tätigkeiten an ganz anderen Standorten (meist in der Stadt) – zu Hause aufhalten und intensive Bewohner- wie Nachbarschaftskontakte vermeiden. Sie haben weder eine Verbindung zum Wohnort noch zu den Bewohnern, der Nachbarschaft und den Nachbarn und wenn doch, ist diese rein funktionaler Natur. Eine Notwendigkeit zur Integration und zum Aufbau sozialer Netze sehen diese Bewohner vor Ort nicht gegeben und sind damit zufrieden, wie sie sich in ihrem Privatraum, selbstbestimmt und geschützt vor Anderen, eingerichtet haben. Diesem Typ lassen sich vorwiegend Urbaniten, aber auch Indifferente zuordnen.

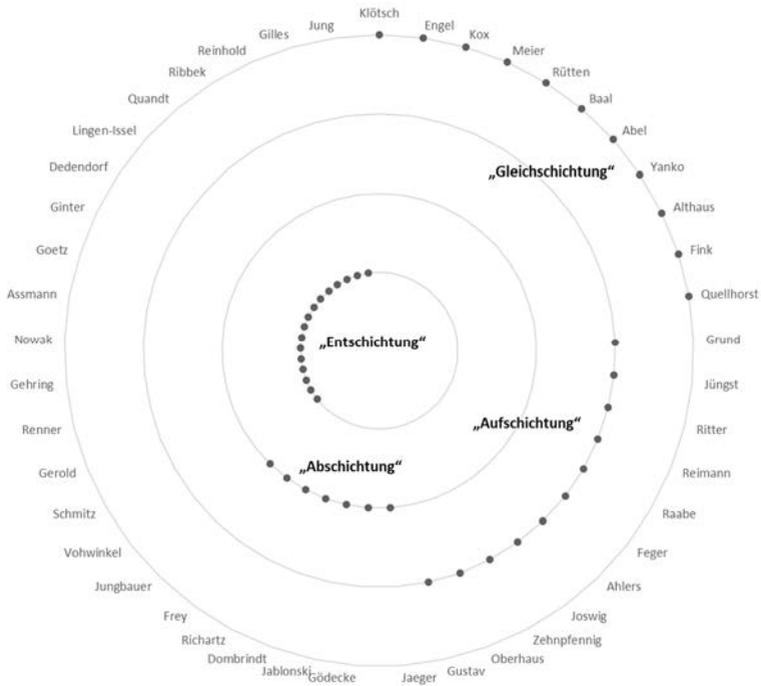


Abbildung 42: Bewohner-Positionierung in ihrer „Präferenz-Schicht“ (schematische Darstellung, die kontextbezogen variieren und sich im zeitlichen Verlauf verändern kann). Quelle: A. Göb

Auch wenn die Schichtung in den meisten Fällen eine Übereinstimmung von räumlichem und sozialem Handeln zeigt, verdeutlicht eine Differenzierung nach Bindungsintensitäten, dass Zugehörigkeitszuschreibungen nicht übereinstimmen müssen, die soziale Identifikation oftmals stärker ist und der raumbezogenen Identifikation vorausgeht (Zugehörigkeitszuschreibungen beruhen dann meist auf Gewöhnungseffekten und konstanten Alltagsroutinen). Dabei rufen unterschiedliche raum-zeitliche und sozial-räumliche Kontexte unterschiedliche Bewertungen und Reaktionen hervor, die die Bewohner bei ihrer Positionierung berücksichtigen. Zudem können sich mit frei werdenden und/oder anders gebundenen Ressourcen (insbesondere zeitlichen Ressourcen) neue Möglichkeiten für mehr oder weniger Engagement, d. h. Veränderungen der Selbstpositionierung ergeben.

Die raumbezogene Zugehörigkeitszuschreibung als saliente Kategorie zur Anreicherung der Ich-Identität ist nicht für alle Bewohner (immer) bedeutsam. Während Dörfler und Städter sich über die Selbstzuschreibung als solche positionieren, z. T. inszenieren (insbesondere im Forschungskontext), und hierfür ihnen relevante, stereotypisierte Eigenschaften und Merkmale, die sie mit dem jeweiligen Raumtyp in Verbindung bringen, anführen, spielt „der Raum“ für viele Bewohner, nämlich diejenigen, die als neutral bzw. indifferent zu bezeichnen sind, keine Rolle (wobei auch dies situativ variieren kann). Im Vordergrund steht – unabhängig von der sozialen und raumbezogenen Identifikation – ohnehin die Funktionalität des Raums mit Bezug auf die pragmatische Einstellung²³⁹ der Bewohner. Diese macht den suburbanen Raum für alle annehmbar wie angenehm, für die eigenen Zwecke nutz- und gestaltbar, d. h. Pragmatismus bestimmt in weiten Teilen das soziale wie räumliche Handeln der Bewohner im Suburbanen.

Die Ausrichtung auf die Zweckmäßigkeit und Funktionalität – in der Raumnutzung und den Interaktionen – ist generell unproblematisch, da bspw. Freunde immer noch nah genug lokalisiert sind (in der Stadt oder im Umland) und daher kein Bedarf zur Substitution dieser Beziehungen besteht. Daneben ermöglichen virtuelle Kontakte und (a)synchrone Kommunikationsformen die Distanzüberwindung, wenn Freunde und Familienmitglieder nicht unmittelbar erreichbar sind. Genauso verhält es sich bei den Gelegenheitsstrukturen: Die Verbindung zur Natur wie auch zur Kultur ist aufgrund einer guten Ein- und Anbindung (Lage und Erreichbarkeit) unkompliziert gegeben und fehlende infrastrukturelle Angebote sind z. B. durch den Internetkauf ersetzbar. Sozial wie räumlich ist jeder Bewohner mehr oder weniger nah bzw. noch nah genug an den Dingen und Menschen, die seiner Disposition entsprechen, weshalb keiner – v. a. Städter und Dörfler (Indifferente ohnehin nicht) – einen Mangel²⁴⁰ im Suburbanen empfinden muss.

239 Das Denken und Handeln in der Lebenswelt ist nach Schütz grundsätzlich vom pragmatischen Motiv (natürliche Einstellung) bestimmt und stützt sich auf Selbstverständlichkeiten und Routinen (Schütz/Luckmann 2017: 33).

240 Das Anbringen von Rechtfertigungsnarrativen könnte auf die Erhebungssituation zurückzuführen sein und/oder der Selbstlegitimation der Bewohner bzgl. ihrer Positionierung dienen.

14.2 Zur (In)kongruenz von Raum und Selbst

Auch wenn die Selbstkategorisierung nicht zum Raum zu passen scheint, kann jeder Bewohner Anpassungen (bzw. Neu-Anordnungen) vornehmen, um eine Kongruenz von Raum und Selbst herzustellen, die auf unterschiedlichen Maßstabsebenen lokalisiert sein kann. So besteht immer und für jeden die Möglichkeit, sich irgendwo im Suburbanen zu verwirklichen und das Leben zu leben, das zu einem passt, sei es durch Engagement und Integration oder Rückzug in die eigenen vier Wände bzw. Auszug woanders hin. Durch verschiedenartige Arrangements und Routinen fühlen sich die meisten Bewohner wohl, auch ohne sich emotional an Ort und Menschen zu binden, aber mit dem Wunsch, an diesem Kompromiss-Standort möglichst lange wohnen zu bleiben.

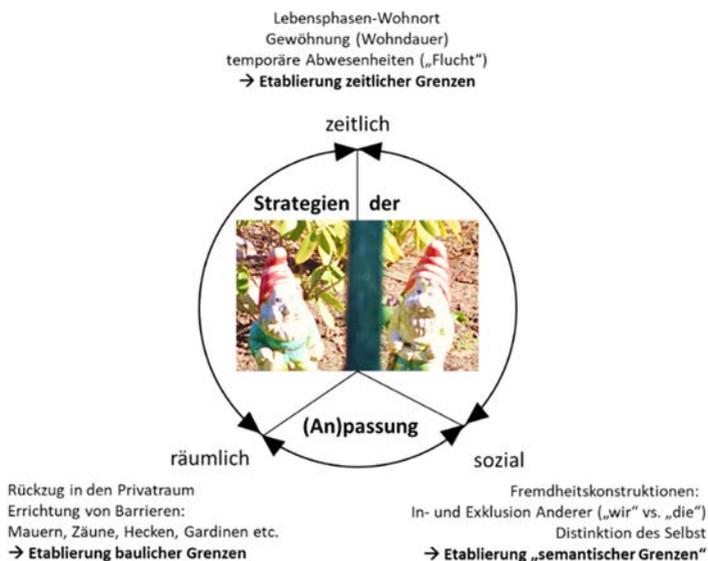


Abbildung 43: Anpassungsstrategien der Bewohner im Suburbanen. Quelle: A. Göb

Viele der von den Bewohnern angewandten Coping-Strategien (Abb. 43) haben eine zeitliche, räumliche und soziale Dimension, die sich z. T. wechselseitig beeinflussen, einzeln oder in Kombination, situativ oder permanent zur Anwendung kommen können. Gemeinsam ist allen Strategien, dass sie Ab-

grenzungs- bzw. Distanzierungsmaßnahmen zum Schutz des Selbst darstellen, wobei Distanz in einem neutralen Wortgebrauch verstanden werden soll (Abstandsgewinnung). Unter Distanzierung fallen verschiedene Handlungsmodi (als Formen der Anordnung), die v. a. dazu dienen, Konflikte und Störungen unter Bewohnern (eher flüchtiger Kontakt, en passant) und besonders zwischen Nachbarn (dauerhafter Kontakt) zu vermeiden, damit jeder sein angenehmes und bequemes Leben umsetzen kann. Die „angemessene“ Distanz ist eine Verhandlungssache und Teil der sozialen wie räumlichen Nähe-Ferne-Relationierung.

Zur „zeitlichen Strategie“ gehört die Wohnstandortwahl für die Lebensphase mit Kindern. Diese ist zeitlich befristet und geht mit einer (geplanten) Rückkehr in die Stadt resp. ins Ländliche einher. Eine weitere Strategie ist die der temporären Abwesenheit z. B. durch Freizeitmobilität, Reisen, aber auch tägliches Pendeln. Diese (un)freiwillige „Vermeidungsoffensive“ ermöglicht ein Entrinnen aus dem immer Gleichen mit den immer Gleichen, schafft Abwechslung im Alltag und dient dem Ausleben von urbane(re)n oder rurale(re)n Praktiken. Daneben stellt aber auch die Gewöhnung, als Folge der getroffenen Anpassungen, eine „passive Strategie“ dar, die sich im Laufe der Zeit (mit zunehmender Wohndauer) quasi von selbst einstellt, indem man Störungen nicht mehr als störend wahrnimmt oder sich mit diesen anderweitig arrangiert.

Zu den „räumlichen Strategien“ zählen Maßnahmen, die mit einem physischen Rückzug der Bewohner, im Sinne einer Selbstexklusion, und mit dem Bau von Barrieren einhergehen. So soll räumliche Distanz bei empfundener Enge (räumliche Nähe) geschaffen werden, um Privat sein und bleiben zu können, visuelle, akustische und olfaktorische Störungen auszuschließen, weshalb diese Strategien besonders auf der Nachbarschaftsebene zum Tragen kommen.

Zur „sozialen Strategie“ sind Abgrenzungspraktiken zu rechnen, wie sie in Fremdheitskonstruktionen von Anderen als unähnliche Andere deutlich werden. Mittels Zuschreibungen werden diese Bewohner zu Fremden und aus der eigenen Zugehörigkeitsgruppe ausgeschlossen (Exklusion). Im Rahmen von Engagements und Beteiligungen suchen sich manche Bewohner im Ort aber auch themenspezifische Ingroups, um irgendwo (temporär oder dauerhaft, oberflächlich oder intensiv, aktiv oder passiv) dazuzugehören. Diese

Vorgehensweise manifestiert sich semantisch in der Gegenüberstellung von „Denen“ (die Anderen „Dort“) mit einem „Wir“ (die Ähnlichen „Hier“). Eine raumbezogene (bei Engagement im Ort) oder soziale (durch die berufliche Position) Zugehörigkeitszuschreibung kann auch zur Distinktion oder zum kognitiven Einschluss des suburbanen Raums in den Stadtraum („mentale Grenzverschiebung“ bei Urbaniten) bzw. für den steten Verweis auf vergangene Zeiten des ehemaligen Dorfes („zeitliche Grenzverschiebung“ bei Dörflern) genutzt werden.

Viele Strategien werden situativ flexibel angepasst oder dauerhaft zur „Grenzsicherung“ errichtet, um eine Kongruenz von Raum und Selbst erreichen zu können. Zur Anwendung kommen diese Strategien insbesondere bei den Bewohnern, die sich eigentlich an einem anderen Ort hätten verorten wollen, dies aufgrund von externen, unbeeinflussbaren Rahmenbedingungen aber nicht möglich war (z. B. Marktpreise und Immobilienangebot in der Stadt bzw. politisch-planerisch intendierte Verstärkung durch funktionale Infrastrukturanreicherungen im Ort). Bei Indifferenten „stimmt“ die Passung meist von Beginn an, kann aber bei Bedarf auch modifiziert werden. Die aufgeführten Strategien sind allerdings nicht typisch suburban, sondern auch in anderen Raumtypen und Kontexten zu finden, weil es menschlich ist, sich einrichten und wohlfühlen zu wollen. Coping-Strategien bzw. Kompromisse sind letztlich überall dort zu erwarten, wo Raum und Selbst (noch) nicht zusammenpassen.²⁴¹

14.3 Zur Lebensweltkonstruktion im Suburbanen

Die Lebenswelt ist „keine Privatwelt“ (Schütz/Luckmann 2017: 30) und doch steht das Ich im Zentrum seiner eigenen Welt, die es im Wir, in der Aufeinanderbezogenheit mit Anderen teilt und (re)produziert. Auf diese Weise konstituiert jeder für sich und mit anderen (inter)subjektive Deutungsmuster

241 Ein Beispiel hierfür ist die Studie von Hanhörster, die Standortentscheidungen bei türkeistämmigen Eigentümern in Migrantenvierteln untersucht hat und ähnliche Umgangsweisen der Positionierung herausstellen kann (2014: 286 ff.). Im Spannungsfeld der Standortentscheidung stehen bei ihr die Investitionsstrategie, die Familienorientierung und die soziale Positionierung, die zum Verbleib oder Fortzug aus dem jeweiligen Quartier führen und um Kompensationsstrategien (Distinktionsstrategie, Anpassung an Bedürfnisse, Brückenbildung, Veränderung des Kontextes, zeitliche Strategie) ergänzt werden.

im Suburbanen vom Suburbanen, die im Wahrnehmen und Handeln bzw. der sinnhaften Auslegung und Aneignung der Lebenswelt entstehen. Um in dieser gemeinsamen Lebenswelt (konfliktfrei) koexistieren zu können, müssen diese differenziellen Deutungsmuster auf einen „gemeinsamen Nenner“ gebracht werden. Dies geschieht in reziproker Aushandlung zwischen den Bewohnern – als (selbst-)kategorisierte Dörfler, Urbaniten und Indifferente –, ihren jeweiligen Dispositionen und Relevanzsetzungen.

Der kleinste „gemeinsame Nenner“ repräsentiert sich in den untersuchten Räumen anhand von zwei konstitutiven Sprechakten, auf die sich alle Bewohner im Zusammenleben verständigen können: „man hat hier alles“ nimmt Bezug auf die Raumwahrnehmung und -nutzung, „man kennt sich halt“ auf die Bewohnerwahrnehmung und -interaktion.

Weil „man alles hat“, ist man (zumindest grundlegend) gut versorgt. Die vorhandenen Gelegenheitsstrukturen nimmt man als Bewohner in ihrer Zweckmäßigkeit und Funktionalität wahr. „Alles haben“ bedeutet unreflektiert und selbstverständlich den „Alltagsraum Suburbia“ für das Tägliche nutzen zu können, bequem, komplexitätsreduziert und ohne (zeitlichen) Konflikt. Alles, was nicht da ist, kann durch die „Nähe zu“ substituiert werden, weshalb sich Städter wie Dörfler im Suburbanen immer irgendwie arrangieren können. „Alles zu haben“ heißt für die Bewohner in erster Linie, pragmatisch motiviert handeln zu können.

Ähnlich verhält es sich beim Sprechakt „man kennt sich halt“: Weil man sich immer wieder sieht und (er)kennt in einem Ort, der sozial wie räumlich überschaubar ist, werden verschiedene Distanzierungsformen gewählt, die es den Bewohnern ermöglichen, sich in ihrer „Funktion als“ zweckgerichtet zu begegnen. Dennoch können Dörfler ihren Wunsch nach Gemeinschaft und Wir-Gefühl ausleben, emotional enge Beziehungen aufbauen, Urbaniten durch Rück- und/oder Auszug anonym und in ihrer Individualität selbstbestimmt bleiben – müssen es aber nicht. Je nach Werthaltung und Bedarf integriert und engagiert man sich, entwickelt unterschiedlich intensive Zugehörigkeitszuschreibung. Dass „man sich halt kennt“ schafft eine Interaktionsbasis zwischen Anonymität und Intimität, die auf ausgehandelten, verteilten Normen beruht und klärt, wer sich wie wo zu verhalten hat. Diese raumbezogenen Verhaltensregeln sind handlungsentlastend und offerieren Sicherheit, Vertrautheit und Orientierung. Distanz, als zurückhaltende Form

der Höflichkeit, markiert dabei eine Grenze, die die Selbstverwirklichung eines jeden ermöglicht und ohne wechselseitige Verpflichtung auskommt.

Distanzierungs- resp. Abgrenzungspraktiken sind aber nicht Suburbia-spezifisch. Die Besonderheit im suburbanen Raum beruht auf der unbestimmten – aber bestimmbar – Ansammlung differierender Erwartungshaltungen der Bewohner (ausgehend von ihrer Sozialisation, Kulturation und Personalisation) hinsichtlich ihres sozialen wie räumlichen Nähe-Ferne-Empfindens und Bewertens. Folglich kommt es auf unterschiedlichen räumlichen Ebenen und in verschiedenen sozialen Beziehungsgefügen zu differenten sozialen wie räumlichen Nähe-Ferne-Relationierungen. Diese sind abhängig von der Zusammensetzung und Verteilung von Dispositionen der Bewohner im Ort, der Nachbarn in der Nachbarschaft, aber auch von der Häufigkeit, Tätigkeit und Intensität der Begegnungen im Rahmen der jeweiligen Selbst- und Fremdpositionierung. Das typisch Suburbane zeigt sich also erst Aus-Leben von Nähe und Ferne, der Aushandlung der „richtigen“, d. h. angemessenen Distanz.

Der suburbane Raum stellt in seiner sozial-räumlichen Überschaubarkeit bzw. Erwartbarkeit für alle Bewohner eine „Komfortzone“ dar; er ermöglicht ein angenehmes Leben, ohne dass dafür eine Gegenleistung erbracht werden müsste. So ist und bleibt der suburbane Raum als konstruierter „Kann-Raum“ im Kontinuum zwischen Hier und Dort, Ich und Wir, städtisch und ländlich unbestimmt aber subjektiv bestimmbar. Daraus folgt, dass sich in den Untersuchungsräumen jeder (mehr oder weniger gut und konsistent) arrangieren, eine Kongruenz von Raum und Selbst herstellen kann. Man kann sich entscheiden, ohne sich festlegen zu müssen. Mit dem Offenhalten von Optionen steigen die Möglichkeiten, sich einrichten und heimisch werden zu können, wobei man weder den Raum noch die Menschen mögen oder sich diesem zugehörig bzw. diesen verbunden fühlen muss. Daher können alle Bewohner – gleich welcher Selbstpositionierung und -kategorisierung – ein Leben im Suburbanen führen, das zu ihnen passt und das immer wieder an verschiedene Kontexte und Situationen, Lebensphasen und Bedürfnisse angepasst werden kann.

Mit- und nebeneinander existieren im Suburbanen unterschiedliche Deutungsmuster vom Suburbanen, von sich selbst und von Anderen. Suburbane Räume sind somit kontingente Räume, deren Kennzeichen und Qualität die

signifikante Unbestimmtheit des Immer-auch-anders-sein-Könnens in der „Gleichzeitigkeit von Ungleichzeitigem“ (Bloch 1978) ist. Denn jedes Deutungsmuster ist aufgrund seiner sozialen, räumlichen und zeitlichen Spezifik im Werden und Gewordensein transformierbar, weshalb suburbane Räume in der Aushandlung immer auch offen für Umdeutungen sind (Abb. 44). „Einerseits Utopie und Ideal, andererseits pragmatischer Kompromiß – materiell und symbolisch gesehen war Suburbia von Anfang an ein hochgradig widersprüchliches und deshalb deutungsoffenes, wandlungsfähiges und robustes sozialräumliches und physiomoralisches Konzept und Konstrukt“ (Frank 2003: 340), ein Konstrukt, das jeder für sich (subjektiv) und mit Anderen (intersubjektiv) als Lebenswelt (re)produziert.

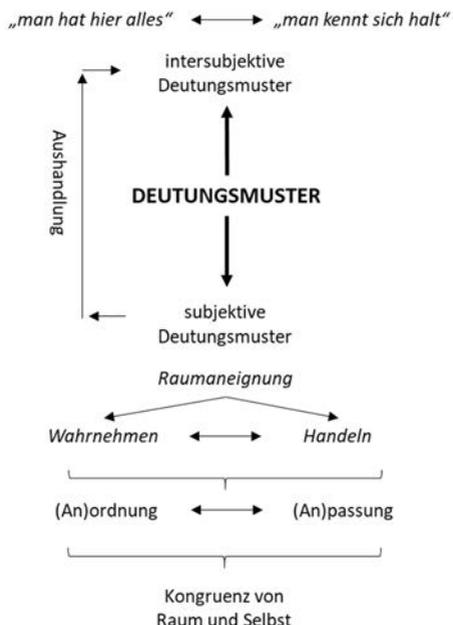


Abbildung 44: Vom subjektiven zum intersubjektiven Deutungsmuster der Bewohner im Suburbanen. Quelle: A. Göb

15 Abschließendes Fazit und Ausblick

In dieser Arbeit habe ich alltägliche Lebenswelten als Wirklichkeitskonstruktionen in suburbanen Räumen untersucht, die jeder Bewohner für sich (subjektiv) und mit anderen Bewohnern gemeinsam (inter-subjektiv) (re)produziert. Als „Schauplatz“ und „Zielgebiet“ (Schütz/Luckmann 2017: 32) erfolgt die (Re)konstruktion der Lebenswelten über Wahrnehmungs- und Handlungsweisen der Untersuchungsteilnehmer, die sich in Deutungsmustern (sinnhaften Routinen) manifestieren.

Um herauszufinden, welche Deutungsmuster im Suburbanen (Raum) vom Suburbanen (Raum und Leben) vorliegen, habe ich ein mehrstufiges, qualitativ-ethnographisches Forschungsdesign in zwei strukturähnlichen Untersuchungsräumen am Stadtaußenrand Hannovers (in Altwarmbüchen und Hemmingen-Westerfeld) umgesetzt (Teil B, Kap. 6). Die gewonnenen Daten beruhen auf 45 explorativ-episodischen Interviews, 45 Aktionsraumkarten und 16 Go-Alongs, die anhand eines auf Breite und Vielschichtigkeit angelegten Samples erhoben wurden (Teil B, Kap. 3.3). Die Auswertung ist triangulierend, unter Verwendung der dokumentarischen Methode und der dichten Beschreibung, durchgeführt worden (Teil B, Kap. 5.2 und 5.3).

Die ausführliche Ergebnisdarstellung mitsamt Fazit und Diskussion (Kap. 7 bis 13) ist, zusammen mit den sich daraus ergebenden zentralen Schlussfolgerungen (Kap. 14), in Teil C nachzulesen. Aufgrund dessen gehe ich an dieser Stelle ausschließlich auf die Beantwortung der forschungsleitenden Frage und die damit in Verbindung stehenden Aspekte meines Erkenntnisinteresses und der Zielsetzung dieser Arbeit ein.

15.1 Beantwortung der Forschungsfrage

Die vorliegenden Ergebnisse stellen meinen Forschungsbeitrag zur Erweiterung der empirischen Kenntnisse über Rauman eignungs- und Konstitutionsweisen im Suburbanen dar, in deren Mittelpunkt die Frage steht:

Wie konstruieren Bewohner im suburbanen Raum ihre alltägliche Lebenswelt?

Lebenswelten im Suburbanen werden von den Bewohnern im Rahmen ihrer Selbstwahrnehmung im Abgleich mit Anderen und dem Raum, in dem sie leben (Selbstpositionierung unter Anordnung von Mensch und Materialität), konstruiert, ihre Wahrnehmungsweisen im Handeln aktualisiert. Über die Wohnstandortentscheidung legen sie einen Fixpunkt fest, der ihre Raumnutzungs- und Interaktionsmuster (Aktionsraum- und Netzwerkbildung) ebenso beeinflusst wie die kognitiv-emotive Erfassung sozial-räumlicher Gegebenheiten.

Neben sozialen können auch raumbezogene Zugehörigkeitszuschreibungen zur Ausbildung der Ich-Identität vorgenommen werden, die sich in einer Selbstkategorisierung als Urbanit bzw. Städter und Dörfler (idealisiert durch die Verwendung von Stereotypen) oder in einer indifferent neutralen Haltung der Bewohner widerspiegelt. Die anderen Bewohner werden als (un)ähnliche Andere wahrgenommen und zur Abgrenzung des Selbst herangezogen. Insgesamt lassen sich relativ konsistente Einstellungs- und Verhaltensweisen der Bewohner nachweisen, die neben- und miteinander im suburbanen Raum existieren können. Trotz unterschiedlicher Dispositionen fassen alle Bewohner ihren mehr oder weniger freiwillig gewählten Wohnstandort als selbstverständlichen Handlungshintergrund auf, der ihnen schlicht gegeben ist. In ihrer ontologisierenden Beschreibung und stereotypen (z. T. vorurteilsverhafteten) Attribuierung im Vergleich mit Stadt und Land ist der suburbane Raum für die meisten Bewohner zwar prestigelos, aber pragmatisch und unabhängig von dem jeweiligen Selbstkonzept, funktional, weil „man alles hat“ und „sich halt kennt“ (Kap. 14.3). Auf diesen „gemeinsamen Nenner“ können sich alle Bewohner in ihrer zuvorderst auf Zweckmäßigkeit und Bequemlichkeit ausgerichteten Haltung einigen, der sich alle anderen Motive, Präferenzen und Ziele unterzuordnen scheinen.

Funktionalität und Pragmatismus bestimmen nicht nur die Wahrnehmung, sondern auch das Handeln der Bewohner im suburbanen Raum. Die Raumnutzung vor Ort ist, das zeigt sich in den Aktionsräumen, auf das Normale, Tägliche abgestellt, d. h. auf den Gebrauch von Infrastrukturen und Versorgungseinrichtungen (Supermarkt, Drogerie, Kindergarten, Schule usw.),



Abbildung 45: Zusammenfassende, abstrahierte Ergebnisdarstellung. Quelle: A. Göb

kann aber auch Hobby- und Freizeitaktivitäten (Sport im Verein, Spazierengehen in der Feldmark u. Ä.) umfassen. Der übrige Alltag läuft ohnehin zu Hause (Haus-, Handwerks- und Gartenarbeiten, Familienleben) oder woanders ab. Beziehungen zu anderen Bewohnern werden vorwiegend über die Institution Bekanntschaft gebildet und zeichnen sich durch Distanz bei gleichzeitiger Vertrautheit aus. Die Wahrscheinlichkeit, einander zu kennen und zu treffen ist aufgrund der sozialen wie räumlichen Überschaubarkeit des Ortes sehr hoch, denn man begegnet sich (zwangsläufig) immer wieder. Zum Schutz der Privatsphäre werden deswegen, besonders auf der Nachbarschaftsebene, physisch-materielle und semantische Grenzen gegenüber Anderen gezogen. Bindungen können aber auch intensiviert werden, zufällig in der Aushandlung oder intentional durch Integration (passiv oder aktiv) sowie Engagement (im Verein, in der Politik etc.). Jedoch sind die Bindungen der meisten Bewohner an den suburbanen Raum und die dort anzutreffenden Menschen oberflächlich-funktionaler Natur. Das heißt aber nicht, dass man sich nicht wohlfühlt oder unzufrieden mit seinem Leben vor Ort ist. Vielmehr ermöglicht diese Unverbindlichkeit es jedem Bewohner, sich „einzuordnen“ wo und wie er mag (auf seiner präferierten räumlichen Ebene, d. h.

im Zuhause, in der Nachbarschaft und/oder im Ort sowie durch die Wahl räumlich und sozial z. T. differierender Bindungsintensitäten). So kann eine Kongruenz von Raum und Selbst hergestellt werden – immer wieder und unter veränderten (Lebens-)Bedingungen (Abb. 45).

Welche Rückschlüsse lassen Lebenswelten im Suburbanen auf einen „suburban way of life“ zu?

Da ich in dieser Arbeit Lebenswelten im Suburbanen untersucht habe, können Aussagen über einen in den Untersuchungsräumen vorliegenden „suburban way of life“ erst in der Reflexion und im Abgleich mit der Literatur aufgezeigt werden. Die herausgestellten Deutungsschemata weisen darauf hin, dass sich die Bewohner in habitualisierten Praktiken der Distanzierung (im Öffentlichen) und der Besonderung (im Privaten) auf einen übergeordneten Modus des Zusammenlebens verständigen können, der sich primär durch Funktionalität und Pragmatismus sowie Bekanntschaft auszeichnet. Die Zweckgerichtetheit im räumlichen und sozialen (Inter)agieren zeigt sich bereits im Zuzugsmotiv, das auf die Lage und infrastrukturelle Ausstattung des Ortes rekurriert. Dieser er- und gelebte Pragmatismus wird von den Bewohnern aber nicht negativ wahrgenommen, sondern als Optionalität verstanden. Aufgrund der „Nähe zu“ kann jeder im Suburbanen das Leben leben, das zu ihm passt. Neben dem Kompromiss (für den Standort und dementsprechend für das „Dazwischen“ eines städtischen bis ländlichen Lebens) bietet der Raum Komfort, denn „es ist alles da“. Man kennt alles und jeden (zumindest kategorisch bzw. gefühlt) und muss für ein Leben in distanzierter Vertrautheit keinen großen Effort erbringen. Die Aufrechterhaltung der „richtigen“, d. h. angemessenen sozialen wie räumlichen Distanz wird im Ritual des Grüßens und in einer allgemein anerkennenden Haltung von Höflichkeit und Toleranz offenbar, die in der Aushandlung jederzeit angepasst werden kann.

Während es Untersuchungen zum „suburban way of life“ hauptsächlich in den 1950er-/60er-Jahren im Rahmen von Gemeindestudien in Nordamerika z. B. von Fava, Gans und Whyte gab, existiert für die deutsche Suburbia nur eine vergleichbare Studie, die vor mehr als zehn Jahren in einem Randgebiet Hamburgs durchgeführt wurde. Menzl weist in dieser Studie nach, dass es eine typische Lebensform im Suburbanen gibt, die sich durch eine Privatisierung und Fokussierung auf das nahräumliche Umfeld, eine Schwerpunkt-

setzung auf Kinder und Familie sowie eine sozial-räumliche Homogenität auszeichnet (2007: 399 ff.). Im Vergleich mit dieser und den in Teil A, Kap. 1.2 aufgeführten Studien zur (Sub)urbanität lässt sich in den von mir untersuchten Gebieten Folgendes feststellen: Eine „Privatisierung“ und Heimzentrierung liegt auch in Altwarmbüchen und Hemmingen-Westerfeld vor, die mit dem zuvor geschilderten Modus des pragmatischen Funktionalisierens sowie bekanntschafflichen Kennens und Vertrautseins einhergeht. Dadurch, dass man sich kennt („Entprivatisierung im Öffentlichen“), ist man nur zu Hause ungestört und unbeobachtet. Daher kommt dem Heim für viele der Untersuchungsteilnehmer eine besondere Bedeutung als „Präferenzschicht“, d. h. primärem Aufenthalts- und Wohlfühlraum zu, weil man hier sein kann, wer man will und wie man will (Teil C, Kap. 14.1). Gründe für einen Rückzug bestehen in einer legitimierten Möglichkeit zur Vermeidung Anderer aufgrund differierender Einstellungen und Verhaltensweisen („Fremdheitskonstruktion“), wie dem Bedürfnis nach Selbstbestimmtheit und Handlungsfreiheit, die in dieser Form nur im Privaten zu finden ist. Das Zuhause ist der Ort der Familie und Emotionalität (intimer Vertrautheit), der auch auf andere Maßstabebenen (Nachbarschaft, Ort) übertragen oder (in eine andere Stadt, ins Umland oder ganz woanders hin) „ausgelagert“ und – vom lokalen Aktionsraum des Täglichen zum regionalisierten Aktionsraum für das Besondere (Freunde treffen, Freizeit verbringen) bzw. räumlich unbegrenzten, virtualisierten Aktionsraum – ausgeweitet werden kann.

Die Untersuchungsteilnehmer bestätigen auch die Attraktivität des suburbanen Raums für Familien, basierend auf der „familienfreundlichen Infrastruktur“, die oftmals ein ausschlaggebender Faktor für ihren Zuzug war. Neben jungen oder in der Gründungsphase befindlichen Familien sind in Altwarmbüchen und Hemmingen-Westerfeld (trotz einsetzenden Generationenwechsels) mindestens genauso viele „gealterte“ bzw. „konsolidierte“ Familien anzutreffen. So bleiben die meisten Bewohner auch nach dem Fortgang ihrer Kinder als Empty Nester oder verwitwet im Ort wohnen. Dies liegt nicht nur am gebildeten Eigentum und (baulichen) Anpassungen des Heims an die jeweiligen Bedürfnisse, sondern auch an etablierten (Unterstützungs-)Netzwerken, die bei zunehmender Alterung und biographischer Schließung immer wichtiger für eine anhaltend selbstständige Alltagsgestaltung vor Ort werden. Zudem ist es die räumliche und soziale Überschaubarkeit, die den (älteren) Bewohnern Sicherheit und Orientierung im Alltag vermittelt, aber auch der

Gewöhnungseffekt, der zum Bleiben anregt. Die örtliche Infrastrukturausstattung wird dementsprechend als familien- wie seniorengerecht bewertet und lokal nachgefragt. Aufgrund der Lage und Anbindung sowie der (noch) annehmbaren Wohnkosten und -angebote werden die Untersuchungsräume auch zunehmend attraktiv für andere Bewohnergruppen wie Singles und Paare ohne Kinder. Gleichwohl sind Altwarmbüchen und Hemmingen-Westerfeld quartiersintern weitestgehend sozial homogen aufgestellt, wobei Diversifikationsprozesse eine „gemäßigte Heterogenität“ auf Ortsebene, sowohl in sozialer als auch in räumlicher Hinsicht, hervorgebracht haben. Vielfach wünschen sich die Untersuchungsteilnehmer sogar soziale Homogenität im unmittelbaren Wohnumfeld, weshalb nicht erwartete Unterschiede (Ausbleiben einer sozialen Homophilie) irritieren, stören und z. T. negativ beurteilt werden. Eine sozial-räumliche (Identifikations-)Einheit von Raum und Menschen bildet sich bei den meisten Bewohnern (außer Zuhause) nicht aus, was für ein funktionierendes Zusammenleben aber auch nicht notwendig zu sein scheint. Folglich zeichnet sich ein „suburban way of life“ in den untersuchten suburbanen Räumen durch Pragmatismus und Privatheit, Bekanntheit und Vertrautheit unter möglichst ähnlichen Anderen aus. Meine Forschungsbefunde bestätigen und ergänzen somit bisherige Erkenntnisse, zeigen aber zugleich die raum-zeitliche und sozial-räumliche Variabilität des Phänomens für die verschiedenen Lebensweltschichten auf.

Welche Unterschiede liegen in den untersuchten, strukturell ähnlichen suburbanen Räumen vor?

Bei den von mir ausgewählten Untersuchungsräumen, die unmittelbar an den administrativen Stadtrand Hannovers angrenzen, treten kaum Unterschiede auf, weder bei ihrer Wahrnehmung und Nutzung, noch im Wechselspiel der Interagierenden. Der einzige Unterschied, der sich trotz nahezu identischer funktionaler Ausstattung der Grundzentren zeigt, wird im Mobilitätsverhalten der Untersuchungsteilnehmer offenbar. Ausschlaggebend hierfür ist die Lage der Wohnfolgeeinrichtungen und die Anbindung der Orte an die Stadt Hannover (dazu Teil C, Kap. 10). Die integrierte Lage der Versorger und der Stadtbahnanschluss machen Altwarmbüchen zu einem „Ort der kurzen Wege“, die zu Fuß, mit dem Fahrrad oder dem ÖPNV bestritten werden, während zur innerörtlichen Versorgung in Hemmingen-Westerfeld vermehrt der Pkw genutzt wird (Zäsur des Gebietes durch die B3) und Fahrten in die

Stadt mit dem Auto oder dem Fahrrad zurückgelegt werden (wegen der ungünstigen Busverbindung mit Umstieg). Landschaftlich sind beide Untersuchungsräume gleichermaßen in die Natur eingebunden, was die Bewohner in Hinblick auf ihre Freizeitgestaltung vor Ort positiv bewerten. Öffentliche Räume werden überwiegend zur Passage und für den kurzen, unverbindlichen Kontaktaustausch genutzt, sodass aktuelle (Altwarmbüchen) wie abgeschlossene (Hemmingen-Westerfeld) Qualifizierungsbestrebungen für die Attraktivierung des Außenraums kaum zu einer Belebung des Zentrums (Bezeichnung in Altwarmbüchen) bzw. Rathausplatzes (Bezeichnung in Hemmingen-Westerfeld) beitragen. Bezugnehmend auf die Einstellungs- und Verhaltensweisen der Bewohner in Altwarmbüchen und Hemmingen-Westerfeld können keine Differenzen ausgemacht werden, denn es gibt in beiden Untersuchungsräumen Bewohner, die sich als Städter, Dörfler oder Indifferente positionieren und entsprechende Dispositionen und Distanzierungspraktiken zeigen.

Die unterschiedlichen Schwerpunktsetzungen auf den Homepage-Profilen der Kommunen (Eigenständigkeit und Wir-Gefühl in Hemmingen, Lagegunst und Annehmlichkeit in Isernhagen, Teil B, Kap. 6.3) fokussieren jeweils verschiedene Aspekte, die bei der Lebensweltkonstruktion der Bewohner – unabhängig von ihrem Wohnort – durch individuelle Auslegung und Auslebung zum Tragen kommen können. Das öffentlich präsentierte Ideal oder intendierte Soll bietet zwar Anknüpfungspunkte für die Orientierung und Reflexion der eigenen Position, doch stellt es kein Differenzierungsmerkmal zwischen den Bewohnern aus Hemmingen-Westerfeld und Altwarmbüchen dar.

15.2 Anknüpfungspunkte und Verwertungsperspektiven der Forschungsbefunde für die Wissenschaft und Planungspraxis

Die im Rahmen dieser Studie gewonnenen Untersuchungsergebnisse tragen nicht nur zur Erweiterung des Grundlagenwissens über den Alltag bzw. das Leben in suburbanen Räumen und deren Konstruktionsweisen bei, sondern sind auch von planungspraktischer Relevanz. Dies möchte ich nachfolgend erläutern.

Zum Mehrwert eines Perspektivenwechsels für die Raumforschung und Planungspraxis

Die theoretische und methodische Fundierung meiner Arbeit in der Lebensweltanalyse ermöglicht eine intensive Auseinandersetzung mit Sinnsetzungsprozessen von Subjekten in räumlich festgelegten Kontexten. Die hierbei aufgedeckten Wirklichkeitskonstruktionen sind für eine alltagsweltlich orientierte Planung(spolitik) und Wissenschaft insofern bedeutsam, als alles Erklären und Verstehen in der „vorwissenschaftlichen, für den [...] Menschen selbstverständlichen Wirklichkeit beginnen [muss]“ (Schütz/Luckmann 2017: 29). Außerdem fördert dieser Ansatz ein wechselseitiges Verständnis zwischen Planern und Bepflanzten, Forschern und Beforschten indem transdisziplinäre Arbeitsweisen aufgegriffen werden, die durch (Selbst-)Reflexivität, aktiven Diskurs und lösungsorientierte (Inter)aktionen gekennzeichnet sind.²⁴²

Wenn handlungszentrierte, sozialgeographische Analysen Eingang in die Planung finden, wird Raum als Bedingung, Mittel und Folge einer „gemachten Geographie“ (Werlen 1995, 1997) verstanden. Was wie wahrgenommen und handlungsrelevant wird, manifestiert sich in den Wirklichkeitskonstruktionen der Bewohner und ihrem individuellen activity space (Aktionsraum). Die Ich-Zentrierung des Subjekts in seiner Welt und seine selbstselektive Raumaneignung zeigt sich auch beim Thema „Grenzziehung“: Während Planer mit administrativen Grenzen arbeiten (müssen), spielen diese für die meisten Bewohner keine Rolle.²⁴³ Da auch aus wissenschaftlicher Sicht Uneinigkeit über die Definition und Abgrenzung suburbaner Räume besteht, bieten (inter)subjektive Raumkonstruktionen die Möglichkeit, Relevanzstrukturen hinter er- und gelebten (identifikationsbedeutsamen) Grenzen aufzuzeigen.²⁴⁴ Diese können planungspraktisch genutzt werden, um z. B. För-

242 Weiterführend hierzu: Bergmann/Jahn/Knobloch et al. 2012; Brinkmann/Bergmann/Huang-Lachmann et al. 2015; Caniglia/John/Kohler et al. 2016.

243 Wenngleich die im Rahmen der kommunalen Neugliederung festgelegten künstlichen Grenzen durch (Re)produktion der Verantwortlichen und der darin Handelnden mit der Zeit an „Natürlichkeit“ gewinnen können, verbleiben sie im Handeln oft abstrakt. Eine Ausnahme bildet z. B. die für die ÖPNV-Nutzung wichtige Abgrenzung der Großraumverkehr Hannover GmbH (GVH), da mit ihrer vorgegebenen Zonierung unterschiedliche Tarifstufen einhergehen.

244 Wichtiger als die Definition ihres Wohnortes ist den Bewohnern (aber auch den Planern, wie aus Gesprächen in Isernhagen und Hemmingen deutlich wird), dass dieser ein Gebrauchs-

dergebiete und -maßnahmen so abzugrenzen, dass sie die Aktionsräume der Bewohner besser widerspiegeln und dadurch auf eine größere Resonanz bei den Betroffenen treffen. Denn raumwissenschaftliche Konstrukte²⁴⁵ sind normalerweise keine Alltagskonstrukte und bleiben überall dort wirkungslos, wo Grenzen gezogen werden, die es aus Sicht der Bewohner nicht gibt.

Planer und Politiker wie Wissenschaftler könnten sich daher auch als „Lebensweltgestalter“ bzw. „-vermittler“ verstehen und sollten sich stärker mit den verschiedenartigen Interessen und Belangen, die innerhalb der Bewohnerschaft existieren, auseinandersetzen. Dies ist kein neues Postulat, wie ein Zitat aus den 1980er-Jahren zeigt: „Aufgabe der Planung ist es bzw. wäre es, die alltagsweltliche Perspektive der handelnden Akteure konzeptionell, empirisch und kritisch einzubeziehen“ (Aring/Butzin/Danielzyk et al. 1989: 334). Während Bewohner Experten ihrer Lebenswelt sind und diese in der natürlichen Einstellung fraglos erleben, bewerten Planer diese in der „reflexiven Einstellung“, nehmen sich Problemen fachbezogen an und stellen Selbstverständlichkeiten infrage.²⁴⁶ Lebenswelten von Bewohnern sind primär auf Kleinräumigkeit, Subjektzentriertheit und Gegenwartsorientierung ausgerichtet, wohingegen sich „Planerwelten“ an Kriterien der raumzeitlichen Weitläufigkeit des Gebiets, der Handlungskonsequenzen und der Planungsdauer orientieren. So handeln Planer eher distanziert-theoretisch unter Einbeziehung ihrer ingenieursfachlichen Expertise und nehmen Quartiere bzw. Planungseinheiten v. a. von oben bzw. außen in den Blick (Lang 2000: 66). Dies reicht jedoch nicht aus, um der zunehmenden Ausdifferenzierung von Einstellungs- und Verhaltensweisen der Bewohner planungspraktisch gerecht zu werden und die damit einhergehenden Ansprüche und Anforderungen an die Ausstattung und Ausgestaltung von Alltagsräumen adäquat zu erfassen (Göb/Othengrafen 2017).²⁴⁷ Solcherart Erkenntnisse

raum des Täglichen ist, der im Wahrnehmen und Handeln sinnhaft angeeignet wird und dafür keinerlei Bezeichnung braucht.

245 Ein Grund, warum suburbane Räume von ihren Bewohnern nicht als solche bezeichnet werden.

246 Selbiges gilt auch für Forscher, die innerhalb ihrer geschlossenen Sinnwelten agieren.

247 Hierzu ein Anwendungsbeispiel:

Die Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Wohnen in Berlin arbeitet seit dem Jahr 2006 mit „lebensweltlich orientierten Räumen“ (LOR). Diese statistisch festgelegten Regionen fungieren als „räumliche Grundlage für die Planung, Prognose und Beobachtung demografischer und sozialer Entwicklungen“ und werden für ein ressortübergreifendes

sind jedoch notwendig, um nachhaltig(er) und zielgenau(er) planen bzw. flexibel auf veränderte Bedarfe reagieren zu können. Daraus folgt, dass der aktiven Partizipation der Bewohnerschaft eine erhebliche Relevanz bei der Etablierung einer lebensweltlich orientierten Planung zukommt, die wechselseitige, transformative Lernprozesse möglich macht.

Dass suburbane Räume nur unter der Voraussetzung lebendiger politischer, sozialer und kultureller Teilhabe wie auch realer Sinneserfahrung „Heimat“ werden können (Sieverts 1997: 75), scheint für die meisten Bewohner Suburbias nur eine geringe Relevanz zu haben bzw. optional zu sein. Mit der Fokussierung auf das Heim sowie dem Wunsch nach Rückzug, Sicherheit und Geborgenheit geht bei vielen Bewohnern ein „ausgesprochenes Desinteresse an allem Öffentlichen“ (Menzl 2007: 400) einher – jedenfalls solange nichts stört. So gelingen Aufrufe zur Mitwirkung der Bewohner an Planungsprozessen in ihrem Wohnumfeld oft nur bei unmittelbarer Betroffenheit (Nimby-Protestaktion)²⁴⁸ und Maßnahmen, die ihren Alltag vor Ort erleichtern, d. h. bei strukturellen Barrieren ansetzen (z. B. bei Fragen zu Betreuungsangeboten für Kinder, Pflegeangeboten für Senioren, Schwimmbadschließungen). Trotz oder gerade wegen des vielfach explizierten Desinteresses, der mangelnden Problemwahrnehmung und der auf Bequemlichkeit ausgerichteten Lebensweise ist es jedoch notwendig und lohnenswert, Bewohner und ihre (inter)subjektiven Lebenswirklichkeiten in Planungsprozessen aktiv einzubinden. Denn „Suburbia ist kein abstrakter Planungsgegenstand, sondern als Teil der Lebenswelt wahrzunehmen, der die Wünsche und Sehnsüchte vieler Menschen nach dem idealen Wohnen und Leben befriedigt“ und dabei eng verbunden mit Themen wie „Heimat, Identität und Wohnzufriedenheit“ ist (Hesse/Mecklenbrauck/Polívka et al. 2016: 286).

und raumbezogenes Planen und Verwaltungshandeln verwendet, um „öffentliche Ressourcen künftig auf Ebene der Planungsräume zielgerichteter und sozial gerechter, d. h. besser an der Lebenslage der Bewohner orientiert [einsetzen zu können].“ Ziel ist es, „die lebensweltliche Homogenität von Gebieten abzubilden und gleichzeitig die Vergleichbarkeit der Planungsraumeinheiten zu wahren“, Lebenswelten Vorrang vor Planerwelten einzuräumen. https://www.stadtentwicklung.berlin.de/planen/basisdaten_stadtentwicklung/lor/ (letzter Abruf: Juni 2020).

248 Akronym für „Not in my backyard“. Nimby-Verhalten wird im Planungsjargon hauptsächlich mit dem sog. Wutbürger in Verbindung gebracht und nimmt Bezug auf lokal geprägte Bürgerproteste.

Daneben lässt sich feststellen, dass viele Bewohner eine „feste Bindung an den Wohnort für eine ‚vormoderne‘ Orientierung“ (Menzl 2007: 345) halten und sich bei der Arbeitsplatzwahl und ihrem Lebensentwurf nicht einschränken möchten. Diese fehlende (emotionale) Ortsbindung, die sich weder automatisch nach einer gewissen Wohndauer einstellt noch von der Gemeinde (-Politik) herstellen lässt, erschwert die Etablierung von informellen Ansätzen zur Kommunikation, Kooperation sowie der „kollektiven Selbstorganisation“, die dem Charakteristikum des „Raumtyps Privatopia“ (BMVBS 2013: 134) entgegenstehen. Heimat findet man am ehesten im Heim, das man frei gestalten und den eigenen Wünschen entsprechend verändern kann (Göb 2019a, 2019b). Vor diesem Hintergrund greifen Placemaking-Ansätze²⁴⁹ in suburbanen Räumen oft nicht. Außerdem können solche Ansätze „zu Einschränkungen individueller Gestaltungsmöglichkeiten führen, weil dem Kollektiv und der Bindung an den spezifischen Raum ein zu großes und ideologisch überfrachtetes Gewicht beigemessen wird“ (Fürst 2010: 361). Heimisch wird man im Prozess der Aneignung, der auf unterschiedlichen Maßstabsebenen unterschiedlicher Intensität wirksam werden kann. Deshalb können auch plurale Heimaten neben- und miteinander „existieren“ – als konkret materialisierter und/oder emotionaler, symbolischer Raum. Um diese verschiedenen Heimaten zu entdecken und damit ein wechselseitiges Verstehen(lernen) zwischen und eine Annäherung von „Planer- und Bewohnerwelten“ zu erreichen, eignen sich bspw. Methoden der Sozialraumanalyse.

Zur Anwendung der verwendeten Erhebungsinstrumente in der Planungspraxis

Gans stellte bereits 1974 fest, dass es Planern in der Regel nicht gelingt, durch bauliche auch soziale Veränderungen herbeizuführen geschweige denn diese zu verstehen und für sich zu nutzen. Mit soziologischen Analysen, so Gans weiter, werde dies aber wahrscheinlicher (1974: 83 f.), was ich mit den in dieser Arbeit verwendeten Erhebungsinstrumenten zeigen möchte.

Aktionsraumkarten ermöglichen es, Wege- und Nutzungsmuster von Bewohnern eines Ortes visuell abzubilden. Eine stärkere Standardisierung des hier angewandten Verfahrens (z. B. durch eine vorgegebene Legende/Sym-

249 Hierzu auch: BMVBS 2013: 133 ff.; Hesse 2015, 2018; Fürst 2005.

bole für verwendete Verkehrsmittel, Häufigkeit, beteiligte Personen etc.) könnte Bedarfe der Bewohner zielgenauer herausfiltern (Anpassung von Öffnungszeiten, zusätzliche Fahrradständer, Begrünungsmaßnahmen etc.), um bspw. bestimmte Wege und Nutzungen in einem Ort zu attraktiveren. Zudem könnte die Methode über „Standardverfahren“ – wie quantitative Fragebögen oder Workshops – hinaus das Partizipationserleben der Ortsbewohner steigern und eine individualisierte bzw. fokussierte „Anhörung“ zu bestimmten Themen erleichtern. Die Verwendung des Instruments bietet sich besonders bei Bewohnern mit geringerem Artikulationsvermögen (Migranten, Kinder und Jugendliche) sowie zur Durchführung in öffentlichen Räumen an, da Aufmerksamkeit erzeugt wird und Gespräche sowie Befragungsergebnisse en passant generiert werden können.

Auch Go-Alongs eignen sich als niedrigschwelliges Beteiligungsformat für die Erhebung von Ortsbelangen, weil kein Mehraufwand für Untersuchungsteilnehmer entsteht, die bei ihrem alltäglichen Tun einfach begleitet werden. In angepasster Form könnte das Erhebungsinstrument auch als Stadtpaziergang („mobile Gruppendiskussion“) eine größere Teilnehmerzahl in die Erhebung integrieren, um Politiker und Planer auf (inter)subjektiv wahrgenommene soziale, funktionale und städtebauliche Missstände im Ort aufmerksam zu machen. Durch das Tracking der Wege via GPS könnte dieses Verfahren auch (zeitaufwendige) Tagebuchprotokollierungen substituieren (zumindest komplementieren) sowie Aktionsräume in ihrer regionalisierten Reichweite raum-zeitlich erfassen²⁵⁰ und somit als Erhebungs- und Planungsgrundlage für Pendel- und Freizeitverkehre hilfreich sein.

Wenngleich die explorativ-episodischen Interviews bzw. quasi-natürlichen Gespräche den größten Informationsgehalt über alltägliche Lebenswelten hervorbringen, bietet sich diese Erhebungsmethode wegen ihrer zeitintensiven Vor- und Nachbereitung ausschließlich in konzentrierter Weise, d. h. mit Bezug auf bestimmte Akteure bzw. Akteursgruppen für die Planung an.

250 Dieser Vorschlag zur Datengenerierung erweitert das in dieser Erhebung verwendete Instrument „Aktionsraumkarte“, die sich ausschließlich auf einen vorab festgelegten Erdraumausschnitt (Ortsteil) bezogen hat. Die tatsächliche Reichweite des individuellen Aktionsraums der untersuchten Bewohner konnte durch die Integration und Reflexion der im Interview und z. T. in den Go-Alongs mitgeteilten und mitgemachten Aktivitäten raum-zeitlich erfasst werden.

Positiv an allen von mir angewandten Erhebungsverfahren ist zu bewerten, dass viele Untersuchungsteilnehmer Freude an diesen aktiven Teilhabeformen hatten und sich zum ersten Mal – trotz bestehender Beteiligungsangebote der jeweiligen Gemeinde- bzw. Stadtverwaltung – ernstgenommen und gehört fühlten. Zusammenfassend bleibt daher festzuhalten, dass die für die Lebensweltanalyse im Suburbanen gewählten Methoden auch einen Mehrwert für die Raumplanung darstellen, da sie anschaulich machen, welche Deutungsmuster an einem Ort vorliegen und das Zusammenleben der Bewohner prägen.

15.3 Zukünftige Forschungsfelder und -themen

Die gewählten Untersuchungsräume Altwarmbüchen und Hemmingen-Westerfeld repräsentieren einen bestimmten Suburbia-Typ. Diesen Typ kennzeichnet, dass er unmittelbar an die Kernstadt angrenzt (Stadtaußenrandlage), lokal und überregional gut ein- und angebunden, infrastrukturell angemessen ausgestattet ist. Die Untersuchungsräume sind seit ihrer planmäßigen Anlage (1950-/60er-Jahre) durch die Ausweisung von Baugebieten kontinuierlich gewachsen und haben sich baulich-funktional ausdifferenziert. Da weder Missstände vorliegen (sozial, gestalterisch, städtebaulich) noch externe Eingriffe in den Wohnungsmarkt (wegen Leerstand, Sanierungs-/Modernisierungstau usw.) notwendig sind, können die von mir gewählten Räume als attraktive Wohnstandorte resp. „zukunftsfähige Selbstläufer in hochattraktiven Lagen“ (BMVBS 2013: 134) charakterisiert werden.²⁵¹

Die Auswahl strukturell ähnlicher Untersuchungsräume innerhalb einer Region legt zugleich die begrenzte Reichweite und Aussagekraft dieser Studie offen. Diese Begrenzung wurde, weil es sich um eine Ortsstudie handelt,

251 Die Untersuchungsräume profitieren von der Wohnungsknappheit und den hohen Immobilien- und Mietpreisen der Stadt Hannover sowie Reurbanisierungstendenzen. Da keine Probleme hinsichtlich der Wiedervermietung und des Verkaufs von Immobilien bestehen, finden in den vorliegenden Fällen klassische planerische Handlungsempfehlungen zur (gestalterischen) Qualifizierung bzw. dem „Refitting“ keine Verwendung (Teil A, Kap. 1.1). Für die zukünftige Entwicklung der Untersuchungsräume geht es vielmehr darum, vorhandene Ressourcen an den Bedarfen der Bewohner orientiert zu nutzen, um als Wohnstandort attraktiv zu bleiben (Monitoring). Wesentlich bleibt die Gewährleistung der wohnstandortnahen Versorgung über möglichst kurze Wege sowie die Vorhaltung von (digitalen) Infrastrukturen.

bewusst vorgenommen. So stand bei dieser Arbeit die Aufdeckung und detaillierte Analyse der Besonderheiten „vor Ort“ unter Berücksichtigung der spezifischen Gelegenheitsstrukturen im Fokus. Ohne weitere qualitative wie quantitative Studien in verschiedenen Raumtypen bleiben die gewonnenen Ergebnisse jedoch genauso „überschaubar“ wie die untersuchten Räume für ihre Bewohner. Dementsprechend sind die in dieser Arbeit getroffenen Aussagen nicht pauschal auf andere suburbane Räume übertragbar; sie sollten überprüft und ergänzt werden.

Neben dem expliziten Vergleich mit städtischen Quartieren und Dörfern resp. Siedlungen in ländlichen Räumen ist auch eine komparative Studie unterschiedlicher Regionen im Stadt-Land-Kontinuum sinnvoll, um die These der Stadt-Land-Nivellierung empirisch zu festigen und/oder zu modifizieren. Die von Otte/Baur herausgestellte „Sockeldifferenz“ bzw. „genuine [...] Kovariation von Raum und Lebensführung“ (2008: 113, 109) sollte durch interdisziplinäre Raumzugänge sowie Mixed-Methods-Ansätze genauer untersucht werden, dabei verstärkt auf kausale Zusammenhänge der Befunde eingehen und die Bedeutsamkeit von (Un)ähnlichkeiten ortsspezifischer Möglichkeitsstrukturen sowie regionaler Verflechtungen einbeziehen, um den „Sockel“ auf ein breiteres Fundament zu stellen. Denn die Vermutung liegt nahe, dass andere Typen suburbaner Räume, v. a. diejenigen, die weiter von der Kernstadt entfernt, schlechter ein- und angebunden sowie funktional unzureichend ausgestattet sind, vor anderen raumplanerischen und sozialen Herausforderungen stehen, andere Raumnutzungs- und Interaktionsmuster evozieren. Anzunehmen ist weiterhin, dass bei einer zunehmend heterogenen Zusammensetzung der Bewohnerschaft unterschiedlichste subjektive Deutungsmuster aufeinandertreffen, die schwieriger in Einklang zu bringen sind und bei extremeren Einstellungs- und Verhaltensweisen der Bewohner zu Konflikten führen können. Hierzu wären die Schattierungen der in dieser Arbeit herausgestellten Nähe-Ferne-Relationierung stärker zu beleuchten und die Frage zu stellen, ob es einen Schwellenwert bzw. einen Zeitpunkt gibt, ab dem Intoleranz und Streit wahrscheinlicher werden und soziale Kohäsion nicht mehr verhandelbar ist. In diesem Zusammenhang wäre es dann auch wichtig zu untersuchen, inwiefern sich dieses Verhalten überhaupt noch vom Urbanen oder Ruralen abhebt und worin sich die in meiner Arbeit gefundenen Ausprägungsformen von Indifferenz, institutionalisierter

Bekanntheit (Stichweh 2010) sowie Vermeidung (Baumgartner 1988; Anderson 2010) von denen in städtischen Räumen unterscheiden.

Die Suche nach „anderen [Sub-]Urbanitäten“ (Schmidt-Lauber 2018) und dem gleichzeitigen Auftreten von ungleichzeitigen Deutungsmustern und ihrer räumlichen Manifestation im Stadt-Land-Kontinuum ist und bleibt ein spannendes Untersuchungsfeld. Um weitere „different ways of [urban] life“ (Wirth 1938) auszumachen „gilt es, nach anderen Wegen der Beschreibung und Bewertung städtischen Lebens zu suchen und die offensichtliche Hierarchisierung von Städten nicht unreflektiert fortzuschreiben“ (Schmidt-Lauber/Wolfmayr 2016: 190). Die in dieser Studie aufgezeigten, parallel existierenden Konstruktionsweisen von Lebenswelten im Suburbanen sind Momentaufnahmen, die sowohl von übergeordneten als auch lokalen Entwicklungen geprägt sind und daher auch makroanalytisch untersucht und rückgebunden werden müssen. Neben Globalisierungs- und Individualisierungsprozessen wirken sich v. a. die wechselnde Zusammensetzung der Bewohnerschaft in den Wohnquartieren und deren Heterogenisierung auf die Ausformung des Zusammenlebens aus. Lebensweltkonstruktionen variieren nicht nur in ihrer Zeitlichkeit (in Abhängigkeit von der Wohndauer, der jeweiligen Lebensphase usw.), sondern auch kontextspezifisch im Rahmen von sozial-räumlichen Interaktionen. Dadurch ergeben sich kontinuierlich Verschiebungen, die die Gebiete mehr oder weniger homogen, mehr oder weniger urban erscheinen lassen und für Langzeituntersuchungen interessant machen, in denen die (Re)produktion von Werten und Normen *in situ* beobachtet werden kann.

Die neben- und miteinander vorliegenden subjektiven Wirklichkeiten im Suburbanen umfassen vielfältige Deutungsmuster, die in Aneignungs- und damit auch Aushandlungsprozessen der Bewohner immer wieder (neu) entstehen und miteinander synchronisiert werden (müssen). In dieser sozial-räumlichen Unbestimmtheit zeigt sich das Besondere der (gemeinsamen) Lebenswelt Suburbia, die als kontingent auslegbares Kontinuum gelesen werden kann, einer Lebenswelt, in der man kann, aber nicht muss. Deshalb schafft es jeder Bewohner – gleich welcher Disposition –, durch soziale wie räumliche Nähe-Ferne-Relationierung (Distanzierungsweisen), Neu-Anordnungen vorzunehmen bzw. sich (anders) zu positionieren und ein angenehmes, komplexitätsreduziertes und konfliktfreies Leben im Suburbanen zu führen.

Ausleitung



Abbildung 46: Tatort. Folge „Nachbarn“²⁵²

„Seine Frau hatte ihn vor Jahren für einen anderen Mann verlassen und die Tochter mitgenommen. Seitdem lebte er allein und zurückgezogen in der Vorstadtsiedlung [...].

Mit seinem Nachbarn lieferte er sich jedoch einen erbitterten Streit. Ein Gericht hatte entschieden, dass die Grenze zwischen ihren beiden Grundstücken nicht korrekt gezogen worden war. [...]

Schon bald entdecken [die Tatort-Kommissare] Max Ballauf und Freddy Schenk weitere Verbindungen in der Nachbarschaft, die die Bewohner mit aller Macht geheim halten wollen.“²⁵³

Wie in der Einleitung beschrieben, zeigt der Tatort „Nachbarn“, dass Nachbarschaftsverhältnisse fragile Konstrukte sind, die – sozial und raumbezogen – in der Reziprozität entstehen. So führt ein eskalierter Streit um Grenzen die Kölner Kommissare Ballauf und Schenk in einen Vorort, in dem nichts ist, wie es zunächst scheint. An ihrem Tatort können weder die Grundstücksgrenzen noch die Grenzen der Geheimhaltung aufrechterhalten werden. Eine mangelnde Distanz – sowohl in räumlicher als auch in sozialer Hinsicht – und ein fehlender Kompromiss belasten die nachbarschaftliche Situation, in der der Nahe nicht der Nächste ist, zu nahe kommt und deshalb „entfernt“ werden muss (Abb. 46).

252 https://www.youtube.com/watch?v=rkNTHpro5_4 (letzter Abruf: Juni 2020).

253 <https://www.daserste.de/unterhaltung/krimi/tatort/sendung/nachbarn-130.html> (letzter Abruf: Juni 2020).

Während die Kommissare zu „Spannern der Sehnsuchtswelten der anderen“²⁵⁴ werden, bin ich tief eingetaucht in diese Lebenswelten, die Tat-Orte der Bewohner, in denen der Aushandlung von Grenzen bzw. Distanzen ein enormer Stellenwert beigemessen wird, wobei das Erleben und Bewerten von Nähe resp. Ferne abhängig von der jeweiligen Selbstpositionierung des Ichs ist. Auf der Suche nach der „angemessenen“ Distanz wird dem Heim als „Grenzwall“ eine besondere Relevanz im Zusammenleben zugeschrieben, da es den Bewohnern Intimität, Schutz und Selbstbestimmtheit bietet. Begegnungen mit Anderen sind, weil man sie immer wieder trifft, erwartbar, Situationen kalkulierbar, sicher und vertraut. Im öffentlichen Raum kann man sich ritualisiert im Gruß begegnen, sich annähern, ohne dies zu müssen. In diesen Aushandlungsmomenten werden raumspezifische Verhaltensweisen (re)produziert, die eine auf Pragmatismus und Funktionalität beruhende Annehmlichkeit schaffen und das Zusammenleben vor Ort regeln.

Wenn die Distanznorm zwischen den Bewohnern doch gebrochen wird, Grenzen überschritten werden, kommt es – wie in der Kölner Nachbarschafts-siedlung – zum Konflikt bzw. der Neuaushandlung von Grenzen. Genau diese „Unannehmlichkeit“ versuchen die Bewohner in den von mir untersuchten Räumen, in ihrer Lebenswelt, zu vermeiden, weshalb für eine friedliche Koexistenz Grenzen (räumlich, zeitlich und sozial) gezogen werden.

Die Lebenswelt im untersuchten suburbanen Raum ist somit eine Aushandlungswelt der „richtigen“ Distanz (Nähe-Ferne-Relationierung). Dabei gehen stereotypisierte Raumwahrnehmungen und Affiliationen von sich selbst und Anderen mit unterschiedlichen Raumnutzungen (Aktionsräumen) und Beziehungsgraduierungen (vertraut bis anonym, freundschaftlich bis bekanntschaftlich) einher, die situativ und im Laufe der Zeit angepasst und modifiziert werden können. Die (Lebens-)Qualität im Suburbanen besteht aus Bewohnersicht v. a. darin, dass sich jeder irgendwie, irgendwo und irgendwann arrangieren und eine Kongruenz von Raum und Selbst ausbilden kann – ganz nach dem Motto: alles kann, nichts muss, solange die Grenzen gewahrt werden.

254 <https://www.spiegel.de/kultur/tv/tatort-aus-koeln-nachbarn-mit-dietmar-baer-und-klaus-j-behrendt-a-1138767.html> (letzter Abruf: Juni 2020).

Literaturverzeichnis

- Abels, H. (2010): Interaktion, Identität, Präsentation Kleine Einführung in interpretative Theorien der Soziologie. Wiesbaden.
- Adam, B.; Göddecke-Stellmann, J.; Sturm, G. (2015): Divergenzen und Konvergenzen in Großstadtreionen – kleinräumige Analysen. BBSR-Analysen KOMPAKT 01. Bonn.
- Adorno, T. W. (1950): Studien zum autoritären Charakter. Frankfurt am Main.
- Anderson, B. (1983): Imagined Communities: Reflections on the Origin and Spread of Nationalism. London.
- Anderson, E. (2000): Code of the Street: Decency, Violence, and the Moral Life of the Inner City.
- Antweiler, C. (2018): Kultur. In: Knopp, J; Steinbach, A. (Hrsg.): Grundbegriffe der Soziologie. Wiesbaden, 249–253.
- Aring, J. (1999): Suburbia – Postsuburbia – Zwischenstadt: die jüngere Wohnsiedlungsentwicklung im Umland der großen Städte Westdeutschlands und Folgerungen für die regionale Planung und Steuerung. (= Arbeitsmaterial der Akademie für Raumforschung und Landesplanung 262).
- Aring, J.; Herfert, G. (2001): Neue Muster der Wohnsuburbanisierung. In: Brake, K.; Dangschat, J. S.; Herfert, G. (Hrsg.): Suburbanisierung in Deutschland: Aktuelle Tendenzen. Wiesbaden, 43–56.
- Aring, J; Butzin, B.; Danielzyk, R.; Helbrecht, I. (1989): Krisenregion Ruhrgebiet? Alltag, Strukturwandel und Planung. Oldenburg (=Wahrnehmungsgeschichtliche Studien zur Regionalentwicklung Bd. 8).
- Augé, M. (2014): Nicht-Orte. München.
- Bahrenberg, G. (2003): Suburbanisierung – die Abschwächung der Stadt/Land-Differenz in der modernen Gesellschaft. In: Krämer-Badoni, T.; Kuhn, K. (Hrsg.): Die Gesellschaft und ihr Raum. Raum als Gegenstand der Soziologie 21. Opladen.

- Bathelt, H.; Glückner, J. (2002): Wirtschaftsgeographie in relationaler Perspektive: Das Argument der zweiten Transition. In: *Geographische Zeitschrift* 90 (1), 20–39.
- Baumgartner, M. P. (1988): *The Moral Order of a Suburb*. Oxford.
- Beck, U. (1986): *Risikogesellschaft: auf dem Weg in eine andere Moderne*. Frankfurt am Main.
- Beckmann, K. J.; Hesse, M.; Holz-Rau, C.; Hunecke, M. (2006): *Stadtleben. Wohnen, Mobilität und Lebensstil*. Wiesbaden.
- Bem, D. J. (1972): Constructing cross-situational consistencies in behavior: Some thoughts on Alker's critique of Mischel. In: *Journal of Personality* 40, 17–26.
- Berger, P.; Luckmann, T. (2004): *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie*. Frankfurt am Main.
- Bergmann, M.; Jahn, T.; Knobloch, T.; Krohn, W.; Pohl, C.; Schramm, E. (2012): *Methoden transdisziplinärer Forschung. Ein Überblick mit Anwendungsbeispielen*. Frankfurt am Main.
- Berndgen-Kaiser, A.; Bläser, K.; Fox-Kämper, R.; Siedentop, S.; Zakrzewski, P. (2014): Demography-driven suburban decline? At the crossroads: mature single-family housing estates in Germany. In: *Journal of Urbanism: International Research on Placemaking and Urban Sustainability* 7 (3), 286–306.
- Bieler, P.; Klausner, M. (2019): *Iterative Go-Alongs. Eine ethnografische Methode zur Erforschung des Zusammenspiels von psychischen Beeinträchtigungen und städtischer Umwelt*. In: Krumm, S.; Reinhold, K.; Löwenstein, H. (Hrsg.): *Qualitative Forschung in der Sozialpsychiatrie*. Köln, 173-183.
- Bloch, E. (1978): Über Ungleichzeitigkeit, Provinz und Propaganda. In: Bloch, E. (Hrsg.): *Tendenz – Latenz – Utopie*. Frankfurt am Main, 209–220.
- Blokland, T. (2003): *Urban Bonds*. Cambridge.
- Blokland, T.; Nast, J. (2014): From Public Familiarity to Comfort Zone: The Relevance of Absent Ties for Belonging in Berlin's Mixed Neighbourhoods. In: *International Journal of Urban and Regional Research* 38 (4), 1142–1159.

- BMVBS – Bundesministerium für Verkehr, Bau und Stadtentwicklung (Hrsg.) (2009): Strategien für Wohnstandorte an der Peripherie der Städte und in Umlandgemeinden. = BMVBS Online-Publikation 38/2009. http://www.bbsr.bund.de/cln_016/nn_23582/BBSR/DE/Veroeffentlichungen/BBSROnline/2009/ON382009.html (letzter Abruf: Februar 2020)
- Boczek, B. (2007): Transformation urbaner Landschaft: Ansätze zur Gestaltung in der Rhein-Main-Region. Zwischenstadt Band 11. Wuppertal.
- Bodenschatz, H. (2004): Suburbia als städtebauliche Herausforderung. In: Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung (BBR) (Hrsg.): Suburbia: Perspektiven jenseits von Zersiedelung. Forum Bau und Raum 1, 56–58.
- Bodenschatz, H.; Schönig, B. (2004): Smart Growth – New Urbanism – Liveable Communities: Programm und Praxis der Anti-Sprawl-Bewegung für Posturbia in den USA. Zwischenstadt Band 2. Wuppertal.
- Böhme, G. (1982): Urbanität. Ein Essay über die Bildung des Menschen und die Stadt. Frankfurt am Main.
- Bohnsack, R. (1997): „Orientierungsmuster“: Ein Grundbegriff qualitativer Sozialforschung. In: Schmidt, f. (Hrsg.): Methodische Probleme der empirischen Erziehungswissenschaft. Baltmannsweiler, 49–61.
- Bohnsack, R. (1998): Milieu als konjunktiver Erfahrungsraum. Eine dynamische Konzeption von Milieu in empirischer Analyse. In: Matthiesen, U. (Hrsg.): Die Räume der Milieus. Neue Tendenzen in der sozial- und raumwissenschaftlichen Milieuforschung in der Stadt- und Raumplanung. Berlin, 119–131.
- Bohnsack, R. (2001): Typenbildung, Generalisierung und komparative Analyse. Grundprinzipien der dokumentarischen Methode. In: Bohnsack, R.; Nentwig-Gesemann, I.; Nohl, A.-M. (Hrsg.): Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis. Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Opladen, 225–252.
- Bohnsack, R. (2003): Dokumentarische Methode und sozialwissenschaftliche Hermeneutik. In: Zeitschrift für Erziehungswissenschaft 6 (4), 550–570.
- Bohnsack, R. (2007a): Dokumentarische Methode. In: Buber, R.; Holzmüller, H. (Hrsg.): Qualitative Marktforschung. Wiesbaden, 319–330.

- Bohnsack, R. (2007b): Die dokumentarische Methode in der Bild- und Fotointerpretation. In: Bohnsack, R. Nentwig-Gesemann, I.; Nohl, A.-M. (Hrsg.): Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis. Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Opladen, 69–72.
- Bohnsack, R. (2009): Qualitative Bild- und Videointerpretation. Die dokumentarische Methode. Opladen.
- Bohnsack, R. (2013): Die dokumentarische Methode in der Bild- und Fotointerpretation. In: Bohnsack, R. Nentwig-Gesemann, I.; Nohl, A.-M. (Hrsg.): Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis. Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Opladen, 75–98.
- Bohnsack, R., Loos, P., Schäffer, B., Städtler, K., Wild, B. (1995): Die Suche nach Gemeinsamkeit und die Gewalt der Gruppe. Hooligans, Musikgruppen und andere Jugendcliquen. Opladen.
- Bohnsack, R.; Nohl, A.M. (2007): Exemplarische Textinterpretation: Die Sequenzanalyse der dokumentarischen Methode. In: Bohnsack, R. Nentwig-Gesemann, I.; Nohl, A.-M. (Hrsg.): Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis. Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Opladen, 303–308.
- Böltkens, f. (1992): Wertorientierungen in der Bundesrepublik Deutschland im regionalen und zeitlichen Vergleich. In: Klages, H.; Hippler, H.-J.; Herbert, W. (Hrsg.): Werte und Wandel. Ergebnisse und Methoden einer Forschungstradition. Frankfurt am Main, 168–186.
- Bormann, Oliver; Koch, Michael; Schmeing, Astrid; Schröder, Martin; Wall, Alex, (2005): Zwischen Stadt Entwerfen. Zwischenstadt Band 5. Wuppertal.
- Boudreau, J. A., Hamel, P., Keil, R.; Kipfer, S. (2017): Governing Cities Through Regions: Canadian and European Perspectives. Waterloo.
- Bourdieu, P. (1972): Entwurf einer Theorie der Praxis (auf der ethnologischen Grundlage der kabyllischen Gesellschaft), Frankfurt am Main.
- Bourdieu, P. (1980): Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft. Frankfurt am Main.
- Bourdieu, P. (1982): Die feinen Unterschiede. Frankfurt am Main.
- Bourdieu, P. (1991): Physischer, sozialer und angeeigneter Raum. In: Wentz, M. (Hrsg.): Stadt-Räume. Frankfurt am Main, 25–34.

- Brake, K. (2001): Neue Akzente der Suburbanisierung. Suburbaner Raum und Kernstadt: eigene Profile und neuer Verbund. In: Brake, K.; Dangschat, J. S.; Herfert, G. (Hrsg.): Suburbanisierung in Deutschland: Aktuelle Tendenzen. Wiesbaden, 15–26.
- Brake, K. (2006): Der suburbane Raum: zwischen „Appendix“ und „Abkoppelung“? Ein Beitrag zur aktuellen Standortbestimmung. In: Berichte zur deutschen Landeskunde 80 (4), 401–414.
- Brake, K., Dangschat, J. S.; Herfert, G. (2001): Suburbanisierung in Deutschland: Aktuelle Tendenzen. Wiesbaden.
- Brake, K., Einacker, I.; Mäding, H. (2005): Kräfte, Prozesse, Akteure: zur Empirie der Zwischenstadt. Zwischenstadt Band 3. Wuppertal.
- Brake, K.; Herfert, G. (2012): Auf dem Weg zu einer Reurbanisierung? In: Brake, K., Herfert, G. (Hrsg.): Reurbanisierung. Materialität und Diskurs in Deutschland. Springer Fachmedien. Wiesbaden, 12–19.
- Brake, K.; Urbanczyk, R. (2012): Reurbanisierung – Strukturierung einer begrifflichen Vielfalt. In: Brake, K.; Herfert, G. (Hrsg.): Reurbanisierung. Materialität und Diskurs in Deutschland. Wiesbaden, 34–51.
- Breckner, I. (2019): Präferenzmuster städtischen Wohnens in Hamburg: Hintergründe und Entscheidungsprozesse. In: Scholich, D. (Hrsg.): Reurbanisierung zwischen Wunsch und Wirklichkeit. Blick auf nordwestdeutsche Städte und Regionen. Hannover. = Arbeitsberichte der ARL 27, 98–116.
- Brinkmann, C.; Bergmann, M.; Huang-Lachmann, J.-T.; Rödder, S.; Schuck-Zöller, S. (2015): Zur Integration von Wissenschaft und Praxis als Forschungsmodus. Ein Literaturüberlick. Climate Service Center (Report 23).
- Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung (BBSR) (Hrsg.): Im Schatten der Reurbanisierung? Suburbias Zukünfte. In: Informationen zur Raumentwicklung (IzR) 3.2016. Bonn. https://www.bbsr.bund.de/BBSR/DE/veroeffentlichungen/izr/2016/3/Inhalt/izr-3-2016-komplett-dl.pdf;jsessionid=7311D1936D14FA3F204544873818C59B.live21302?__blob=publicationFile&v=1 (letzter Abruf: Februar 2020)
- Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung (BBSR) im Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung (BBR) (2017a): Gartenstadt 21. Ein neues Leitbild für die Stadtentwicklung in verdichteten Ballungsräu-

men – Vision oder Utopie? Band 1: Die Entwicklung der Gartenstadt und ihre heutige Relevanz. Bonn. https://www.bbsr.bund.de/BBSR/DE/Veroeffentlichungen/Sonderveroeffentlichungen/2017/gartenstadt-21-band-1-dl.pdf?__blob=publicationFile&v=2 (letzter Abruf: Februar 2020)

Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung (BBSR) im Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung (BBR) (2017b): Gartenstadt 21. Ein neues Leitbild für die Stadtentwicklung in verdichteten Ballungsräumen – Vision oder Utopie? Band 2: Gartenstadt21 grün-urban-vernetzt. Ein Modell der nachhaltigen und integrierten Stadtentwicklung. Bonn. https://www.bbsr.bund.de/BBSR/DE/Veroeffentlichungen/Sonderveroeffentlichungen/2017/gartenstadt-21-band-2-dl.pdf?__blob=publicationFile&v=3 (letzter Abruf: Februar 2020)

Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung (BBSR) im Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung (BBR) (2017c): Wie viel (Re-)Urbanisierung durchzieht das Land? BBSR-Analysen Kompakt 2/2017. Bonn. https://www.bbsr.bund.de/BBSR/DE/veroeffentlichungen/analysen-kompakt/2017/ak-07-2017-dl.pdf?__blob=publicationFile&v=1 (letzter Abruf: Februar 2020)

Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung (BBSR) im Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung (BBR) (2019): Nachdenken über die Stadt von übermorgen. BBSR-Online-Publikation 11/2019, Bonn. https://www.bbsr.bund.de/BBSR/DE/Veroeffentlichungen/BBSROnline/2019/bbsr-online-11-2019-dl.pdf?__blob=publicationFile&v=4 (letzter Abruf: Februar 2020)

Bundesministerium für Verkehr, Bau und Stadtentwicklung (BMVBS) (2013): Suburbaner Raum im Lebenszyklus. Nr. 24/2013 (Online-Publikation). https://www.bbsr.bund.de/BBSR/DE/Veroeffentlichungen/ministerien/BMVBS/Online/2013/DL_ON24013.pdf?__blob=publicationFile&v=3 (letzter Abruf: Februar 2020)

Bundesministerium für Verkehr, Bau und Stadtentwicklung (BMVBS) BMVBS/ Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung (BBSR) im Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung (BBR) (Hrsg.): Akteure, Beweggründe und Triebkräfte der Suburbanisierung. BBR-Online-Publikation 21/2007.

- Burdack, J.; Hesse, M. (2006): Reife, Stagnation, Wende? Perspektiven zu Suburbanisierung, Post-Suburbia und Zwischenstadt: Ein Überblick zum Stand der Forschung. In: *Berichte zur deutschen Landeskunde* 80 (4), 381–399.
- Butler, J. (1990): *Gender Trouble. Feminism and the subversion of identity*, London.
- Caniglia, G.; John, B.; Kohler, M.; Bellina, L.; Wiek, A.; Rojas, C.; Laubichler, M. D.; Lang, D. J. (2016): An Experience-Based Learning Framework. Activities for the initial development of sustainability competencies. In: *International Journal of Sustainability in Higher Education* (6).
- Cao, J. (2014): Residential self-selection in the relationships between the built environment and travel behavior. Introduction to the special issue. In: *Journal of Transport and Land Use* 7 (3), 1–3.
- Chapin, f. S. (1974): *Human Activity Patterns in the City*. New York.
- Clapson, M. (1998): *Invincible Green Suburbs, Brave New Towns: Social Change and Urban Dispersal in Post-war England*. Manchester.
- Clapson, M. (2003): *Suburban century. Social change and urban growth in England and the USA*. Oxford.
- Cloke, P.; Johnston, R. (2005): Deconstructing human geography's binaries. In: Dies. (Hrsg.): *Spaces of Geographical Thought: Deconstructing Human Geography's Binaries*. London, 1–20.
- Collins, R. (2000): Situational Stratification: A MicroMacro Theory of Inequality. In: *Sociological Theory* 18 (1), 17–43.
- Cooley, C. H. (1902): *Human nature and the social order*. New York.
- Crapanzano, V. (1996): Das Dilemma des Hermes. In: Bachmann-Medick, D. (Hrsg.): *Kultur als Text*. Frankfurt am Main, 161–193.
- Creswell, J. W. (2009): *Research design: Qualitative, quantitative, and mixed methods approaches*. Thousand Oaks.
- Dangschat, J.; Droth, W.; Friedrichs, J.; Kiehl, K. (1982): Aktionsräume von Stadtbewohnern. Eine empirische Untersuchung in der Region Hamburg. In: *Beiträge zur wissenschaftlichen Forschung* 36. Opladen.

- Danielzyk, R.; Priebs, A. (2001): Suburbia und stadregionale Kooperation. In: Brake, K.; Dangschat, J. S.; Herfert, G. (Hrsg.): Suburbanisierung in Deutschland: Aktuelle Tendenzen. Wiesbaden, 261–269.
- de Certeau, M. (1988): Die Kunst des Handelns. Berlin.
- Degen, M. M. (2008): Sensing cities. Regenerating public life in Barcelona and Manchester. London.
- Deinet, U. (2009): Analyse- und Beteiligungsmethoden. In: Deinet, U. (Hrsg.): Methodenbuch Sozialraum. Wiesbaden, 65–86.
- Demerath, L.; Levinger, D. (2003): The Social Qualities of Being on Foot: A theoretical Analysis of Pedestrian Activity, Community, and Culture. In: *City and Community* 2, 373–390.
- Dirksmeier, P. (2009): Urbanität als Habitus. Zur Sozialgeographie städtischen Lebens auf dem Land. Bielefeld.
- Dirksmeier, P.; Helbrecht, I.; Mackrodt, U. (2013): Agonale Begegnungen: zur situativen Stratifizierung in der Interaktion zwischen Fremden im öffentlichen Raum. In: Bertuzzo, E.; Gantner, E., Oevermann, H.; Niewöhner, J. (Hrsg.): Kontrolle öffentlicher Räume. Unterstützen, Unterdrücken, Unterhalten, Unterwandern. (= Zeithorizonte). Berlin, 57–68.
- Dirksmeier, P. (2017): Freundschaft – ein Beitrag zum private turn in der Sozialgeographie. In: *Geographische Zeitschrift* 105 (1), 30–51.
- Dittmar, N. (2004): Transkription. Ein Leitfaden mit Aufgaben für Studenten, Forscher und Laien. Wiesbaden.
- Dittrich-Wesbuer, A. (2010): Wohnen in Suburbia – Folgen der Standortwahl für Familien mit Kindern. In: Dittrich-Wesbuer, A., Knapp, W.; Osterhage, f. (Hrsg.): Postsuburbanisierung und die „Renaissance der (Innen-)Städte“. Neue Entwicklungen in der Stadtregion. Detmold, 159–172 (= Metropolis und Region 6).
- Dünckmann, f. (2010): The Village in the Mind. Applying Q-Methodology to Re-Constructing Constructions of Rurality. In: *Journal of Rural Studies* 26, 284–295.
- Dunham-Jones, E.; Williamson, J. (2009): Retrofitting Suburbia. Updates Edition: Urban Design Solutions for Redesigning Suburbs. Hoboken.

- Einig, K. (2015): Gewährleisten Zentrale-Orte-Konzepte gleichwertige Lebensverhältnisse bei der Daseinsvorsorge? In: Informationen zur Raumentwicklung (IzR) 1.2015, 45–56.
- Ekers, M.; Hamel, P.; Keil, R. (2012): Governing Suburbia: Modalities and Mechanisms of Suburban Governance. In: Regional Studies 46 (3), 405–422.
- Engelhard, J.-B. (1986): Nachbarschaft in der Großstadt. Neuere Initiativen, dargestellt am Beispiel der Stadt Münster. Münster.
- Evans, J.; Jones, P. (2011): The walking interview: Methodology, mobility and place. In: Applied Geography 31 (2), 849–858.
- Fava, S. f. (1956): Suburbanism as a Way of Life. In: American Sociological Review 21(1), 34–37.
- FDZ – Forschungsdatenzentrum Bildung am DIPF (2014): Hinweise zur Anonymisierung von qualitativen Daten. In: Forschungsdaten Bildung informiert, 1. Frankfurt am Main. https://www.forschungsdatenbildung.de/get_files.php?action=get_file&file=fdb-informiert-nr-1.pdf (letzter Abruf: Juli 2020)
- Feilzer, M. Y. (2010): Doing mixed methods research pragmatically: Implications for the re-discovery of pragmatism as a research paradigm. In: Journal of Mixed Methods Research 4(6), 6–16.
- Festinger, L. (1957): A theory of cognitive dissonance. Stanford.
- Fielding, N. G.; Fielding, J. L. (1986): Linking Data. Beverly Hills.
- Fischer, C. S. (1975): Toward a Subcultural Theory of Urbanism. In: American Journal of Sociology 80, 1319–1341.
- Fischer, C. S. (1982): To dwell among Friends. Personal Networks in Town and City. Chicago.
- Fischer, C. S. (1995): The Subcultural Theory of Urbanism: A Twentieth-Year Assessment. In: American Journal of Sociology 101, 543–577.
- Fishman, R. (1987): Bourgeois Utopias. The Rise and Fall of Suburbia. New York.
- Fishman, R. (1990): Megalopolis Unbound. In: Kasinitz, P. (Hrsg.) (1995): Metropolis. Centre and Symbol of Our Times. Houndmills, 395–412.
- Flade, A. (1987): Wohnen psychologisch betrachtet. Bern.

- Flick, U. (1996a): *Qualitative Forschung. Theorien, Methoden, Anwendung in Psychologie und Sozialwissenschaften*. Reinbek.
- Flick, U. (1996b): *Psychologie des technisierten Alltags – Soziale Konstruktion und Repräsentation technischen Wandels in verschiedenen kulturellen Kontexten*. Opladen.
- Flick, U. (2000): *Episodic Interviewing*. In: Bauer, M.; Gaskell, G. (ed.): *Qualitative researching with text, image and sound – a Handbook*. London, 75–92.
- Flick, U. (2007): *Qualitative Sozialforschung – Eine Einführung*. Reinbek.
- Flick, U. (2008): *Triangulation. Eine Einführung*. Wiesbaden.
- Flick, U.; von Kardorff, E.; Steinke, I. (2003): *Was ist qualitative Sozialforschung? Einleitung und Überblick*, in: Flick, U.; von Kardorff, E.; Steinke, I. (Hrsg.): *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*. Reinbek, 13–29.
- Flint, A. (2006): *This Land: The Battle over Sprawl and the Future of America*. Baltimore.
- Forsyth, A. (2012): *Defining Suburbs*. In: *Journal of Planning Literature* 27 (3), 270–281.
- Frank, S. (2003): *Gender Trouble in Paradise: Suburbia im Wandel*. In: Frank, S. (Hrsg.): *Stadtplanung im Geschlechterkampf*. Wiesbaden, 275–344.
- Frank, S. (2011): *Je näher man hinschaut, desto fremder schaut es zurück. Aktuelle Diskussionen um Suburbanisierung und Gentrifizierung*. In: Herrmann, H.; Keller, K.; Neef, R.; Ruhne, R. (Hrsg.): *Die Besonderheit des Städtischen. Entwicklungslinien der Stadt(soziologie)*. Wiesbaden, 285–300.
- Frank, S. (2014a): *Mittelschichtfamilien als Adressaten und Motoren der Stadt- und Quartiersentwicklung*. In: *Informationen zur Raumentwicklung (IzR)* 4.2014, 361–371.
- Frank, S. (2014b): *Innere Suburbanisierung als Coping-Strategie: Die neuen Mittelschichten in der Stadt*. In: Berger, P. A.; Keller, C.; Klärner, A.; Neef, R. (Hrsg.): *Urbane Ungleichheiten: Neue Entwicklungen zwischen Zentrum und Peripherie. Sozialstrukturanalyse*. Wiesbaden, 157–172.

- Frank, S. (2018): Inner-City Suburbanization – no Contradiction in Terms. Middle-Class Family Enclaves are Spreading in the Cities. In: Raumforschung und Raumordnung RuR 76 (2), 123–132.
- Freytag, T. (2014): Raum und Gesellschaft. In: Lossau, J.; Freytag, T.; Lippuner, R. (Hrsg.): Schlüsselbegriffe der Kultur- und Sozialgeographie. Stuttgart, 12–24.
- Friedrichs, J. (1990): Aktionsräume von Stadtbewohnern verschiedener Lebensphasen. In Bertels, L; Herlyn, U. (Hrsg.): Lebenslauf und Raumerfahrung (9). Opladen, 161–178.
- Friedrichs, J. (1996): Models of Urban Change. In: Scheuch, E. K; Chikio H. (Hrsg.): Quantitative Social Research in Germany and Japan. Wiesbaden, 334–350.
- Fürst, D. (2005): Place-Making als Ansatz, die regionale Selbststeuerung zu unterstützen? In: Fach, W.; Lutz, W. (Hrsg.): Region und Vision: Regionalpolitische Leitbilder im Vergleich. Kulturwissenschaftliche Regionenforschung 3. Leipzig, 69–80.
- Fürst, D. (2010): Placemaking. In: Henckel, Dietrich et al. (Hrsg.): Planen – Bauen – Umwelt. Ein Handbuch. Wiesbaden, 361–363.
- Gans, H. J. (1967): The Levittowners. Ways of Life and Politics in a New Suburban Community. New York.
- Gans, H. J. (1969): Die Levittowner. Soziographie einer “Schlafstadt”. Gütersloh (=Bauwelt Fundamente Bd. 26).
- Gans, H. J. (1974): Urbanität und Suburbanität als Lebensformen: Eine Neubewertung von Definitionen. In: Herlyn, U. (Hrsg.): Stadt- und Sozialstruktur. Arbeiten zur sozialen Segregation, Ghettobildung und Stadtplanung. München, 67–90.
- Garreau, J. (1991): Edge City: Life on the New Frontier. New York.
- Geertz, C. (1979): Dichte Beschreibung. Frankfurt am Main.
- Gibson, J. J. (1979): The Ecological Approach to Visual Perception. Boston.
- Giddens, A. (1979): Central Problems in Social Theory. Action, structure and contradiction in social analysis. London.
- Giddens, A. (1990): Consequences of Modernity, Cambridge.

- Giddens, A. (1995): Die Konstitution der Gesellschaft. Grundzüge einer Theorie der Strukturierung, Frankfurt am Main.
- Girtler, R. (2001): Methoden der Feldforschung. Wien.
- Glinka, H.-J. (1998): Das narrative Interview. Eine Einführung für Sozialpädagogen. Weinheim.
- Göb, A. (2019a): Heimat im suburbanen Raum?! Heimisch zwischen Heim und HeimArt. In: Informationen zur Raumentwicklung (IzR), 2.2019, 48–57.
- Göb, A. (2019b): Heimat im Suburbanen. Zur Lebenswelt von Suburbaniten. In: Hülz, M.; Kühne, O.; Weber, f. D. (Hrsg.): Heimat. Ein vielfältiges Konstrukt. Wiesbaden, 245–257.
- Göb, A. (2019c): Raus aus dem Schneckenhaus! Arts-Based Research als Methode zum transformativen Forschen. In: Abassihorofteh, M.; Baier, J.; Göb, A.; Thimm, I.; Eberth, A.; Knaps, f.; Larjosto, V.; Zebner, f. (Hrsg.): Räumliche Transformation – Prozesse, Konzepte, Forschungsdesigns. Hannover. = Forschungsberichte der ARL 10.
- Göb, A.; Othengrafen, f. (2017): Lebenswelten und planerische Praxis ... aus stadt- und regionalplanerischer Sicht. In: Harteisen, U.; Dittrich, C.; Reeh, T.; Eigner-Thiel, S. (Hrsg.): Land und Stadt – Lebenswelten und planerische Praxis. Göttinger Geographische Abhandlungen 121, 49–64.
- Gober, P.; Behr, M. (1982): Central Cities and Suburbs as Distinct Place Types: Myth or Fact? *Economic Geography* 58(4), 371–385.
- Goffman, E. (1963): *Behavior in Public Places. Notes on the Social Organization of Gatherings.* New York.
- Grannis, R. (2001): Networks and Space: Pedestrian Streets, Community, and Segregation. Paper presented at the Department of Sociology, University of California, Los Angeles, October 26.
- Granovetter, M. S. (1973): The strength of weak ties. *American Journal of Sociology* 78 (6), 1360–1380.
- Graumann, C. f. (1983): On multiple identities. In: *International Social Science Journal* 35 (2), 309–321.
- Greiving, S.; Winkel, R.; Flex, f.; Terfrüchte, T. (2014): Reform der Zentrale-Orte-Konzepte in den Ländern und Folgen für Siedlungsstruktur und

- Daseinsvorsorge. Gutachten der Allgemeinen Ressortforschung im Auftrag des BMVI und des BBSR, unveröffentlichter Endbericht.
- Hägerstrand, T. (1970): What about people in regional science? In: *Papers in Regional Science* 24 (1), 7–21.
- Hahn, A.; Steinbusch, M. (2006): *Zwischen Möglichkeit und Grenze. Zur Bedeutungsgestalt der Zwischenstadt*. Wuppertal.
- Hall, R. (2012): *Mixed methods: In search of a paradigm*. Vortrag. http://www.auamii.com/proceedings_Phuket_2012/Hall.pdf (letzter Abruf: Juni 2020)
- Hamel, P.; Keil, R. (2015): *Suburban Governance: A Global View*. Toronto.
- Hamm, B. (1973): *Betrifft: Nachbarschaft. Verständigung über Inhalt und Gebrauch eines vieldeutigen Begriffs*. Düsseldorf.
- Hanhörster, H. (2014): *Türkeistämmige Eigentümer in Migrantenvierteln. Soziale und räumliche Mobilität der zweiten Generation*. Wiesbaden.
- Harris, R. (2010): *Meaningful Types in a World of Suburbs*. In: Clapson, M.; Hutchinson, R. (Hrsg.): *Suburbanization in Global Society*. Bingley, 15–50.
- Harris, R.; Larkham, P. J. (1999): *Suburban Foundation, Form and Function*. In: Harris, R.; Larkham, P. J. (Hrsg.): *Changing Suburbs. Foundation, Form and Function*. New York.
- Hartley, J. (1997): *The Sexualization of Suburbia*. In: Roger Silverstone (Hrsg.): *Visions of Suburbia*. London, 180–216.
- Hauser, S.; Kamleithner, C. (2006): *Ästhetik der Agglomeration. Zwischenstadt Band 8*. Wuppertal.
- Häußermann, H. (2009): *Der Suburbanisierung geht das Personal aus. Eine stadtsoziologische Zwischenbilanz*. In: *Bauwelt* 181 (12), 52–57.
- Häußermann, H., Läßle, D.; Siebel, W. (2008): *Stadtpolitik*. Frankfurt.
- Häußermann, Hartmut; Siebel, Walter (2004): *Schrumpfende Städte – schrumpfende Phantasie*. *Merkur. Deutsche Zeitschrift für europäisches Denken* 58, 682–692.
- Helbrecht, I. (2014): *Urbanität und Ruralität*. In: Lossau, J.; Freytag, T.; Lippuner, R. (Hrsg.): *Schlüsselbegriffe der Kultur- und Sozialgeographie*. Stuttgart, 167–181.

- Helfferrich, C. (2011): Die Qualität qualitativer Daten. Manual für die Durchführung qualitativer Interviews. Wiesbaden.
- Hengartner, T. (1999): Forschungsfeld Stadt. Zur Geschichte der volkswissenschaftlichen Erforschung städtischer Lebensformen. Berlin.
- Henkel, G. (2004): Der ländliche Raum. Gegenwart und Wandlungsprozesse seit dem 19. Jahrhundert in Deutschland. Berlin.
- Hesse, M. (2004): Mitten am Rand. Vorstadt, Suburbia, Zwischenstadt. In: *Kommune*, Jg. 22 (5), 70–74.
- Hesse, M. (2010): Aktionsraum. In: Reutlinger, C.; Haage, C.; Lingg, E. (Hrsg.), *Raumwissenschaftliche Basics, eine Einführung für die soziale Arbeit. Sozialraumforschung und Sozialraumarbeit*. Wiesbaden, 25–33.
- Hesse, M. (2015): Periurban Luxembourg. Definition, Positioning and Discursive Construction of Suburban Spaces at the Border between City and Countryside. In: Wille, C.; Reckinger, R.; Kmec, S.; Hesse, M. (Hrsg.): *Spaces and Identities in Border Regions. Politics – Media – Subjects*, Bielefeld, 305–314.
- Hesse, M. (2018): Suburbanisierung. In: Akademie für Raumforschung und Landesplanung ARL (Hrsg.): *Handwörterbuch der Stadt- und Raumentwicklung*. Hannover, 2629–2639.
- Hesse, M.; Mecklenbrauck, I.; Polívka, J.; Reicher, C. (2016): Suburbia – quo vadis? Mögliche Zukünfte und Handlungsstrategien für den suburbanen Raum. In: *Informationen zur Raumentwicklung (IzR)* 3.2016, 275–287.
- Hesse, M.; Polívka, J.; Reicher, C. (2018): Spatially Differentiated, Temporally Variegated: The Study of Life Cycles for a Better Understanding of Suburbia in German City Regions. In: *Raumforschung und Raumordnung RuR* 76 (2), 97–1008.
- Hesse, M.; Scheiner, J. (2007): Suburbane Räume – Problemquartiere der Zukunft?. In: *Deutsche Zeitschrift für Kommunalwissenschaften*, 46 (II), 35–48.
- Hesse, M.; Siedentop, S. (2018): Suburbanisation and Suburbanisms – Making Sense of Continental European Developments. In: *Raumforschung und Raumordnung RuR* 76 (2), 97–108.

- Heydenreich, S. (2000): Aktionsräume in dispersen Stadtregionen: ein akteursbezogener Ansatz zur Analyse von Suburbanisierungsprozessen am Beispiel der Stadtregion Leipzig. Passau.
- Hirschle, M.; Schürt, A. (2008): Suburbanisierung ... und kein Ende in Sicht? Intra-regionale Wanderungen und Wohnungsmärkte. Informationen zur Raumentwicklung (IzR) 3/4.2008, 211–227.
- Hitzler, R. (2000): Welten erkunden. Soziologie als (eine Art) Ethnologie der eigenen Gesellschaft. In: Beck, U.; Kieserling, A. (Hrsg.): Ortsbestimmungen der Soziologie: Wie die kommende Generation Gesellschaftswissenschaften betreiben will. Baden-Baden, 141–150.
- Hitzler, R. (2008): Von der Lebenswelt zu den Erlebniswelten. Ein phänomenologischer Weg in soziologische Gegenwartsfragen. In: Raab, R.; Pfadenhauer, M.; Stegmaier, P.; Dreher, J. Schnettler, B. (Hrsg.): Phänomenologie und Soziologie. Theoretische Positionen, aktuelle Problemfelder und empirische Umsetzungen. Wiesbaden, 131–140.
- Hitzler, R. (2013): Der Wille zum Wir. Events als Evokationen posttraditionaler Zusammengehörigkeit. In: Pries, L. (Hrsg.): Zusammenhalt durch Vielfalt? Bindungskräfte der Vergesellschaftung im 21. Jahrhundert. Wiesbaden, 65–82.
- Hitzler, R. (2014): Phänomenologie. In: Endruweit, G., Trommsdorff, G.; Burzan, N. (Hrsg.): Wörterbuch der Soziologie. Konstanz, 352–356.
- Hitzler, R.; Eberle, T. S. (2000): Phänomenologische Lebensweltanalyse. In: Flick, U., Kardorff von, E. u. I. Steinke (Hrsg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Reinbek, 109–118.
- Hitzler, R.; Honer, A. (1991): Qualitative Verfahren zur Lebensweltanalyse. In: Flick, U. et al. (Hrsg.): Handbuch qualitative Sozialforschung: Grundlagen, Konzepte, Methoden und Anwendungen. München.
- Höffe, O.; Forschner, M. (1977): Lexikon der Ethik. München.
- Holzner, L. (1996): Stadtland USA. Die Kulturlandschaft des American Way of Life. Gotha.
- Honer, A. (1993): Lebensweltliche Ethnographie Ein explorativ-interpretativer Forschungsansatz am Beispiel von Heimwerker-Wissen. Wiesbaden.

- Honer, A. (1994): Das explorative Interview: zur Rekonstruktion der Relevanzen von Expertinnen und anderen Leuten. In: Schweizerische Zeitschrift für Soziologie 20 (3), 623–640.
- Honer, A. (2011): Kleine Leiblichkeiten. Erkundungen in Lebenswelten. Wiesbaden.
- Hopf, C. (2000): Forschungsethik und qualitative Forschung. In: Flick, U.; v. Kardorff, E.; Steinke, I. (Hrsg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Reinbek, 589–600.
- Horton, f. E.; Reynolds, D. R. (1971): Effects of urban spatial structure on individual behavior. In: Economic Geography 47 (1), 36–48.
- Horton, J.; Kraftl, P. (2014): Cultural Geographies: An Introduction. Abingdon.
- Husserl, E. (1954): Gesammelte Werke (Husserliana), Bd. VI: Die Krisis der europäischen Wissenschaften und die transzendente Phänomenologie. Den Haag.
- Imdahl, M. (1994): Ikonik. Bilder und ihre Anschauung. In: Boehm, G. (Hrsg.): Was ist ein Bild? München, 300–324.
- Imdahl, M. (1996): Giotto. Zur Frage der ikonischen Sinnstruktur. In: Des.: Reflexion. Theorie. Methode. Gesammelte Schriften Bd. 2. Frankfurt am Main, 424–464.
- Institut für Mobilitätsforschung ifmo (Hrsg.) (2000): Freizeitverkehr. Aktuelle und künftige Herausforderungen und Chancen. Berlin.
- Integriertes Stadtentwicklungskonzept ISEK 2025 der Stadt Hemmingen, Vorentwurf (2017): <https://www.stadthemmingen.de/stadt-gestalten/das-stadtentwicklungskonzept-isek/> (letzter Abruf: Juni 2020)
- Jahn, W.; Lanz, S.; Bareis, E.; Ronneberger, K. (2000): Refugien der Sicherheit. Einblicke in den suburbanen Alltag. In: Widersprüche. Zeitschrift für sozialistische Politik im bildungs-, Gesundheits- und Sozialbereich 78, Jg. 20 (4), 27–38.
- James, W. (1890): The principles of psychology. New York.
- Janowitz, M. (1952): The Community Press in an Urban Setting: An Empirical Study of Metropolitan Integration. Glencoe.
- Jenkins, R. (2008): Social Identity. New York.

- Jessen, J. (2001): Suburbanisierung – Wohnen in verstädterter Landschaft. In: Harlander, T.; Bodenschatz, H.; Fehl, G.; Jessen, J.; Kuhn, G.; Zimmermann, C. (Hrsg.): *Villa und Eigenheim: Suburbaner Städtebau in Deutschland*. München, 316–329.
- Jessen, J.; Roost, f. (2015): Editorial: Refitting Suburbia – Umbau der Siedlungsstrukturen des 20. Jahrhunderts. In: Jessen, J.; Roost, F. (Hrsg.): *Refitting Suburbia: Erneuerung der Stadt des 20. Jahrhunderts in Deutschland und den USA*. Berlin, 7–22.
- Jessen, J.; Siedentop, S. (2018): Reurbanisierung. In: Akademie für Raumforschung und Landesplanung ARL (Hrsg.): *Handwörterbuch der Stadt- und Raumentwicklung*. Hannover, 2073–2084.
- Johnson, L. C. (2006): Style Wars: Revolution in the Suburbs? In: *Australian Geographer* 37, 259–276.
- Kaufmann, J.-C. (1999): *Das verstehende Interview. Theorie und Praxis*. Konstanz.
- Kazig, R. (2007): Atmosphären. Konzept für einen nicht repräsentationellen Zugang zum Raum. In: Berndt, C. (Hrsg.) (2007): *Kulturelle Geographien. Zur Beschäftigung mit Raum und Ort nach dem Cultural Turn*. Bielefeld, 167–187.
- Kazig, R.; Popp, M. (2011): Unterwegs in fremden Umgebungen. In: *Raumforschung und Raumordnung* 69 (1), 3–15.
- Keil, R. (2013): *Suburban constellations*. Berlin.
- Keil, R. (2017a): Suburban. In: Jayne, M.; Ward, K. (Hrsg.): *Urban Theory. New critical perspectives*. London, 276–288.
- Keil, R. (2017b). *Suburban Planet: Making the World Urban from the Outside In*. Cambridge.
- Kelle, U. (2008): *Die Integration qualitativer und quantitativer Methoden in der empirischen Sozialforschung. Theoretische Grundlagen und methodologische Konzepte*. Wiesbaden.
- Kelle, U; Kluge, S. (2010): *Vom Einzelfall zum Typus. Fallvergleich und Fallkontrastierung in der qualitativen Sozialforschung*. Wiesbaden.
- Keller, R. (2012): *Das interpretative Paradigma: eine Einführung*. Wiesbaden.

- Kessler, T.; Fritsche, I. (2018): Sozialpsychologie. Basiswissen Psychologie. Wiesbaden.
- Keupp, H.; Höfer, R.; John, R.; Knothe, H.; Kraus, W.; Straus, f. (2004): Selbstverortung im bürgerschaftlichen Engagement. In: Beck, U.; Lau, C.; Bonß, W. (Hrsg.): Entgrenzung und Entscheidung: Was ist neu an der Theorie reflexiver Modernisierung? Frankfurt am Main, 234–257.
- Kilper, H. (2018): Suburbanisation and Suburbanisms. In: Raumforschung und Raumordnung RuR 76 (2), 95–96.
- Kleemann, f.; Krähnke, U.; Matuschek, I. (2013): Interpretative Sozialforschung. Wiesbaden.
- Klingbeil, D. (1978): Aktionsräume im Verdichtungsraum. Münchener Geographische Hefte 41. Kallmünz-Regensburg.
- Kluge, S. (1999): Empirisch begründete Typenbildung. Zur Konstruktion von Typen und Typologien in der qualitativen Sozialforschung. Opladen.
- Knoblauch, H. (2001): Fokussierte Ethnographie. In: Soziale Sinn (1), 123–141.
- Koberg, H. (1984): Unser Isernhagen. Bilder und Geschichten aus der Gemeinde. Zehn Jahre nach der Verwaltungs- und Gebietsreform. Hannover.
- Köppen, B. (2005): Stadtentwicklung zwischen Schrumpfung und Sprawl – Auswirkungen der Stadt-Umland-Wanderung im Verdichtungsraum Chemnitz-Zwickau. Tönning.
- Kowal, S.; O’Connell, D.-C. (2000): Zur Transkription von Gesprächen. In: Flick, U.; von Kardoff, E.; Steinke, I. (Hrsg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Reinbek, 437–447.
- Kramer, C. (2005): Zeit für Mobilität: räumliche Disparitäten der individuellen Zeitverwendung für Mobilität in Deutschland. Heidelberg.
- Kraus, B. (2006): Lebenswelt und Lebensweltorientierung. Eine begriffliche Revision als Angebot an eine systemisch-konstruktivistische Sozialarbeitswissenschaft. In: Kontext 37 (2), 116–129.
- Kraus, B. (2017a): Manifest für einen Relationalen Konstruktivismus. Zur Konvergenz einer relational-konstruktivistischen Erkenntnistheorie und einer Relationalen Soziologie. In: Löwenstein, H.; Emirbayer, M. (Hrsg.):

- Netzwerke, Kultur und Agency. Problemlösungen in relationaler Methodologie und Sozialtheorie. Weinheim, 74–91.
- Kraus, B. (2017b): Plädoyer für den Relationalen Konstruktivismus und eine Relationale Soziale Arbeit. In: Forum Sozial 1, 29–35. <http://www.ssoar.info/ssoar/handle/document/51948> (letzter Abruf: Februar 2020)
- Krisch, R. (2009): Methoden qualitativer Sozialraumanalysen als zentraler Baustein sozialräumlicher Konzeptentwicklung. In: Deinet, U. (Hrsg.): Sozialräumliche Jugendarbeit: Grundlagen, Methoden und Praxiskonzepte. Wiesbaden, 161–174.
- Krisjane, Z.; Berzins, M. (2012): Post-socialist Urban Trends: New Patterns and Motivations for Migration in the Suburban Areas of Riga, Latvia. In: Urban Studies 49 (2), 289–306.
- Kriz, J.; Lück, H. E; Heidbrink, H. (1992): Wissenschafts- und Erkenntnistheorie. Eine Einführung für Psychologen und Humanwissenschaftler. Opladen.
- Kuckartz, U. (2018): Qualitative Inhaltsanalyse: Methoden, Praxis, Computerunterstützung. Weinheim.
- Kudera, W.; Voß, G. G. (2000): Alltägliche Lebensführung – Bilanz und Ausblick. In: Kudera, W.; Voß, G. G. (Hrsg.): Lebensführung und Gesellschaft Beiträge zu Konzept und Empirie alltäglicher Lebensführung. Opladen, 11–28.
- Kühl, J. (2016): Walking Interviews als Methode zur Erhebung alltäglicher Raumproduktionen. In: Europa Regional 23.2015 (2), 35–48.
- Kühne, O. (2012): Stadt – Landschaft – Hybridität: Ästhetische Bezüge im postmodernen Los Angeles mit seinen modernen Persistenzen. Wiesbaden.
- Kühne, O. (2016): Transformation, Hybridisierung, Streben nach Eindeutigkeit und Urbanizing former Suburbs (URFSURBS): Entwicklungen postmoderner Stadtlandhybride in Südkalifornien und in Altindustrierräumen Mitteleuropas – Beobachtungen aus der Perspektive sozialkonstruktivistischer Landschaftsforschung. In: Hofmeister, S.; Kühne, O. (Hrsg.): StadtLandschaften Die neue Hybridität von Stadt und Land. Wiesbaden, 13–36.

- Kunz, A. M. (2015): Log- und Tagebücher als Erhebungsmethode in ethnographischen Forschungsdesigns. In: Hitzler, R.; Gothe, M. (Hrsg.): Ethnographische Erkundungen, Erlebniswelten, 141–161.
- Kunz, A. M. (2018): Einführung in Diary-Verfahren: Theorie und Methoden. Weinheim.
- Kusenbach, M. (2003): Street Phenomenology: The Go-Along as Ethnographic Research Tool. In: Ethnography 4, (3), 455–485.
- Kusenbach, M. (2006) Patterns of Neighboring. Practicing Community in the Parochial Realm. In: Symbolic Interaction 29 (3), 270–306.
- Kusenbach, M. (2008): Mitgehen als Methode Der »Go-Along« in der phänomenologischen Forschungspraxis. In: Raab, J. (Hrsg.) (2008): Phänomenologie und Soziologie. Theoretische Positionen, aktuelle Problemfelder und empirische Umsetzungen. Wiesbaden, 349–358.
- Lacour, C.; Puissant, S. (2007): Re-urbanity: urbanising the rural and ruralising the urban. In: Environment and Planning A 39 (3), 728–747.
- Lacy, K. (2016): The New Sociology of Suburbs: A Research Agenda for Analysis of Emerging Trends. In: The Annual Review of Sociology 42, 369–384.
- Lamnek, S. (1995b): Qualitative Sozialforschung 2. Methoden und Techniken. Weinheim.
- Lamnek, S. (2005): Qualitative Sozialforschung. Weinheim.
- Lamnek, S.(1995a): Qualitative Sozialforschung 1. Methodologie, Weinheim.
- Lang, B. (2000): Zur Ethnographie der Stadtplanung. Die planerische Perspektive auf Stadt. In: Hengartner, T.; Kokot, W.; Wildner, K. (Hrsg.): Kulturwissenschaftliche Stadtforschung. Berlin, 55–68.
- Läpple, D. (1991): Essay über den Raum: für ein gesellschaftswissenschaftliches Raumkonzept. In: Häußermann, H.; Ipsen, D.; Krämer-Badoni, T.; Läpple, D.; Rodenstein, M.; Siebel, W. (Hrsg.): Stadt und Raum: Soziologische Analysen. Wiesbaden, 157–207.
- Latour, B. (1991): Wir sind nie modern gewesen. Versuch einer symmetrischen Anthropologie. Berlin.

- Legewie, H. (1998): Hermeneutische Diagnostik. 3. Vorlesung: Die alltägliche Lebenswelt. http://www.ztg.tu-berlin.de/download/legewie/Dokumente/Vorlesung_3.pdf (letzter Abruf: Dezember 2015)
- Lenntorp, B. (2004): Path, Prism, Project, Pocket and Population: an introduction. In: *Geografiska Annaler, Series B*, 86 (4), 223–226.
- Lockwood, P.; Kunda, Z. (1997): Superstars and me: Predicting the impact of role models on the self. In: *Journal of Personality* 73, 91–103.
- Lofland, L. H. (1973): *A World of Strangers: Order and Action in Urban Public Space*. Prospect Heights.
- Lofland, L. H. (1998): *The Public Realm*. New York.
- Lossau, J. (2012): Spatial Turn. In: Eckardt, f. (Hrsg.), *Handbuch Stadtsoziologie*. Wiesbaden, 185–200.
- Löw, M. (2015): *Raumsoziologie*. Frankfurt am Main.
- Luckmann, T. (1979): Phänomenologie und Soziologie. In: Sprondel, E.; Grathoff, R. (Hrsg.): *Alfred Schütz und die Idee des Alltags in den Sozialwissenschaften*. Stuttgart.
- Luhmann, N. (1975): Einfache Sozialsysteme. In: Luhmann, N. (Hrsg.): *Soziologische Aufklärung Bd. 2*. Opladen, 21–38.
- Lupi, T.; Musterd, S. (2006): The Suburban „Community Question“. In: *Urban Studies* 43/ 4, 801–817.
- Lynch, K. (1965): *Das Bild der Stadt*. Bauwelt Fundamente 16. Gütersloh.
- Mace, A. (2013): *City Suburbs: Placing suburbia in a post-suburban world*. Hoboken.
- Mace, A. (2016): The suburbs as sites of ‚within-planning‘ power relations. In: *Planning Theory* 15 (3), 239–254.
- Mann, P. H. (1954) The concept of neighborliness, *The American Journal of Sociology* (60), 163–168.
- Mannheim, K. (1980): *Strukturen des Denkens*. Frankfurt am Main.
- Marbach, J. H. (2001): Aktionsraum und soziales Netzwerk: Reichweite und Ressourcen der Lebensführung im Alter. In: *Zeitschrift für Gerontologie und Geriatrie* 34, 319–326.
- Markus, H. R. (1977): Self-schemata and processing information about the self. In: *Journal of Personality and Social Psychology* 35, 63–78.

- Maso, I. (2001), Phenomenology and Ethnography. In: P. Atkinson; Delamont S.; Lofland, J.; Lofland, L. (ed.), Handbook of Ethnography. Thousand Oaks, 136–144.
- Massey, D. S.; Tannen, J. (2018): Suburbanization and segregation in the United States: 1970–2010. In: Ethnic and Racial Studies 41 (9), 1594–1611.
- Matthiesen, U. (2002): Baukultur in Suburbia – Perspektiven und Verfahrensvorschläge. In: Informationen zur Raumentwicklung (IzR) 11/12.2002, 627–636.
- Mattissek, A.; Prosek, A. (2014): Regieren und Planen. In: Lossau, J.; Freytag, T.; Lippuner, R. (Hrsg.): Schlüsselbegriffe der Kultur- und Sozialgeographie. Stuttgart, 198–211.
- Mayring, P. (2015): Qualitative Inhaltsanalyse: Grundlagen und Techniken. Weinheim.
- Mead, G. H. (1934): Mind, self and society: From the standpoint of a social behaviorist. Oxford.
- Menzl, M. (2007): Leben in Suburbia: Raumstrukturen und Alltagspraktiken am Rand von Hamburg. Frankfurt.
- Menzl, M. (2014): Urbanisierungsprozesse in Suburbia? Überlegungen zur Ubiquität der urbanen Lebensweise. In: Roost, f.; Schmidt-Lauber, B.; Hannemann, C.; Othengrafen, f.; Pohlen, J. (Hrsg.): Urbane Peripherie Jahrbuch StadtRegion 2013/2014. Opladen, 43–60.
- Metschke, R.; Wellbrock, R. (2002). Datenschutz in Wissenschaft und Forschung. In: Berliner Beauftragter für Datenschutz und Informationsfreiheit (Hrsg.). Berlin. <http://www.datenschutz-berlin.de/attachments/47/Materialien28.pdf?1166527077> (letzter Abruf: Juli 2020)
- Meusburger, P. (1999): Subjekt – Organisation – Region. Fragen an die subjektzentrierte Handlungstheorie. In: Meusburger, P. (Hrsg.): Handlungszentrierte Sozialgeographie. Benno Werlens Entwurf in kritischer Diskussion. Stuttgart (=Erdkundliches Wissen 130), 95–132.
- Meyer, C.; Meier zu Verl, C. (2014): Ergebnispräsentation in der qualitativen Forschung. In: Baur, N.; Blasius, J. (Hrsg.): Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung. Wiesbaden, 245–257.

- Milbert, A. (2017): Wie viel (Re-)Urbanisierung durchzieht das Land? In: BBSR-Analysen Kompakt 7, Bonn.
- Milbert, A. (2020). Stadt-Umland-Definitionen in der Raumb Beobachtung. Stadtforschung und Statistik: Zeitschrift des Verbandes Deutscher Städtestatistiker 33 (1), 2–11.
- Modarres, A.; Kirby, A. (2010): The suburban question: Notes for a research program. In: *Cities* 27 (2), 114–121.
- Mölders, T.; Othengrafen, f.; Zibell, B.; Stock; K. (2016): Zwischen Stadt und Land: Hybride Räume verstehen und gestalten. In: Hofmeister, S.; Kühne, O. (Hrsg.): *StadtLandschaften Die neue Hybridität von Stadt und Land*. Wiesbaden, 37–61.
- Moos, M.; Mendez, P. (2015): Suburban ways of living and the geography of income: How homeownership, single-family dwellings and automobile use define the metropolitan social space. In: *Urban Studies* 52 (10), 1864–1882.
- Morelli, V. G.; Rontos, K; Salvati, L. (2014): Between suburbanisation and re-urbanisation: revisiting the urban life cycle in a Mediterranean compact city. In: *Urban Research & Practice* 7 (1), 74–88.
- Morley, D. (2000) *Home Territories: Media, Mobility and Identity*. London.
- Münter, A. (2014): Urbane Peripherie. Suburbia im demographischen Wandel. In: Roost, f.; Schmidt-Lauber, B.; Hannemann, C.; Othengrafen, f.; Pohlen, J. (Hrsg.): *Urbane Peripherie Jahrbuch StadtRegion 2013/2014*. Opladen, 19–42.
- Nelson, A. C. (2013): The resettlement of America’s suburbs. In: *Planning Theory and Practice* 14 (3), 392–403.
- Newman, D. (2003): On Borders and Power: A Theoretical Framework. In: *Journal of Borderland Studies* 18 (1), 13–25.
- Nijman, J. (2015): Rethinking suburbia: a case study of metropolitan Miami. In: *Environment and Planning A* 47, 69–88.
- Nohl, A.-M. (2017): *Interview und dokumentarische Methode. Anleitungen für die Forschungspraxis*. Wiesbaden.
- Nuissl, H.; Bigalke, B. (2007): Altwerden am Stadtrand – zum Zusammenhang von Suburbanisierung und demographischem Wandel. In: *Raumforschung und Raumordnung RuR* 65 (5), 381–406.

- Ortmann, N. (1999): Die Stadtteilerkundung mit Schlüsselpersonen; Nadelmethode; Jugendkulturenkataster; Leitfaden-Interview, Cliquesportrait, Fremdbilderkundung. In: Deinet, U. (Hrsg.): Sozialräumliche Jugendarbeit. Eine praxisbezogene Anleitung zur Konzeptentwicklung in der offenen Kinder- und Jugendarbeit. Opladen, 74–84.
- Otte, G.; Baur, N. (2008): Urbanism as a Way of Life. Räumliche Variationen der Lebensführung in Deutschland. *Zeitschrift für Soziologie* 37, 93–116.
- Pahl, R. (2002): Towards a More Significant Sociology of Friendship. In: *Archives Européennes de Sociologie* 43 (3), 410–423.
- Pahl, R. E. (1966): The Rural-Urban Continuum. In: *Sociologia Ruralis* 3/3, 299–329.
- Paine, R. (1969): In Search of Friendship.: An Exploratory Analysis in the „Middle-Class“ Culture. In: *Man, New Series* 4 (4), 505–524.
- Panbianco, S.; Kiehl, M. (2003): Suburbanisation, Counterurbanisation, Reurbanisation? An empirical analysis of recent employment and population trends in Western Europe, Proceedings of the 43rd Congress of the European Regional Science Association (ERSA), Jyväskylä, Finland.
- Panofsky, E. (1979): Zum Problem der Beschreibung und Inhaltsdeutung von Werken der bildenden Kunst. In: Kaemmerling, E. (Hrsg.): *Bildende Kunst als Zeichensystem 1: Ikonographie und Ikonologie*. Köln, 185–206.
- Panofsky, E. (2002): Ikonographie und Ikonologie. Eine Einführung in die Kunst der Renaissance. In: Panofsky, E. (Hrsg.): *Sinn und Deutung in der bildenden Kunst*. Köln, 36–67.
- Pappi, f. U.; Melbeck, C. (1988): Die sozialen Beziehungen städtischer Bevölkerungen. In: Friedrichs, J. (Hrsg.): *Soziologische Stadtforschung*. Opladen, 223–250
- Peck, J. (2011): Neoliberal Suburbanism: Frontier Space. In: *Urban Geography* 32 (6), 884–919.
- Peuckert, R. (2001): Verhaltens- und Handlungstheorien. In: Schäfers, B. (Hrsg.): *Grundbegriffe der Soziologie*. Wiesbaden, 353–360.

- Pohl, T. (2009): Entgrenzte Stadt. Räumliche Fragmentierung und zeitliche Flexibilisierung in der Spätmoderne. Bielefeld.
- Pohl, T.; Giesel, f.; Oßenbrügge, J. (2010): Suburbia als „räumliche Falle“? – Folgen der demographischen und sozialräumlichen Entwicklung von Großstädten am Beispiel Hamburgs. In: Berichte zur deutschen Landeskunde 84 (4), 329–348.
- Polanyi, M. (1985): Implizites Wissen. Frankfurt am Main.
- Priebs, A. (2003): Vom Stadt-Umland-Gegensatz zur vernetzten Stadtregion. In: Gestring, N.; Glasauer, H.; Hannemann, C.; Petrowsky, W.; Pohlan, J. (Hrsg.): Jahrbuch StadtRegion 2003. Schwerpunkt: Urbane Regionen. Wiesbaden, 17–42.
- Priebs, A. (2019): Die Stadtregion: Planung – Politik – Management. Stuttgart.
- Przyborski, A.; Wohlrab-Sahr, M. (2014): Qualitative Sozialforschung. Ein Arbeitsbuch. München.
- Putnam, R. D. (2000): Bowling Alone. New York.
- Reckwitz, A. (2003): Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken. Eine sozialtheoretische Perspektive. In: Zeitschrift für Soziologie 32 (4), 282–301.
- Reckwitz, A. (2004): Die Reproduktion und die Subversion sozialer Praktiken. Zugleich ein Kommentar zu Pierre Bourdieu und Judith Butler. In: Hörning, K. H. (Hrsg.): Doing Culture. Zum Begriff der Praxis in der gegenwärtigen soziologischen Theorie. Bielefeld, 40–53.
- Reckwitz, A. (2017): Die Gesellschaft der Singularitäten: zum Strukturwandel der Moderne. Berlin.
- Redepenning, M. (2009): Die Komplexität des Landes – neue Bedeutungen des Ländlichen im Zuge der Counterurbanisierung. In: Zeitschrift für Agrargeschichte und Agrarsoziologie 57 (2), 46–56.
- Redepenning, M. (2010): Figuren des Ländlichen. Ein Beitrag zu einer Sozialgeographie der Grenzziehungen und Unterscheidungen. Habilitationsschrift. Jena.
- Redepenning, M. (2018): Aspekte einer Sozialgeographie der Grenzziehungen. Grenzziehungen als soziale Praxis mit Raumbezug. In: Heintel, M.; Musil, R.; Weixlbaumer, N. (Hrsg.): Grenzen: Theoretische, konzept-

- tionelle und praxisbezogene Fragestellungen zu Grenzen und deren Überschreitungen. Wiesbaden, 19–42.
- Redepenning, M. (2019): Stadt und Land. In: Nell, W.; Weiland, M. (Hrsg.): Dorf. Ein interdisziplinäres Handbuch. Berlin.
- Redepenning, M.:(2015): Grenzen, Grenzziehungen und das Ländliche. Ein Versuch. In: Goeke, P.; Lippuner, R.; Wirths, J. (Hrsg.): Konstruktion und Kontrolle. Zur Raumordnung sozialer Systeme. Wiesbaden, 75–93.
- Relph, E. (1976): Place and Placelessness. London.
- Ritsert, J. (1996): Einführung in die Logik der Sozialwissenschaften. Münster.
- Rohr-Zänker, R. (1998): Die Rolle von Nachbarschaften für die zukünftige Entwicklung von Stadtquartieren. BBR-Arbeitspapiere 6/1998. Bonn.
- Rosenthal, G. (1995): Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biografischer Selbstbeschreibungen, Frankfurt am Main.
- Ruzycka-Schwob, G. (2004): Bewertung von Resthofstellen – Ermittlung von Teilwerten landwirtschaftlicher Betriebsgebäude. In: NaVKV Nachrichten der Niedersächsischen Vermessungs- und Katasterverwaltung 54 (3/4). Hannover, 37–47.
- SAS Sozialwissenschaftliche Arbeitsgruppe Stadtforschung (1979): Zeitbudget und Aktionsräume von Stadtbewohnern. Hamburg.
- Schatzki, T. (1996): Social Practices – A Wittgensteinian Approach to Human Activity and the Social. Cambridge.
- Schatzki, T.; Knorr-Cetina, K.; von Savigny, E. (2001): The Practice Turn in Contemporary Theory. New York.
- Scheiner, J. (1998): Aktionsraumforschung auf phänomenologischer und handlungstheoretischer Grundlage. In: Geographische Zeitschrift 86, 50–66.
- Scheiner, J. (2006): Wohnen und Aktionsraum: Welche Rolle spielen Lebensstil, Lebenslage und Raumstruktur? In: Geographische Zeitschrift 94 (1), 43–62.
- Scheiner, J. (2008): Verkehrskosten der Randwanderung privater Haushalte. In: Raumforschung und Raumordnung RuR 66 (1), 52–62.

- Scheiner, J. (2014): Residential self-selection in travel behaviour: Towards an integration into mobility biographies. In: *Journal of Transport and Land Use* 7 (3), 15–29.
- Scheiner, J. (2018): Aktionsraum. In: *ARL – Akademie für Raumforschung und Landesplanung* (Hrsg.): *Handwörterbuch der Stadt- und Raumentwicklung*, 69–75.
- Schlehe, J. (2003): Formen qualitativer ethnographischer Interviews. In: Beer, B. (Hrsg.): *Methoden und Techniken der Feldforschung*. Berlin, 71–93.
- Schlömer, C.; Spangenberg, M. (2008): Städtisch und Ländlich geprägte Räume: Gemeinsamkeiten und Gegensätze. DGD/BBR-Dezembertragung, *Ländliche Räume im demographischen Wandel*. BBSR-Online Publikationen 34/2009. Bonn.
- Schmidt, M.; Monstadt, J. (2018): Infrastruktur. In: *ARL – Akademie für Raumforschung und Landesplanung* (Hrsg.): *Handwörterbuch der Raumordnung*. Hannover, 975–988.
- Schmidt-Lauber, B. (2018): „Wir sind nie urban gewesen“. Relationale Stadtforschung jenseits des Metrozentrismus. In: Schmidt-Lauber, B. (Hrsg.): *Andere Urbanitäten. Zur Pluralität des Städtischen*. Wien, 9–32.
- Schmidt-Lauber, B.; Wolfmayr, G. (2016): Doing City. Andere Urbanität und die Aushandlung von Stadt in alltäglichen Praktiken. In: *Zeitschrift für Volkskunde* 112 (2), 187–208.
- Schmitz–Veltin, A. (2012): Bevölkerungsdynamik und Wanderungen in der Stadtregion Stuttgart – von der Sub- zur Reurbanisierung? *Statistik und Informationsmanagement: Monatshefte* 71 (4), 129–149. Zugriff: https://www.ssoar.info/ssoar/bitstream/handle/document/42807/ssoar-2012-4-schmitz-veltin-Bevolkerungsdynamik_und_Wanderungen_in_der.pdf?sequence=1&isAllowed=y&lnkname=ssoar-2012-4-schmitz-veltin-Bevolkerungsdynamik_und_Wanderungen_in_der.pdf (letzter Abruf: Februar 2020)
- Schneider, N.; Spellerberg, A. (1999): *Lebensstile, Wohnbedürfnisse und räumliche Mobilität*. Opladen.

- Scholich, D. (2019): Reurbanisierung zwischen Wunsch und Wirklichkeit – Ein Blick auf nordwestdeutsche Städte und Regionen. Hannover. Arbeitsberichte der ARL 27.
- Schöning, B. (2014): Umbauen, reparieren, umdenken – Suburban Retrofitting in der Krise. In: Roost, f.; Schmidt-Lauber, B.; Hannemann, C.; Othengrafen, F.; Pohlan, J. (Hrsg.): Urbane Peripherie Jahrbuch Stadt-Region 2013/2014. Opladen, 96–116.
- Schütz, A. (1932). Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt. Eine Einleitung in die verstehende Soziologie. Frankfurt am Main.
- Schütz, A. (1971): Gesammelte Aufsätze. Bd. 1. Den Haag.
- Schütz, A. (1972): Der Fremde. In: Alfred Schütz. Gesammelte Aufsätze. Bd. 2: Studien zur soziologischen Theorie. Den Haag, 53–69.
- Schütz, A.; Luckmann, T. (2017): Strukturen der Lebenswelt. Konstanz.
- Schütze, f. (1994): Ethnographie und sozialwissenschaftliche Methoden der Feldforschung. In: Groddeck, N.; Schmann, M. (Hrsg.): Modernisierung Sozialer Arbeit durch Methodenentwicklung und -reflexion. Freiburg, 189–288.
- Schwesig, R. (1988): Räumliche Strukturen von Außerhausaktivitäten. Ein Konzept zur Analyse räumlichen Verhaltens und empirische Überprüfung am Beispiel der Aktionsräume von Bewohnern der Stadtregion Hamburg. Hamburg.
- Shankman, P. (1984): The Thick and the Thin. In: *Current Anthropology* 25 (3), 261–280.
- Sharpe, W.; Wallock, L. (1994): Bold New City or Built-Up ‚Burb‘? Redefining Contemporary Suburbia. In: *American Quarterly* 46 (1), 1–30.
- Siebel, W. (1999): Ist Urbanität eine Utopie? *Geographische Zeitschrift* 87, 116–124.
- Siebel, W. (2018): Urbanität. In: Akademie für Raumforschung und Landesplanung ARL (Hrsg.): *Handwörterbuch der Stadt- und Raumentwicklung*. Hannover, 2755–2766.
- Siedentop, S. (2015): Suburbane Räume unter Anpassungsdruck – ein deutsch-amerikanischer Vergleich. In: Jessen, J.; Roost, f. (Hrsg.): *Refitting Suburbia: Erneuerung der Stadt des 20. Jahrhunderts in Deutschland und den USA*. Berlin, 23–41.

- Siedentop, S.; Fina, S. (2012): Who sprawls most? Exploring the patterns of urban growth across 26 European countries. In: *Environment and Planning A* 44 (11), 2765–2784.
- Sieverts, T. (1997): *Zwischenstadt. Zwischen Ort und Welt, Raum und Zeit, Stadt und Land*. Basel.
- Sieverts, T.; Koch, M.; Stein, U.; Steinbusch, M. (2005): *Zwischenstadt – inzwischen Stadt? Entdecken, begreifen, verändern. Zwischenstadt Querschnittsband*. Wuppertal.
- Simmel, G. (1903): *Die Großstädte und das Geistesleben*. Frankfurt am Main.
- Soeffner, H.-G. (1987): Literaturbesprechung zu Schütz u. Luckmann: *Strukturen der Lebenswelt*. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 39 (4).
- Soja, E. (1992): *Inside Exopolis*. In: Sorkin, M. (Hrsg.): *Variations on a Theme Park. The New American City and the End of Public Space*. New York, 94–122.
- Spellerberg, A. (2007): *Lebensstile im sozialräumlichen Kontext: Wohnlagen und Wunschlagen*. In: Dangschat, J. S.; Hamedinger, A. (Hrsg.): *Lebensstile, soziale Lagen und Siedlungsstrukturen*. Hannover, 182–204.
- Spellerberg, A. (2014): *Was unterscheidet städtische und ländliche Lebensstile?* In: Berger, P. A.; Keller, C.; Klärner, A.; Neef, R. (Hrsg.): *Urbane Ungleichheiten: neue Entwicklungen zwischen Zentrum und Peripherie*. Wiesbaden, 199–232.
- Spencer, L.; Pahl, R. (2006): *Rethinking Friendship. Hidden Solidarities Today*. Princeton.
- Stals, S., Smyth, M.; Ijsselsteijn, W. (2014): *Walking & talking: probing the urban lived experience*. In: Roto, V.; Häkkinen, J. (Hrsg.) (2014): *Proceedings of the NordCHI '14. The 8th Nordic Conference on Human-Computer Interaction: Fun, Fast, Foundational (Conference Paper)*, 737–746.
- Statistisches Bundesamt, Wirtschaft und Statistik (2014): *Methodik und Durchführung der Zeitverwendungserhebung 2012/2013*. Wiesbaden, 672–680.
- Stein, U. (2006): *Lernende Stadtregion: Verständigungsprozesse über Zwischenstadt. Zwischenstadt Band 9*. Wuppertal.

- Stichweh, R. (2010): *Der Fremde*. Frankfurt am Main.
- Stichweh, R. (o. J.): *Fremdheit in der Weltgesellschaft: Indifferenz und Minimalsympathie*. https://www.fiw.uni-bonn.de/demokratieforschung/personen/stichweh/pdfs/28_25stwfremdheitinderweltgesellschaft.pdf (letzter Abruf: Februar 2020)
- Strübing, J. (2018): *Qualitative Sozialforschung: eine komprimierte Einführung*. Berlin. Tajfels H.; Turner J. C. (1979): An integrative theory of intergroup conflict. In: Austin, W. G.; Worchel, S. (Hrsg.): *The social psychology of intergroup relations*. Monterey, 33–47.
- Sturm, G. (2000): *Wege zum Raum – Methodologische Annäherungen an ein Basiskonzept raumbezogener Wissenschaften*. Opladen.
- Sturm, G. (2006): *Abduktion*. In: Behnke, J.; Gschwend, T; Schindler D.; Schnapp, K.-U. (Hrsg.): *Methoden der Politikwissenschaft. Neuere qualitative und quantitative Analyseverfahren*. Baden-Baden, 27–35.
- Sturm, G. (2020): *Methodologie: Grundüberlegungen für die Konzeption von Forschung zu multilokaler Lebensführung*. In: Danielzyk, R.; Dittrich-Wesbuer, A.; Hilti, N.; Toppel, C. (Hrsg.): *Multilokale Lebensführungen und räumliche Entwicklungen: ein Kompendium*. Hannover. = *Forschungsberichte der ARL* 13, 11–20.
- Südmersen, I. M. (1983): *Hilfe, ich erstickte in Texten! – Eine Anleitung zur Aufarbeitung narrativer Interviews*. In: *Neue Praxis. Kritische Zeitschrift für Sozialarbeit und Sozialpädagogik* 13, 294–306.
- Susilo, Y. O.; Axhausen, K. W. (2014): *Repetitions in individual daily activity-travel-location patterns: a study using the Herfindahl-Hirschman Index*. In: *Transportation* 41 (5), 995–1011.
- Suttles, G. (1973): *The Social Construction of Communities*. Chicago.
- Tammaru, T., van Ham, M., Leetmaa K.; Kährlik, A. (2013): *The Ethnic dimensions of suburbanisation in Estonia*. In: *Journal of Ethnic and Migration Studies* 39 (5), 845–862.
- Thomas, L. (1987): *Friendship*. In: *Synthese* 72 (2), 217–236.
- Thrift, N. (2000): *Non-representational theory*. In: Johnston, R. J.; Gregory, D.; Pratt, G.; Watts, M. (Hrsg.): *The Dictionary of Human Geography*. Oxford.
- Thrift, N. (2006): *Space*. In: *Theory, Culture & Society* 23 (2–3), 139–155.

- Thrift, N. (2007): *Non-representational theory: Space, Politics, Affect*. London.
- Thrift, N.; Dewsbury, J.-D. (2000): *Dead Geographies—And How to Make Them Live*. In: *Society and Space* 18 (4), 411–432.
- Tilly, C. (1984): *Big Structures, large processes, huge comparisons*. New York.
- Tintemann, I. (2015): *City oder Suburb – Wohnoptionen für Familien im gesellschaftlichen Wandel untersucht in Düsseldorf-Innenstadt und Neuss-Allerheiligen*. Aachen. (Dissertation).
- Trudeau, D. (2018): *Sustaining Suburbia through New Urbanism: Toward Growing, Green, and Just Suburbs?* In: *Urban Planning* 3 (4), 50–60.
- Tuan, Y. (2016): *Space and Place: Humanistic Perspective*. In: Escher, A.; Petermann, S. (Hrsg.): *Raum und Ort*. Stuttgart, 133–166.
- Turner, J. C. (1987): *Rediscovering the social group: A self-categorization-theory*. Cambridge.
- van den Berg, L.; Drewett, R.; Klaassen, L. H.; Rossi, A.; Vijverberg, C. H. T. (1982): *Urban Europe. A Study of Growth and Decline*. Oxford.
- Vaughan, L.; Griffiths, S.; Haklay, M.; Jones, C. (2009): *Do the suburbs exist? Discovering complexity and specificity in suburban built form*. In: *Transactions of the Institute of British Geographers* 34 (4), 475–488.
- Vester, M.; von Oertzen, P.; Geiling, H.; Hermann, T.; Mueller, D. (1993): *Soziale Milieus im gesellschaftlichen Strukturwandel. Zwischen Integration und Ausgrenzung*. Köln.
- Vicenzotti, V. (2011): *Der „Zwischenstadt“-Diskurs: eine Analyse zwischen Wildnis, Kulturlandschaft und Stadt*. Bielefeld.
- Vogelpohl, A. (2013): *Qualitativ vergleichen – Zur komparativen Methodologie in Bezug auf räumliche Prozesse* In: Rotfuß, E.; Dörfler, T. (Hrsg.): *Raumbezogene qualitative Sozialforschung*. Wiesbaden, 61–82.
- von Kardorff, E. (1995): *Qualitative Sozialforschung. Versuch einer Standortbestimmung*. In: Flick, U.; von Kardorff, E.; Keupp, H.; von Rosenstiel, L.; Wolff, S. (Hrsg.): *Handbuch qualitative Sozialforschung*. München, 3–8.
- Voß, G. G. (1995): *Entwicklung und Eckpunkten des theoretischen Konzepts*. In: *Projektgruppe „Alltägliche Lebensführung“* (Hrsg.): *Alltäg-*

- liche Lebensführung Arrangements zwischen Traditionalität und Modernisierung. Wiesbaden, 23–42.
- Walks, A. (2013): Suburbanism as a Way of Life, Slight Return. In: *Urban Studies* 50 (8), 1471–1488.
- Webbers, M. M. (1963): Order in Diversity: Community Without Proximity. In: Wirigo, L. (Hrsg.): *Cities and Space*. Baltimore.
- Weber, M. (1972): *Wirtschaft und Gesellschaft*. Tübingen.
- Weichhart, P. (1990): Raumbezogene Identität. Bausteine zu einer Theorie räumlich-sozialer Kognition und Identifikation. Stuttgart. = *Erdkundliches Wissen* 102.
- Weichhart, P. (2008): *Entwicklungslinien der Sozialgeographie*. Von Hans Bobek bis Benno Werlen. Stuttgart.
- Weichhart, P. (2018): Identität, raumbezogene. In: *Akademie für Raumforschung und Landesplanung ARL* (Hrsg.): *Handwörterbuch*. Hannover, 909–914.
- Weichhart, P.; Weiske, C.; Werlen B. (2006): *Place Identity und Images. Das Beispiel Eisenhüttenstadt*. Mit Beiträgen von Gerhard Ainz und Christoph Sulzer sowie Marco Mehlin. Wien. = *Abhandlungen zur Geographie und Regionalforschung* 9.
- Weisshaar, B. (2013): Talk Walks. Spaziergangsforschung in Leipzig. In: Brauner, M.; Denk, A.; Grillo, I.; Hesse, K.-O.; Hoppe, K.; Hunter, M. A.; Laimer, C.; Lerjen, M.-An.; Qualmann, C.; Rauth, E.; Saum, T.; Schild, M.; Schmitz, M.; Stippl, H.; Thiele, A.; Weisshaar, B.; Wimberly, K.; Zillich, C. (Hrsg.): *Spaziergangswissenschaft in der Praxis. Formate in Bewegung*. Berlin, 115–127.
- Wenzl, T.; Wernet, A. (2015): Fallkonstruktion statt Fallrekonstruktion Zum methodologischen Stellenwert der Analyse objektiver Daten. In: *Sozialer Sinn* 1 (16), 85–101.
- Werlen, B. (1995): *Sozialgeographie alltäglicher Regionalisierungen Bd. 1: Zur Ontologie von Gesellschaft und Raum*. Stuttgart.
- Werlen, B. (1997): *Sozialgeographie alltäglicher Regionalisierungen Bd. 2: Globalisierung, Region und Regionalisierung*. Stuttgart.
- Werlen, B. (2000): *Sozialgeographie: Eine Einführung*. Bern.

- Werlen, B. (2010a): Gesellschaftliche Räumlichkeit 1. Orte der Geographie. Stuttgart.
- Werlen, B. (2010b): Gesellschaftliche Räumlichkeit 2. Konstruktionen geographischer Wirklichkeiten. Stuttgart.
- Wersch, K. (2005): Wohnungsbau im Wandel der Wohnzivilisierung und Genderverhältnisse. Hamburg, 129–133.
- Whyte, W. H. (1956): *The Organization Man*. New York.
- Wills, T. A. (1981): Downward comparison principles in social psychology. In: *Psychological Bulletin* 90, 245–271.
- Wirth, L. (1938): Urbanism as a Way of Life. In: *American Journal of Sociology* 44, 1–24.
- Wittgenstein, L. (1953): *Philosophische Untersuchungen*. Werkausgabe Bd. 1. Frankfurt am Main.
- Wittgenstein, L. (1969): *Über Gewißheit*. Werkausgabe Bd. 8. Frankfurt am Main.
- Witzel, A. (2000): Das problemzentrierte Interview. In: *Forum Qualitative Sozialforschung/Forum Qualitative Social Research* 1 (1). <http://www.qualitative-research.net/fqs-texte/1-00/1-00witzel-d.htm> (letzter Abruf: Dezember 2015)
- Wüstenrotstiftung (Hrsg.) (2012): *Die Zukunft von Ein- und Zweifamilienhausgebieten aus den 1950er bis 1970er Jahren – Handlungsempfehlungen für eine nachhaltige Nutzung*. Ludwigsburg.
- Yongling, Y. (2011): Spatial structure of Beijing during suburbanization. In: *International Journal of Urban Sciences*, 15 (2), 79–91.
- Young, D.; Keil, R. (2010): Reconnecting the disconnected: the politics of infrastructure in the in-between city. In: *Cities*, 27 (2), 87–95.
- Zängler, T. W. (2011): Freizeitmobilität und Freizeitverkehr. In: Schwedes, O. (Hrsg.): *Verkehrspolitik. Eine interdisziplinäre Einführung*. Wiesbaden, 297–316.
- Zimmer, A. (2007): *Vereine – Zivilgesellschaft konkret*. Grundwissen Politik 16. Wiesbaden.

Auf die verwendeten Internetquellen wird unmittelbar im Text verwiesen.

Abbildungsverzeichnis

<i>Abbildung 1:</i> Tatort „Nachbarn“	15
<i>Abbildung 2:</i> Praktiken der „Verheimlichung“ im Tatort	23
<i>Abbildung 3:</i> Typisierung von Strategien und Lebenszyklen suburbaner Räume. Quelle: BMVBS 2013: 130	41
<i>Abbildung 4:</i> Modell zum Prozess der menschlichen Sinnsetzung und Generierung von Deutungsmustern. Quelle: A. Göb (in Anlehnung an Legewie 1998: 4)	61
<i>Abbildung 5:</i> Zur Dualität der Lebenswelt als Schauplatz und Zielgebiet (schematische Darstellung). Quelle: A. Göb	63
<i>Abbildung 6:</i> Exemplarische Darstellung einer Selbstkategorisierung zweier Untersuchungsteilnehmer im sozialen Vergleich über ein (salientes) Merkmal der sozialen und raumbezogenen Zugehörigkeitszuschreibung. Quelle: A. Göb	70
<i>Abbildung 7:</i> Schematische Darstellung zur Aufschichtung der Lebenswelt nach Schütz/Luckmann 2017. Quelle: A. Göb	71
<i>Abbildung 8:</i> Die zeitliche, räumliche und soziale Aufschichtung der Lebenswelt nach Schütz/ Luckmann 2017 (schematische Darstellung). Quelle: A. Göb	77
<i>Abbildung 9:</i> Vorläufige Ergebnisformation eines methodologischen uadrantenmodells für Raum mit Zeitspirale als Entwicklungsdimension sowie einer Orientierungsleiste für die operationalisierbaren Wechselwirkungen zwischen den Feldern. Quelle: Sturm 2000: 199	86
<i>Abbildung 10:</i> Forschungsdesign der vorliegenden Arbeit. Quellen: Gemeinde Isernhagen und Stadt Hemmingen, Bearbeitung: A. Göb	91

<i>Abbildung 11:</i> Verortung der Untersuchungsteilnehmer in Altwarmbüchen (aus Gründen des Datenschutzes ist die Platzierung nicht lagetreu). Quelle: A. Göb	95
<i>Abbildung 12:</i> Verortung der Untersuchungsteilnehmer in Hemmingen-Westerfeld (aus Gründen des Datenschutzes ist die Platzierung nicht lagetreu). Quelle: A. Göb	95
<i>Abbildung 13:</i> Übersicht zur Datenerhebung: verwendete Instrumente (Zeile 1), erhobener „Wissensgehalt“ (Zeile 2) und Erhebungsdatum (Zeile 3). Quelle: A. Göb	96
<i>Abbildung 14:</i> Beispiel einer ausgefüllten Aktionsraumkarte von einer Untersuchungsteilnehmerin aus Altwarmbüchen (oben), und einer Untersuchungsteilnehmerin aus Hemmingen-Westerfeld (unten). Quelle: A. Göb (Kartengrundlage OpenStreetMap-Deutschland OSM. Lizenz: Open Database License (ODbl) 2017, ohne Maßstab)	104
<i>Abbildung 15:</i> Beispiel für zwei Go-Alongs mit Untersuchungsteilnehmerinnen am Beispiel einer „Freizeitfahrt“ mit dem Fahrrad in Altwarmbüchen (l.), und einer „Pendelfahrt“ mit dem Fahrrad in Hemmingen-Westerfeld (r.). Quelle: A. Göb (Kartengrundlage OpenStreetMap-Deutschland OSM. Lizenz: Open Database License (ODbl) 2017, ohne Maßstab)	109
<i>Abbildung 16:</i> Fotografisch festgehaltene Beobachtungen der Nutzung öffentlicher Räume; Momentaufnahme, die sich im Feld jedoch regelmäßig bestätigte (o. Hemmingen-Westerfeld, u. Altwarmbüchen). Quelle: A. Göb	112
<i>Abbildung 17:</i> Übersicht über die Datenauswertungsmethoden. Quelle: A. Göb	116
<i>Abbildung 18:</i> Idealtypischer Auswertungsablauf der dokumentarischen Methode (nach Nohl 2017: 30). Quelle: A. Göb	121
<i>Abbildung 19:</i> Impressionen aus Altwarmbüchen (Untersuchungsgebiet I, l.) und aus Hemmingen-Westerfeld (Untersuchungsgebiet II, r.). Quelle: A. Göb	130
<i>Abbildung 20:</i> Altwarmbüchen in den 1970er-Jahren und heute: Wohnpark (o.), Blocksbergsiedlung (u.). Quellen: Koberg 1984: 85, 89; A. Göb	136

<i>Abbildung 21:</i> Hemmingen-Westerfeld in den 1970er-Jahren und heute: Punkthochhäuser um den Rathausplatz. Quellen: Zehnpfennigs, A. Göb	141
<i>Abbildung 22:</i> Übersicht über die übergeordneten Konstruktionselemente der Lebenswelt (Wahrnehmung und Entscheidung) und deren Bezugseinheiten (Analysefelder). Die Pfeile in der Mitte der Abbildung illustrieren die Reihenfolge der Ergebnisauswertung. Quelle: A. Göb	151
<i>Abbildung 23:</i> Raumbezogene Zugehörigkeitszuschreibungen am Beispiel der Untersuchungsteilnehmer Frau Gustav, Herr Renner und Frau Nowak (schematische Darstellung). Quelle: A. Göb	154
<i>Abbildung 24:</i> Neben- und Miteinander von Wahrnehmungsmodi des Selbst im Suburbanen. Quelle: A. Göb	164
<i>Abbildung 25:</i> Zur Ich-Identität und der Frage nach der „Raum-Passung“ am Beispiel der Untersuchungsteilnehmer Frau Gustav, Herr Renner (Lfd.-Nr. 38) und Frau Nowak (Lfd.-Nr. 36) (schematische Darstellung). Quelle: A. Göb	168
<i>Abbildung 26:</i> Neben- und Miteinander von Modi der Wohnstandortentscheidung im Suburbanen. Quelle: A. Göb	184
<i>Abbildung 27:</i> Idealtypischer Ablauf einer Wanderung (in Anlehnung an Menzl 2007). Quelle: A. Göb	185
<i>Abbildung 28:</i> Stereotype der Raumwahrnehmung der Bewohner im Suburbanen (abstrahiert). Quelle: A. Göb	187
<i>Abbildung 29:</i> Bezeichnung des Wohnortes (oberh. des Pfeils) mit Zuordnung zu den Bewohnern (unterh. des Pfeils) (versch. Begriffsbezeichnungen pro Bewohner möglich; die Anordnung der Namen ist arbiträr und der Lesbarkeit geschuldet). Quelle: A. Göb	198
<i>Abbildung 30:</i> Menschenleere Straßen nach häuslichem Rückzug in verschiedenen Wohnquartieren suburbaner Räume. Quelle: A. Göb	210
<i>Abbildung 31:</i> Neben- und Miteinander von Wahrnehmungsmodi im Suburbanen. Quelle: A. Göb	213
<i>Abbildung 32:</i> Raumnutzungsmöglichkeiten der Bewohner im Suburbanen (Kriterienübersicht). Quelle: A. Göb	219

<i>Abbildung 33:</i> Die Zeit zu Hause – der Garten als Ausdruck der Alltags- und Freizeitgestaltung von Bewohnern. Quelle: A. Göb	236
<i>Abbildung 34:</i> Neben- und Miteinander von Modi der Raumnutzung im Suburbanen. Quelle: A. Göb	241
<i>Abbildung 35:</i> Aktionsraum der Bewohner in den Untersuchungsräumen (abstrahierte Darstellung: Ableitung aus den Aktionsraumkarten und deren Kontextualisierung im Interview). Quelle: A. Göb	243
<i>Abbildung 36:</i> Wahrnehmung von Anderen im Vergleich mit dem eigenen Ich am Beispiel der Untersuchungsteilnehmer Frau Gustav, Herr Renner und Frau Nowak (schematische Darstellung). Quelle: A. Göb	249
<i>Abbildung 37:</i> Neben- und Miteinander von Modi der Wahrnehmung der Anderen im Suburbanen. Quelle: A. Göb	263
<i>Abbildung 38:</i> Soziale und räumliche Bindungsoptionen im Suburbanen (schematische Darstellung). Quelle: A. Göb	269
<i>Abbildung 39:</i> Neben- und Miteinander von Modi der Interaktion im Suburbanen. Quelle: A. Göb	310
<i>Abbildung 40:</i> Funktionen eines Nachbarn. Quelle: A. Göb	312
<i>Abbildung 41:</i> Die sozial-räumliche Positionierung als Akt der Anordnung. Verknüpfung der Kontinua sozial-räumlichen und raum-zeitlichen Handelns in der alltäglichen Lebenswelt (Modell zur Rückbindung der Empirie an die Theorie). Quelle: A. Göb	324
<i>Abbildung 42:</i> Bewohner-Positionierung in ihrer „Präferenz-Schicht“ (schematische Darstellung, die kontextbezogen variieren und sich im zeitlichen Verlauf verändern kann). Quelle: A. Göb	327
<i>Abbildung 43:</i> Anpassungsstrategien der Bewohner im Suburbanen. Quelle: A. Göb	329
<i>Abbildung 44:</i> Vom subjektiven zum intersubjektiven Deutungsmuster der Bewohner im Suburbanen. Quelle: A. Göb	334
<i>Abbildung 45:</i> Zusammenfassende, abstrahierte Ergebnisdarstellung. Quelle: A. Göb	337
<i>Abbildung 46:</i> Tatort. Folge „Nachbarn“	350

Kartenverzeichnis

- Karte 1:* Großstadtreionen in Deutschland. Quelle: BBSR Laufende Raumb Beobachtung (LRB) 2019. Geometrische Grundlage: Gemeindeverbände (generalisiert), 31.12.2018 © GeoBasis-DE/BKG, Bearbeitung: P. Kuhlmann 31
- Karte 2:* Thematische Karte zur „Siedlungsstruktur und Versorgungsstruktur des Einzelhandels“ in der Region Hannover. Quelle: RROP 2016 134

Wie konstruieren Bewohner(innen) im suburbanen Raum ihre alltägliche Lebenswelt? Anhand dieser Forschungsfrage stellt die vorliegende Arbeit heraus, wie Lebenswelten im deutenden Wahrnehmen und sinnhaften Handeln von Menschen unter bestimmten räumlichen Voraussetzungen (re)produziert und in (inter)subjektiven Deutungsmustern manifest werden. Das Ergebnis: In der Raumnutzung und Interaktion sind zwei Deutungsmuster von Relevanz, auf die sich alle Bewohner(innen) verständigen können: „man hat hier alles“ und „man kennt sich halt“. In seiner Überschaubarkeit resp. Erwartbarkeit stellt der suburbane Raum eine Komfortzone dar; er ermöglicht ein bequemes, kalkulierbares Leben „vor Ort“, ohne eine Gegenleistung dafür erbringen zu müssen. Man kann sich entscheiden, ohne sich festlegen zu müssen. Der suburbane „Kann-Raum“ liegt unbestimmt, aber bestimmbar im Kontinuum zwischen einem Hier und Dort, Ich und Wir, dem Städtischen und dem Ländlichen. Die Forschungsarbeit eröffnet vielfältige, tiefe Einblicke in Lebenswelten im Suburbanen und zeigt, wie diese von ihren Konstrukteur(inn)en sozial-räumlich er- und gelebt werden.